Zagreber Germanistische Beiträge

Jahrbuch für Literatur- und Sprachwissenschaft

6

ZGB 6 (1997) (1-220) ZAGREB

UNIVERSITÄT ZAGREB
ABTEILUNG FÜR GERMANISTIK DER PHILOSOPHISCHEN FAKULTÄT

CODEN ZGBEEY ISSN 1330-0946T UDC 803.0+830

Zagreber Germanistische Beiträge

Jahrbuch für Literatur- und Sprachwissenschaft

Herausgegeben an der
Abteilung für Germanistik
der Philosophischen Fakultät
der Universität Zagreb

Schriftleitung

Marijan Bobinac (verantw. Chefredakteur), Zrinjka Glovacki-Bernardi, Mirko Gojmerac, Maja Häusler, Dragutin Horvat, Svjetlan Vidulić

Wissenschaftlicher Beirat

Ivo Runtić, Stanko Žepić, Viktor Žmegač (Vorsitzender)

Anschrift der Schriftleitung

Zagreber Germanistische Beiträge, Abteilung für Germanistik der Philosophischen Fakultät der Universität Zagreb, Ivana Lučića 3, HR–10000 Zagreb, Tel. (01) 61 20 052

Zagreber Germanistische Beiträge veröffentlichen literatur- und sprachwissenschaftliche Abhandlungen sowie Bibliographien und Buchbesprechungen. Gefördert vom **Wissenschaftsministerium der Republik Kroatien** und vom **Deutschen Akademischen Austauschdienst**.

Bezugsbedingungen

Informationen auf Anfrage bei der Fa. Dominović Verlag.

Bestellungen und Auslieferung

Fa. Dominović Verlag, Postfach 555, Trnjanska 54/A, HR-10001 Zagreb, Tel.: +385-1-61 15 949; Fax: +385-1-61 14 240

Design

Franjo Kiš, ArTresor naklada , Zagreb

Satz

ArTresor naklada, Zagreb, Ilica 75

Druck

KRATIS, Zagreb

Printed in Croatia

©
Abteilung für Germanistik
der Philosophischen Fakultät
der Universität Zagreb

ZGB 6 (1997) (1-220) ZAGREB

Zagreber Germanistische Beiträge

6

INHALT

LITERATURWISSENSCHAFT

DIETER BORCHMEYER
Mythos: 1800 – 1900 – 2000 **1**

U. HENRY GERLACH
Helferin oder Hindernis? Die Frau in Grillparzers *König Ottokars Glück und Ende* **13**

VIKTOR ŽMEGAČ
Literatur und Gesellschaft aus der Sicht der Neuklassik **29**

UWE SCHÜTTE
Grüne Zukunft? Ökologische Utopien in der Literatur des Wilhelmismus **41**

ECKART FRÜH
Joseph Roth, Ernst Krenek und Karl Kraus bei Einbruch der *Dritten Walpurgisnacht* **51**

ULRICH DRONSKE
Das Jugoslawienbild in den Texten Peter Handkes **69**

DRAGUTIN HORVAT
Österreichische Literatur in Kroatien (II) **83**

SPRACHWISSENSCHAFT

STANKO ŽEPIĆ
Direkte und indirekte Hinweise zur deutschen Aussprache auf kroatischem Boden vom 16.–19. Jahrhundert **93**

NADA IVANETIĆ
Germanismen in der čakavischen Mundart von Bribir **109**

SLAĐAN TURKOVIĆ
Deutsche Lehnwörter in den Fachsprachen der Zagreber Handwerker **131**

MAJA HÄUSLER
Vom Bildungswert des Deutschlernens. Analyse des Lehrbuchs für Gymnasien von G. Šamšalović ***157***

MARINA FRUK
Die Illyristen als Mitarbeiter der Zeitschrift »Croatia« (1839–1842) ***185***

BESPRECHUNGEN

DRAGUTIN HORVAT
Auf der Spur der Vergessenen (Uwe Schütte: *Auf der Spur der Vergessenen. Gerhard Roth und seine Archive des Schweigens*) ***199***

DRAGUTIN HORVAT
In Sachen österreichische Literatur (Joseph P. Strelka: *Mitte, Maß und Mitgefühl. Werke und Autoren der österreichischen Literaturlandschaft*) ***203***

UWE SCHÜTTE
'Bin ein trauriger Dichter teutonischer Zunge'. Helmut Böttingers Spurensuche an den Orten Paul Celans (Helmut Böttinger: *Orte Paul Celans*) ***207***

MARIJAN BOBINAC
Hofmannsthal zwischen Historismus und Moderne (Jacques le Rider: *Hugo von Hofmannsthal. Historismus und Moderne in der Literatur der Jahrhundertwende*) ***213***

INJA SKENDER
Eine neue kroatische Grammatik der deutschen Sprache (Zrinjka Glovacki-Bernardi: *Osnove njemačke gramatike*) ***219***

Linguistisches Schwerpunktthema: Deutsch in Kroatien

Die Beiträge der Rubrik Sprachwissenschaft erörtern unterschiedliche Aspekte deutsch-kroatischer Sprachbeziehungen. Der Beitrag »Deutsche Lehnwörter in den Fachsprachen der Zagreber Handwerker« ist entstanden im Rahmen des Forschungsprojektes Österreichisch-kroatische Sprachbeziehungen in der Neuzeit, besonders seit dem 18. Jahrhundert, gefördert durch das Ost-West-Programm des Bundesministeriums für Wissenschaft und Forschung der Republik Österreich, unter der Leitung von Univ.- Prof. Dr. Peter Wiesinger in Wien und Frau Univ.-Prof. Dr. Zrinjka Glovacki-Bernardi in Zagreb; es wurde vom 1. Jänner 1994 bis 30. April 1996 durchgeführt. Die übrigen vier Beiträge stellen die ersten Forschungsresultate eines neuen, vom kroatischen Wissenschaftsministerim geförderten Projektes dar, das Deutsch in Kroatien unter soziolinguistischen, soziokulturellen, geschichtlichen und sprachpolitischen Aspekten erforscht.

Zagreber Germanistische Beiträge 6(1997), 1–12

MYTHOS: 1800 – 1900 – 2000

Dieter BORCHMEYER
(Universität Heidelberg)

Zusammenfassung

Ein Vergleich zwischen den drei genannten Jahrhundertwenden wird hier unter dem Aspekt sich wandelnder Mythos-Interpretationen durchgeführt. Der chronologische Weg führt dabei von der Romantik (in der die Grundlagen aller späteren Auffassungen zu finden sind) über Wagners Schriften zu den wechselnden Antworten auf die Herausforderung des Mythos in den Jahrzehnten nach 1900 (Joyce, T. Mann, Broch). Die postmoderne Konstellation schließlich scheint der mythischen, zyklischen Deutung der Weltgeschichte recht zu geben gegenüber dem utopischen linearen Modell der Aufklärung.

1.

Die Arbeit am Mythos hat hohe Konjunktur. Es ist wohl keine verwegene Hypothese, wenn man behauptet, daß diese Konjunktur mit der bevorstehenden Jahrhundert- und Jahrtausendwende zusammenhängt, so wie auch schon am Ende des 18. und 19. Jahrhunderts der Mythos auffallend ins Blickfeld der intellektuellen Zeitgenossen rückte – in allen drei Fällen offensichtlich herausgefordert durch den Sieg rationalistischer Weltentzauberung: der Aufklärung im achtzehnten, des kapitalistischen Materialismus und der vermeintlich die »Welträtsel« lösenden naturwissenschaftlichen Erklärungsmodelle im neunzehnten, schließlich der Beherrschung, ja Ausbeutung der Natur und Kultur bis an den Rand der Zerstörung ihrer Lebenszentren durch das instrumentell-technizistische Denken im zwanzigsten Jahrhundert: *Mythos versus Entzauberung*.

Zweifellos spiegelt die hohe Konjunktur des Mythos aber auch – wie am Ende des 18. und 19. Jahrhunderts – das Stimmungsgefälle des Jahrhundertendes wider. 2000: ein Säkulum geht zuende, ein neues beginnt. Ende als Beginn. Das aber ist die – linearer Historizität entgegengesetze – zyklische Grunderfahrung des Mythos, der immer wieder auf Weltanfang

und Weltende ausgreift, eines im anderen – in der von Thomas Mann in seinen Josephsromanen und Wagner-Essays beschriebenen temporalen Doppeldeutigkeit des 'Einst' – spiegelt und miteinander gleichsetzt, den Weltablauf als Wiederholung archetypischer Muster begreift: *Mythos versus Historie*.

»Es ist nicht abwegig«, schreibt der rumänische Religionswissenschaftler Mircea Eliade in seinem Buch *Kosmos und Geschichte. Der Mythos der ewigen Wiederkehr* (1984), »sich eine nicht ferne Zukunft vorzustellen, in der die Menschheit, um ihr Fortleben zu sichern, sich gezwungen sehen könnte, nicht mehr 'Geschichte zu machen' [...]. Sie mag sich dann vielleicht damit zufriedengeben, die vorgeschriebenen archetypalen Handlungen zu wiederholen und sich zu bemühen, jede spontane Handlung als bedeutungslos und gefährlich zu vergessen, die möglicherweise 'historische' Konsequenzen nach sich ziehen könnte.« 'Posthistoire' als mythischer Wiederholungszustand.

Ein Drittes kommt hinzu: mit dem Zusammenbruch des Kommunismus, der Enttäuschung einer der letzten großen weltgeschichtlichen Illusionen – des Sozialismus –, dem schwindenden Glauben an die »grands récits«, die retrospektiven und illusionären Einheitsperspektiven und totalisierenden Meta-Erzählungen ist auch die vor zwanzig, dreißig Jahren noch so hoch im Kurs stehende Utopie im Wert fast bis auf den Nullpunkt gefallen. Das utopische Denken der späten Neuzeit hat die abgeschiedenen Inseln, die dem erfahrbaren Raumkontinuum entzogenen 'Nicht-Orte' traditioneller Utopien, aus dem – bis in die fernsten Weltwinkel erforschten und von der Phantasie ausgereizten – *Raum* in die *Zeit* und in ihr noch nicht Ausgeschöpftes: in die Zukunft verlegt, in einen idealen Endzustand, zu dem sich die Menschheitsgeschichte höherentwickeln soll. Die Utopie blickt hinauf und ans Ende – und zurück nur, um aus der Vergangenheit, vom Urzustand der Menschheit her allenfalls ein verkleinertes Bild dessen zu empfangen, was aus ihr werden soll. (Denken wir an Schillers Unterscheidung von Natur und Ideal: zur verlorenen Natur soll der Mensch zurückblicken, um sich zum erst zu findenden Ideal aufschwingen zu können.) Der utopische Rückblick geschieht im Dienste des Vorausblicks. Der Mythos aber wendet seinen Blick vornehmlich zurück, denn seine Prämisse lautet, daß Geschichte Reaktualisierung archetypischer Ereignisse ist, Wiederholung im Zyklus, nicht Progression auf der geraden Linie. (Wenn es im mythischen Denken eine Höherentwicklung gibt, dann in spiralischer Form.) Daß die Utopie außer Kurs geraten, der Mythos aber durchaus gegenwärtig ist, mag mit der Erfahrung zusammenhängen, daß die Geschichte sich – jenseits des technischen Fortschritts – doch eher als Wiederkehr des Gleichen im Guten und Bösen denn als Fortschritt zum Besseren zu erweisen scheint: *Mythos versus Utopie*.

Das ist nicht nur ein Befund für diese, sondern auch für die beiden vergangenen Jahrhundert-Enden, denen zunächst ein optimistischer Auf-

schwung und dann eine große Desillusionierung voranging. Die Aufklärung zeigte im Fortgang des 18. Jahrhunderts mehr und mehr ihre dialektische Kehrseite, spätestens während und in der Folge der Revolution. Ehe diese eintrat, so Schiller in seinem Brief an den Prinzen von Augustenburg vom 13. Juli 1793, habe man sich »mit dem lieblichen Wahne schmeicheln« können, der Moment sei nun gekommen, »wo die Philosophie den moralischen Weltbau übernehmen und das Licht über die Finsternis siegen könnte«. Doch das Gegenteil sei eingetreten.

Ähnlich zeigte der ungeheure wirtschaftliche Aufschwung im 19. Jahrhundert bald seine inhumanen Schattenseiten, und überdies verflüchtigten sich zumal in Deutschland nach der gescheiterten Revolution von 1848/49 die revolutionär-utopischen Illusionen. Ein Musterbeispiel dafür ist die Werkgeschichte von Wagners *Ring des Nibelungen*, der anfänglich im Gewande des Mythos eine Utopie entwarf, um die progressive Linie dieser Utopie mehr und mehr zur zyklischen des Mythos zurückzukrümmen.

Der junge Nietzsche wird schließlich, von Wagner inspiriert – mit ungeheuren Folgen für das Kulturverständnis der Jahrhundertwende –, in der *Geburt der Tragödie* und der zweiten 'Unzeitgemäßen Betrachtung' *Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben* dem modernen, von der »Historie« überfütterten Menschen, dessen Kultur »keinen festen und heiligen Ursitz hat, sondern alle Möglichkeiten zu erschöpfen und von allen Kulturen sich kümmerlich zu nähren verurteilt ist«, der also mit dem festen Sinnhorizont seine Handlungsfähigkeit eingebüßt hat, einen neuen mythischen Horizont verordnen. »Ohne Mythus [...] geht jede Kultur ihrer gesunden schöpferischen Naturkraft verlustig: erst ein mit Mythen umstellter Horizont schließt eine ganze Kulturbewegung zur Einheit ab.« (*Die Geburt der Tragödie*, Kap. 23)

2.

Postrationalistische, posthistorische, postutopische, kurz: postmoderne Tendenzen prägen das heutige Mythos-Verständnis. Sein spezifisch moderner: oppositioneller oder 'postistischer' Charakter hat seinen Ursprung zweifellos in der Spätaufklärung. Alle späteren 'Renaissancen' des Mythos sind gewissermaßen Wiederholungen der ersten Opposition gegen die rationalistische Profanisierung der Welt im späten 18. Jahrhundet. Die Demontage des mythischen durch die Aufklärung hat ihrerseits natürlich eine Vorgeschichte. Ihre ersten Spuren finden sich in der Mythenexegese der spätgriechischen Aufklärung und schließlich in der Opposition des frühen Christentums gegen die als bloßes Lügengebäude denunzierte Mythologie. Die temporale Struktur des Mythos, nämlich die Zirkularität der ewigen Wiederkehr im Gegensatz zur Linearität und Irreversibilität

der geschichtlichen Zeit, wird zum erstenmal in der Geschichte für das Christentum zum großen Ärgernis. Gegen die periodischen Kosmogonien, Theophanien und Kataklysmen des mythischen Weltbildes setzt es die Einmaligkeit der Weltschöpfung, der Epiphanie des Erlösers und des Weltendes – die freilich in der Liturgie ihre zirkuläre Wiederkehr erleben. Der Mythos ist gewissermaßen in der christlichen Religion aufgehoben, sie impliziert und transzendiert ihn zugleich.

An die spätantike Mythenentlarvung knüpft die 'Betrugstheorie' der Aufklärung an. Gegen sie jedoch opponiert schon, seiner Zeit um mehr als ein halbes Jahrhundert vorauseilend, Gian Battista Vico in seinen *Principi di una scienza nuova* (1725), wenn er im Rahmen einer Grundsatzkritik am cartesianischen Rationalismus die »logica poetica« der Mythen verteidigt. Die zunehmende Abstraktheit des Staates im Gefolge des aufgeklärten Absolutismus und der Französischen Revolution, die Entnuminosierung der Welt durch die Naturwissenschaft und der aus dem christlichen Monotheismus hervorgehende abstrakte Gottesbegriff der Philosophen wecken neue Sehnsucht nach dem Mythos: Schillers *Götter Griechenlands* (1788) haben dafür den Ton angegeben. Hier steht die berühmte Formel von der nur noch dem »Gesetz der Schwere« dienenden »entgötterten Natur«, die später Max Weber zum Inbegriff seiner Theorie des okzidentalen Rationalismus und des durch ihn bewirkten irreversiblen Prozesses der Entzauberung der Welt geworden ist. »Ausgestorben trauert das Gefilde, / Keine Gottheit zeigt sich meinem Blick.« Allein die Dichtung kann »die Götter wieder aufstellen«, die »in die Brust des Menschen zurückgekehrt« sind (so Schiller in der Vorrede zur *Braut von Messina*, 1803).

In dem Hegel, Hölderlin und Schelling zugeschriebenen sogenannten »Ältesten Systemprogramm des deutschen Idealismus« wird angesichts der Mechanisierung des Staates und der Entsinnlichung der Religion ein Postulat aufgestellt, das »soviel ich weiß, noch in keines Menschen Sinn gekommen ist – wir müssen eine neue Mythologie haben, diese Mythologie aber muß im Dienste der Ideen stehen, sie muß eine Mythologie der Vernunft werden« – sie wird also an die Aufklärung als deren Erweiterung und Korrektur zurückgebunden. Eine »neue Mythologie« fordert auch Friedrich Schlegel in seiner *Rede über die Mythologie* (1800), die freilich bei ihm auf ein synkretistisches Gemisch aus antik-klassischen, nordischen, indischen und modernen Elementen hinausläuft, das sich mit seinem antiquarischen Charakter noch weit von der späteren Mythos-Konzeption Wagners und Nietzsches unterscheidet.

Gleichwohl ist es die deutsche Romantik um 1800 gewesen, die bei allem Beharren auf dem historisch distanzierenden Lehr-Begriff der Mythologie das moderne Mythos-Verständnis entscheidend vorbereitet hat – am prononciertesten vielleicht Schellings nachgelassene Philosophie der Mythologie, welche bis in die Antike zurückweist, die den Mythos auf physi-

kalische, ethische oder politische Sachverhalte reduziert. Die Mythologie ist nach Schelling nicht Allegorie, die im Sinne des griechischen Worts »etwas anderes sagt«, auf eine andere Realität verweist, sondern »Tautegorie«, die auf sich selbst verweist. »Die Götter sind ihr wirklich existierende Wesen, die nicht etwas anderes sind, etwas anderes *bedeuten*, sondern *nur* das bedeuten, was sie sind.«

Hier sind wir der Bestimmung des Mythos von seiten der modernen Religionswissenschaft schon sehr nahe. Für sie ist Mythos zunächst das »autoritative Offenbarungswort« (so Walter F. Otto und Karl Kérenyi), das anders als »Logos« die Sache selbst ist, die es bezeichnet, dann heilige Geschichte, in der von wahren Ereignissen und Handlungen übernatürlicher Wesen berichtet wird, die in »primordialer Zeit« (Mircea Eliade: *Mythos und Wirklichkeit*, 1988) stattgefunden haben. Sie beziehen sich also auf eine Schöpfung oder Gründung und werden dergestalt zum exemplarischen Modell aller grundlegenden menschlichen Tätigkeiten, zum ständig reaktualisierten Ereignis. Dadurch unterscheidet sich der echte Mythos als wahre und allgemein verbindliche Wirklichkeitsdeutung von den unbeglaubigten – und daher auch nicht zu kultischem Rang erhobenen – mythologischen Fiktionen und Märchen in seinem Gefolge. Dem Märchen fehlt vor allem die Struktur der Reaktualisierung, sein Inhalt ist – als bloß erfundener – ohne Verbindlichkeit und Verbindung zur Gegenwart. Bündig hat das Gerhard Schmidt-Henkel in seinem Buch *Mythos und Dichtung* (1967) formuliert: Wo das Märchen sagt: »Es *war* einmal«, beschwört der Mythos: »Es war *einmal*« – und *ist* damit immer.

3.

Bis weit ins 19. Jahrhundert wurde der Begriff des Mythos durch den Lehrbegriff der Mythologie (eben als Bezeichnung der Lehre von den Mythen der alten Völker) in den Hintergrund gedrängt. Noch zu Beginn dieses Jahrhunderts war er durchaus ungebräuchlich, wie ein Blick in Diktionäre und Lexika zeigt. In den großen Wörterbüchern des 18. und 19. Jahrhunderts von Adelung bis Grimm erscheinen in der Regel nur die Begriffe »Mythologie« und »Mythe«. Nicht anders steht es mit den Nachschlagewerken von Sulzers *Allgemeiner Theorie der Schönen Künste* (1771 ff.) bis zu den Enzyklopädien des späten 19. Jahrhunderts. Meyers Konversationslexikon verweist beispielsweise in der Ausgabe von 1877 für »Mythus« (mit üblicherweise latinisierter Endung) auf das Stichwort »Mythologie«. In der Ausgabe von 1906 bildet »Mythus« bereits ein eigenes, freilich in nur sechs Zeilen abgehandeltes Stichwort. Gut zwei Generationen später, in der Ausgabe von 1976, tritt das Stichwort »Mythologie« dagegen ganz in den Schatten von »Mythos« – nun natürlich mit griechischer

Endung. Aus diesen lexikographischen Fakten spricht eine tiefgreifende Neueinschätzung des 'Mythischen', die sich auch in der modernen Literatur seit dem späten 19. Jahrhundert widerspiegelt. Die Wiederentdeckung des Mythos durch die Religions- und Altertumswissenschaft, Ethnologie, Philosophie und Psychologie um die letzte Jahrhundertwende fällt zeitlich mit dem Aufbruch der literarischen Moderne auffallend zusammen, ja prägt zumindest im deutschen Sprachraum entscheidend deren Physiognomie.

Der erste übrigens, der das Wort Mythos als Kardinalbegriff gegenüber »Mythologie« durchgesetzt hat, ist Richard Wagner gewesen. In seinem theoretischen Hauptwerk *Oper und Drama* (1850/51) verwendet er den Terminus konsequent mit der griechischen Endung, die nicht einmal Nietzsche übernommen hat (der noch, wie übrigens meist auch noch Hofmannsthal und Thomas Mann, von »Mythus« redet). Von der »Mythologie« mit ihren antiquarisch-didaktischen Implikationen will Wagner nichts mehr wissen. Für ihn wird der Mythos zum konstanten Erklärungsmodell der Wirklichkeit: »Das Unvergleichliche des Mythos ist, daß er jederzeit wahr, und sein Inhalt, bei dichtester Gedrängtheit, für alle Zeiten unerschöpflich ist. Die Aufgabe des Dichters war es nur, ihn zu deuten.« Vier Punkte sind hier von entscheidender Bedeutung: der erste ist die durch keinen Zeitbezug beschränkte Wahrheit des Mythos, der zweite seine Struktur »dichtester Gedrängtheit« (ist es doch Wagner zufolge seine Tendenz, die Vielfalt und Zerstreutheit der Erscheinungswelt in »plastischen« Gestalten zu konzentrieren), der dritte seine Unerschöpflichkeit, da seine Wahrheit nie in einer bestimmten Auslegung aufgeht; der vierte Punkt schließlich ist die Tatsache, daß der einzelne Dichter den Mythos nicht schafft, sondern ihn »nur« deutet: die fortlaufende 'Arbeit am Mythos'.

In seiner 1848/49 entstandenen Schrift *Die Nibelungen. Weltgeschichte aus der Sage* hat Wagner den Mythos auf den Spuren Herders und der Romantik als Inbegriff der »Volksanschauung« bestimmt. Diese orientiert sich an bestimmten vorhistorischen Urtypen (»Urkönigtum«, »Urheldentum«, »Urstadt« usw.), welche von den »Geschichtsvölkern« immer wieder im Glauben an eine »mythische Identität« nachgebildet worden seien. Mit dem Gedanken der geschichtlichen 'Wiederholung' archetypischer Ereignismuster hat Wagner eines der wichtigsten Strukturelemente mythischen Dichtens bezeichnet. Seine Urtypen entsprechen genau den von der modernen Mythosforschung definierten »numinosen Prototypen« (so der Terminus von Kurt Hübner in seinem Buch *Die Wahrheit des Mythos*, 1985), d.h. den Ursprungsereignissen (Archai), die das vom Mythos strukturierte politisch-soziale Leben der alten Völker prägten und die nicht bloß Erinnerung waren, sondern als »primordiale Ereignisse« (Mircea Eliade) das verbindliche Modell gegenwärtigen Handelns, das in ihm identisch anwesende Paradigma bildeten.

In *Oper und Drama* hat Wagner die Formstruktur des Mythos und der mythischen Dichtung als »das verdichtete Bild der Erscheinungen« (eben aufgrund ihrer primordialen Typisierung) bestimmt. In diesem Punkt sind ihm nicht nur Nietzsche – der den Mythos in der *Geburt der Tragödie* (23. Kap.) als »das zusammengezogene Weltbild«, als »Abbreviatur« der Erscheinungswelt bestimmt –, sondern auch Thomas Mann und vor allem Hofmannsthal für seine Bestimmung der »mythologischen Oper« gefolgt. In seinem fingierten Gespräch mit Richard Strauss über *Die ägyptische Helena* (1928) führt er an einer Reihe von Beispielen aus, daß die »mythischen Elemente« der Helena-Oper nichts als »Verkürzungen« moderner Zivilisationserscheinungen seien, die sich durch »kleine Veränderungen« in dieselben transponieren ließen. »Nehmen Sie überhaupt alles so, wie wenn es sich vor zwei oder drei Jahren irgendwo zwischen Moskau und New York zugetragen hätte!«

Das Bedürfnis nach einer ästhetischen Abbreviatur der Erscheinungswelt hängt offensichtlich mit der zunehmenden Unübersichtlichkeit, Abstraktheit und Anonymität der modernen Zivilisation zusammen. Das bedeutet nicht notwendig – das Beispiel Hofmannsthals zeigt es –, daß mythische Dichtung sich in entlegene Welten zurückzieht, sondern daß sie gerade in ihren Chiffren den modernen Weltzustand zu erfassen sucht. Goethes *Faust II* und Wagners *Ring des Nibelungen* sind dafür die bedeutendsten mythisch-dramatischen Beispiele des 19. Jahrhunderts.

4.

Wagner hat den Mythos entschieden also von der »Mythologie« als der Lehre von den 'Mythen' der alten Völker getrennt. Er ist für ihn nicht mehr geschichtlich bedingt, sondern umgekehrt ist ihm die Geschichte mythisch bedingt, Derivat des Mythos, dessen Urtypen sie wiederholt. Dennoch beschreibt Wagner die Gegenwart, deren Stigmata Naturzerstörung, nihilistische Machtbesessenheit, Korruption der menschlichen Beziehungen durch die Herrschaft des Kapitals, Abstraktheit und Anonymität der gesellschaftlichen Verhältnisse sind, als ein dem Mythos entfremdetes Zeitalter. Der entgötterte, von Wisenschaft, Politik und Historie dominierte prosaische Weltzustand der Moderne läßt sich in seiner Dispersivität nicht mehr zu geschlossener Gestalt zusammendrängen. Die ihm korrespondierende Kunstform ist daher nicht die von der kondensierten Gestalt des Mythos geprägte Tragödie, sondern der Roman mit seiner offenen Struktur. Da aber die Entfremdung vom Mythos in diesem selber vorgezeichnet ist, zyklisch wieder aufgehoben wird (»der Mythos ist Anfang und Ende der Geschichte«), kann der moderne Weltzustand im »Kunstwerk der Zukunft«, in der utopischen Gattung des Musikdramas gleichwohl in mythischer Abbreviatur vergegenwärtigt werden.

Das geschieht tatsächlich in Wagners musikdramatischem Lebenswerk *Der Ring des Nibelungen*, das in der Gestalt der germanischen Götterwelt ein symbolisches Bild des in seiner komplexen Struktur vom Roman widergespiegelten prosaischen Zeitalters bietet. Wie die Geschichte hier im Mythos aufgehoben wird, so soll sich das Musikdrama als in symbolischer Verdichtung aufgehobener Roman legitimieren. Dessen extensive Totalität wird durch intensive Totalität ersetzt. Das »wirklich verständliche Bild des Lebens« wird nach Wagner erst in dem »durch die Geschichte [...] gerechtfertigten Mythos« wie in dem durch den Roman 'gerechtfertigten' musikalischen Drama gewonnen.

Wagners Mythostheorie ist zumal von Thomas Mann umfassend rezipiert und in seine Poetik des Romans integriert worden, doch er leugnet die von Wagner behauptete genuine Affinität des Mythos zum Drama. Wagners eigene Tetralogie sei viel mehr »szenisches Epos« als Drama, nicht zuletzt aufgrund des Leitmotivs, das »im Innersten episch, [...] homerischen Ursprungs« sei (so Thomas Mann in seinem*Versuch über das Theater*, 1908). Er stülpt daher Wagners Theorie genau um: wie dieser das mythische Musikdrama als symbolisch verdichteten Roman bestimmt, so Thomas Mann den Roman als in seine epischen Grundlagen zurückverwandeltes Musikdrama. Mythische (Arche-)Typisierung ist für ihn daher auch das Recht des Romans, dessen Aufgabe mitnichten realistische Extensität, sondern »Verinnerlichung« sei (*Die Kunst des Romans*, 1940), nicht zuletzt aufgrund der Leitmotivik. Diese entspricht – so die These des Philosophen Kurt Hübner – in ihrer variierenden Wiederholung den primordialen Ereignismustern und Ursprungsgeschichten des Mythos, welche die Folge des menschlichen Handelns in einen zyklischen Zusammenhang einbetten.

In einem Brief an Karl Kerényi vom 24. März 1934 begrüßt Thomas Mann lebhaft den Plan des großen Mythosforschers, eine Abhandlung »über die Rückkehr des modernen Romans zum Mythos« zu schreiben »und dabei diese Rückkehr als eine eigentliche *Heimkehr* aufzufassen«. Thomas Mann schätzt diese Tendenz als repräsentativ für den modernen Roman ein und nennt als Beispiel – neben seinen ersten beiden Josephsromanen (1933/34) – die 1934 veröffentlichte *Babylonische Wandrung* von Alfred Döblin. Er selbst habe, so heißt es in seiner Rede *Freud und die Zukunft* (1936) spätestens mit den Josephsromanen den Schritt vom »Bürgerlich-Individuellen zum Mythisch-Typischen« vollzogen, um jene »Brunnentiefe der Zeiten« auszuloten, »wo der Mythus zu Hause ist und die Urnormen, Urformen des Lebens gründet«.

Dementsprechend will Thomas Mann in senen Josephsromanen »von Anfängen, wo alles zum ersten Male da war« erzählen, also von »lauter Gründungen«, der »Gründung der Liebe, des Hasses, des Mordes« und anderem. Diese »Erstmaligkeit« ist zugleich »mythisches Schema«, das dem »individuellen Charakter« – der jenes Schema wiederholt und durch

den dasselbe »gegenwärtig« gemacht wird – seine »Würde« verleiht. Wesentliches Leben ist für Thomas Mann ein »In-Spuren-Gehen«, »Nachfolge« in den Formen prototypischer Muster.

Die »Gelebte Vita« als »Gelebter Mythus« ist nach seinem Geständnis in der Rede *Freud und die Zukunft* auch die »epische Idee« seiner Josephsromane, welche wirklich dem von Mircea Eliade beschriebenen Zustand entspricht, in dem die Menschheit nicht mehr Geschichte macht, sondern archetypale Handlungen wiederholt. Der Abstieg in die Brunnentiefe der Zeiten bedeutet, daß die Zeit als lineare Sukzession in der Simultaneität mythisch-prototypischer Ereignismuster aufgeboben wird. »Zum Raum wird hier die Zeit«, darf man mit Wagners Gurnemanz sagen.

Panajotis Kondylis hat in seinem Buch *Der Niedergang der bürgerlichen Denk- und Lebensformen* (1991) beschrieben, daß der Roman des 20. Jahrhunderts den Vorrang der Größe »Zeit« weithin durch den der Größe »Raum« abgelöst, die Zeit durch ihre simultane Vergegenwärtigung in Gestalt von Bildmustern, Leitmotiven, Analogien und Kontrasten verräumlicht habe. Die Zeit werde nicht mehr vorrangig als »Linie«, auf der die Aufeinanderfolge der Ereignisse ein für allemal festgelegt ist, sondern als »Fläche« vorgestellt, auf der sie ohne stringente Folge simultan nebeneinander stehen können. Das aber ist auch der Darstellungsmodus des Mythos.

5.

Wir sagten bereits, daß der Hang zum Mythos seit dem späten 18. Jahrhundert mit der zunehmenden Abstraktion, Anonymität und Atomisierung der modernen Zivilisation zusammenhängt. Niemand hat das klarer erkannt als T.S. Eliot in seiner Rezension von Joyces *Ulysses* (1923). Sie trägt bezeichnenderweise den Titel *Ulysses, Order, and Myth*. Eliot erhebt die »mythische Methode« zu einer Forderung an die moderne Literatur, durch die der chaotischen und sinnentleerten Gegenwart eine Gestalt- und Sinnordnung einzustiften sei: »It is simply a way of controlling, of ordering, of giving a shape and a significance to the immense panorama of futility and anarchy which is contemporary history.«

In eine ähnliche Richtung weisen Hermann Brochs Aufsätze über das Mythosproblem. In seinem Essay *Mythos und Dichtung bei Thomas Mann* (1935) beschreibt er die Gegenwart mit den gleichen Vokabeln wie Eliot (»Unordnung«, »Anarchie«, »Chaos«, »ins Sinnlose geratenes Weltgeschehen«) und bezeichnet nun angesichts der beiden ersten Romane der *Joseph*-Tetralogie (1933/34) die »Rückverwandlung eines chaotichen Seins in ein mythisches Organon« als das »dichterische Problem und die menschliche Mission Thomas Manns«. Daß Broch sie auch als sein eigenes Problem empfunden hat, manifestiert sein Hauptwerk *Der Tod des Vergil* (1939-45).

Dieter Borchmeyer: MYTHOS: 1800 – 1900 – 2000
Zagreber Germanistische Beiträge 6(1997), 1–12

Dank der »mythischen Erbschaft der Dichtung« strebe diese nach kosmogonisch geordneter Totalität (*The Heritage of Myth in Literature*, 1944). Diese Suche nach Totalität – die laut Hegel für die epische Großform strukturbestimmend ist – prägt den Roman dieses Jahrhunderts nicht weniger als den des 19. Jahrhunderts. Je weniger sie aber aufgrund der Anonymisierungs- und Atomisierungsprozesse der modernen Geschichte in der Weise realistischer Widerspiegelung erreichbar ist, desto mehr wird nach der holistischen Integrationskraft des Mythos gesucht, der einem Wort von Lévi-Strauss zufolge bestrebt ist, »auf kürzestem Wege zu einem totalen Verständnis des Universums zu gelangen«. – »Und in der Tat«, so schreibt Broch in seinem Essay *Hofmannsthal und seine Zeit* (1949): »tief im Unbewußten [...] aller großen Kunst ruht der Wunsch, nochmals Mythos werden zu dürfen, nochmals die Totalität des Universums darzustellen. Im Mythos hat allüberall menschliche Geschichte angehoben, [...] haben jene Ur-Assoziationen, Ur-Vokabeln, Ur-Symbole ihre erste Gestaltwerdung erfahren, und jede neue Geschichtsepoche hat sie, wenn auch in verschiedenen Formen für sich neuentdeckt.«

6.

Zu den wichtigsten Ergebnissen der modernen Mythosforschung seit Ernst Cassirers Buch *Das mythische Denken* (1925) gehört die Einsicht in die »Rationalität des Mythischen« (so Kurt Hübner). Mythisches Denken ist demnach nicht, wie noch die Mythologen im Umkreis der Romantik glaubten, bloß bei Völkern auf frühen Entwicklungsstufen, in der »infantia generis humani« angesiedelt (wie Christian Gottlob Heyne 1798 in seinem Traktat *De fide historica aetatis mythicae* schreibt) und heute deshalb allenfalls in der Vorstellungswelt des Kindes anzutreffen, sondern eine allgemeinmenschliche Gegebenheit wie die Rationalität auch. So bemerkt gar Claude Lévi-Strauss, dessen strukturalistische Analyse des Mythos aus dessen moderner Erforschung nicht mehr hinwegzudenken ist, in seiner *Strukturalen Anthropologie* (1971), »daß im mythischen Denken und im wissenschaftlichen Denken dieselbe Logik am Werke ist und daß der Mensch allezeit gleich gut gedacht hat«.

Darauf insistiert auch, wie schon der Titel des Werks ahnen läßt, Kurt Hübners Buch *Die Wahrheit des Mythos*, das anders als Hans Blumenbergs grandiose *Arbeit am Mythos* (1979) keine Wirkungs- und literarische Fortsetzungsgeschichte, sondern ein philosophisch-wissenschaftstheoretischer Bestimmungsversuch des Mythos sein will, wie ihn zum erstenmal Ernst Cassirer, noch auf der Basis des kantianischen Kategoriensystems, unternommen hat. Cassirer ist die epochemachende Entdeckung zu danken, daß auch das mythische Denken auf apriorischen Anschauungsformen aufbaut

und einen geschlossenen Bezugsrahmen besitzt, innerhalb dessen Erfahrung rational organisiert wird. Cassirer faßt das Verhältnis von mythischem und wissenschaftlichem Denken auf der einen Seite nicht historisch-chronologisch, sondern kategorial-deskriptiv, billigt somit auch der Moderne prinzipiell zu, daß sie mythisch zu denken vermag, ohne deshalb notwendig reaktionär zu sein. Das wichtigste Paradigma ist für ihn Hölderlin. Auf der anderen Seite hält er gleichwohl noch evolutionistisch am Fortschritt vom Mythos zur 'eigentlichen' Wahrheit der wissenschaftlichen Vernunft fest.

Demgegenüber gründet nach Hübner die »Wahrheit des Mythos« in einer der wissenschaftlichen gleichwertigen Ontologie, die keineswegs im Sinne eines Fortschritts »Vom Mythos zum Logos« (so der Titel des berühmten Buchs von Wilhelm Nestle aus dem Jahre 1940) interpretierbar ist. »Denn der Mythos«, so hat Hermann Broch in seinem Essay *Mythos und Altersstil* geschrieben, »ist die erste Emanation des Logos im menschlichen Geiste und in der menschlichen Sprache, und niemals hätte der Geist oder die Sprache des Menschen den Begriff des Logos hervorbringen können, wenn dieser Begriff nicht schon im Mythos vorgeformt gewesen wäre.«

Die irrationalistische Mythomanie – ein »Geist als Widersacher der Seele« – hat heute zumindest keine wissenschaftlichen Chancen mehr. Das gilt zumal für die »Pseudomythen« politischpropagandistischer Provenienz, wie sie seit George Sorel in den totalitären Staaten dieses Jahrhunderts eine verhängnisvolle Auswirkung gehabt haben, am radikalsten natürlich im Nationalsozialismus. »Es war dem zwanzigsten Jahrhundert vorbehalten, eine neue Technik des Mythos zu entwickeln«, schreibt Cassirer in seinem Buch *The Myth of the State* (1966). Unechte Formen des Mythos unterscheiden sich von echten dadurch, daß sie keine spontan entstandenen oder geschichtlich überlieferten Archetypen implizieren, sondern zur Erreichung strategischer (namentlich politischer oder ökonomischer) Zwecke manipuliert werden. Derartige Pseudomythen wären freilich unbrauchbar, wenn ihre Strukturen nicht einem genuinen und durch die Vernunftkrise der Moderne gesteigerten Bedürfnis des Menschen entsprächen. Heute sind weniger politische als von der Medienindustrie hochgespielte Pseudomythen im Schwange: die Simulakren der kommerzialisierten Bildwelt, deren suggestiver, auch die scheinbar Vernünftigsten um ihren Verstand bringender Einfluß sich jüngst bei den apotheotischen Pompes funèbres für die Medien-Ikone Lady Diana eklatant zeigte.

7.

Kurt Hübner hat bereits im abschließenden Kapitel seiner *Kritik der wissenschaftlichen Vernunft* (1978) die Rechtfertigungsfrage des Mythos gestellt und den Absolutheitsanspruch der wissenschaftlichen Rationalität bestrit-

ten. Wie diese einst angetreten ist, die Welt zu 'entzaubern', d.h. ihrer mythischen Qualitäten zu entkleiden, so dient Hübner nun der Nachweis der Rationalität des Mythischen dazu, die wissenschaftliche Vernunft zu 'entzaubern', ihre vermeintliche Zuständigkeit für alle Bereiche des Lebens in Frage zu stellen.

Der Mythos ist für Hübner wie die Wissenschaft ein Erfahrungssystem, ein Mittel der systematischen Erklärung und Ordnung der Dinge. Erfahrung vermitteln kann der Mythos nur, wenn er wie die Wissenschaft Bedingungen a priori genügt. Seine Bedingungen aber sind die mythischen Archai als vor-, keineswegs irrationale Begründungsinstitutionen. Auch die Wissenschaft, so Hübner, geht von ontologischen wie normativen Voraussetzungen aus, die sich ihrerseits nicht wieder rational begründen lassen, sondern in einer nicht rational herleitbaren historischen Faktizität gründen, in einem geschichtlichen Zeitraum, der durch eine instabile und wandelbare »Systemmenge«, so Hübner, beherrscht wird. Der geschichtliche Wandel und damit die Voraussetzungen der Wissenschaft sind nicht streng determinierbar, sondern von kontingenten Faktoren bestimmt, anders als der aufklärerische Rationalismus wähnte, der die ontologischen und normativen Grundlagen der Wissenschaft auf notwendige Vernunfteinsichten zurückführte. Die Wissenschaft geht also nach Hübner nicht weniger als das mythische Denken von vorrationalen Voraussetzungen aus, die »alles Rationale in Erfahrung, Semantik, Anwendung der Logik, operativem Handeln und Normensetzen« erst ermöglichen.

Zur Moderne gehört die wissenschaftliche Vernunft wie die Opposition gegen sie, und es fragt sich, ob uns die Jahrtausendwende eine Post-Moderne beschert, die imstande ist, den für die Moderne konstitutiven Zwiespalt von wissenschaftlichem und mythischem Denken durch wechselseitige Anerkennung ihrer spezifischen Rationalität wie ihrer vorrationalen Prämissen aufzuheben.

Zagreber Germanistische Beiträge 6(1997), 13–28

HELFERIN ODER HINDERNIS?

DIE FRAU IN GRILLPARZERS *KÖNIG OTTOKARS GLÜCK UND ENDE*

U. Henry GERLACH
(University of Illinois, Urbana-Champaign)

Es mag etwas anmaßend klingen, wenn ein Kommentator hundertsiebzig Jahre nach der Veröffentlichung eines Theaterstücks meint, etwas Neues darüber sagen zu können. Dennoch ist es Tatsache, in der Hermeneutik wie auf anderen Gebieten, daß die fortschreitende Zeit Menschen mittels sich entwickelnder Fertigkeiten zu neuen Einsichten befähigt. Vor nur zwanzig Jahren war es zum Beispiel Jedem möglich in den letzten Monaten zu erkennen, daß eine Frau ein Kind erwartete aber Niemand konnte das Geschlecht des Ungeborenen vorhersagen. Heute dagegen erlaubt die Sonographie dem Arzt, Tatsachen zu sehen, die man mit den richtigen Instrumenten schon vor tausenden von Jahren hätte sehen können. Ähnlich verhält es sich mit Dramen, die heute Aspekte erkennen lassen, die vorher nicht sichbar waren, weil man Literaturwerke anders betrachtete. Neue analytische Vorgehensweisen, besonders das Aufkommen feministischer Kritik, lenkten Aufmerksamkeit auf die wechselwirkenden Kräfte, die in dramatischen Werken von Frauen ausgehen. Daß die Zeiten sich tatsächlich geändert haben, wird evident durch einen Blick auf ältere Sekundärlite-

Zusammenfassung

In bisherigen Deutungen von *König Ottokars Glück und Ende* wurden auch da, wo man auf die Frauenrollen zu sprechen kam, politische Ereignisse als Hauptgrund für den Untergang Ottokars angesehen. Hier dagegen wird argumentiert, daß der Böhmenkönig sich zwar im dritten Akt dem Kaiser fügen muß, daß er aber noch lange nicht am »Ende« ist. Diese erst halbe Niederlage wird zur vollen, als Kunigunde ihn im vierten Akt erfolgreich sexuell erpreßt. Durch diese zweite Peripetie wird Ottokar in der privaten Sphäre als Mann so vernichtet wie vorher als Herrscher.

ratur. Noch 1910, zum Beispiel, konnte Erhard konservativ formulieren, ohne zu ahnen, wie komisch das heute klingen würde: »Obgleich nur in zweiter Reihe stehend, haben die Frauen im 'Ottokar' dennoch einen entscheidenden Einfluß auf den Gang der Dinge.«[1] Es verwundert nicht, daß eine gegenwärtige feministische Kritikerin, Dagmar Lorenz, wesentlich bestimmter feststellt: »Bei Grillparzer sind Frauengestalten immer von zentraler Bedeutung.«[2] Von dieser Ansicht ausgehend, ist es möglich, einige schlecht passende Plättchen im historisch entwickelten interpretativen Mosaik von *König Ottokars Glück und Ende* zu ersetzen. Bei diesen Mosaikstücken handelt es sich keineswegs um unwichtige, irgendwo im Hintergrund stehende, sondern um solche in der Mitte des Mosaiks.

Natürlich hat jeder, der *König Ottokars Glück und Ende* kommentierte, bemerkt, daß Ottokars Verstoßen von Königin Margareta die Umkehr seines Glücks und letztlich seinen Untergang auslöst. Steinhagen kann da als Beispiel dienen, indem er erklärt, die Trennung von ihr bilde den Anstoß für die Entwicklung der Handlung, der »ursächlich« und als »prima causa« des ganzen Dramas fungiere.[3] Trotzdem wurde die Entwicklung allgemein als Aufeinanderfolge politischer Fehler gesehen. Selbst Steinhagen spricht von der »Trennung von Margareta ohne Rückgabe ihrer Länder«. Daß Ottokar in einen Konflikt mit einer Frau verwickelt war, wird zwar bemerkt, aber fast beiläufig, denn die Betonung fällt bei ihm genau wie bei anderen Interpreten auf die Staatsangelegenheiten. Auch Naumann, der erkannte, Ottokars »Lebensgeschick ist durch die drei Frauen bezeichnet«,[4] sieht ein politisch-diplomatisches Ereignis: »das brutale Auftreten des Reichsherolds«[5] als die »tiefste Erniedrigung«[6] Ottokars. Interpretationen dieser Art erscheinen bei wirklichem Eingehen auf das Stück zu einseitig. Ottokars Glück endet, weil er erstens als König eine staatspolitische Niederlage und zweitens fast gleichzeitig und eng damit verbunden eine persönliche Nie-

[1] August Erhard: *Franz Grillparzer. Sein Leben und seine Werke*. Deutsche Fassung von Moritz Necker. 2. veränderte Auflage, München: Beck, 1910, S. 208.

[2] Dagmar Lorenz: *Frau und Weiblichkeit bei Grillparzer.* In: *Der Widerspenstigen Zähmung: Studien zur bezwungenen Weiblichkeit in der Literatur vom Mittelalter bis zur Gegenwart.* Hg. von Sylvia Wallinger und Monika Jonas. »Innsbrucker Beiträge zur Kulturwissenschaft«, Germanistische Reihe 31, Innsbruck 1986, S. 201–216, hier S. 201.

[3] Harald Steinhagen: *Grillparzers 'König Ottokar'. Drama, Geschichte und Zeitgeschichte.* »Jahrbuch der deutschen Schillergesellschaft«, 14 (1970): 456–487, hier 458.

[4] Walter Naumann: *Grillparzer: König Ottokars Glück und Ende.* In: Benno v. Wiese (Hg.): *Das deutsche Drama vom Barock bis zur Gegenwart. Interpretationen*. 2 Bde., Düsseldorf: Bagel, 1964, Bd. 1, S. 423.

[5] Vgl. Franz Grillparzer: *Sämtliche Werke: Hist.-krit. Gesamtausgabe*. Hg. A. Sauer und R. Backmann. 3 Abtlg., 42 Bde., Wien: Gerlach & Wiedling [ab 1916: Schroll], 1909–1948, Bd. 3, S. 131, Vers 2204 (weitere Hinweise im Text durch Versnummer in Klammern).

[6] Naumann, S. 418.

derlage als Mann erleidet. Dieses doppelte Unterliegen soll hier aufgezeigt werden, was eine manchmal etwas weitläufige Kommentierung des dramatischen Geschehens notwendig macht.

In der Liste der auftretenden Charaktere erscheinen nur vier Frauen namentlich: Margareta von Österreich und deren Kammerfrau Elisabeth, Kunigunde von Massovien und Beneschs Tochter Berta. Zwei weitere werden ohne Namensnennung aufgeführt: »Merenbergs Frau« und »Ein Kammerfräulein Kunigundens«, obwohl Ottokar mit diesen ebensowenig zu tun hat, wie mit anderen Frauen im Drama, die nicht einmal im Personenverzeichnis stehen, z. B. Kathi Fröhlich in III, 3. Von den vier Frauen, denen Ottokar persönlich gegenübertritt, ist Elisabeth ganz klar eine Nebenfigur. Von den übrigen drei muß Berta, die Tochter von Benesch von Diedicz, eine wichtige Rolle vor Beginn des Dramas gespielt haben. Die Exposition belegt einwandfrei, daß die Rosenbergs, von denen Benesch, Milota und Zawisch die gegenwärtigen böhmischen Namensträger sind, einer sehr mächtigen Familie entstammen, die mit den gleicherweise einflußreichen Ursinis verwandt sind, die in Rom sowohl in weltlichen als auch kirchlichen Kreisen etabliert sind (149–152). Zawisch behauptet beispielsweise, daß eine Heirat von Berta mit Seyfried Merenberg eine Mesalliance darstellen würde, während eine Ehe mit Ottokar eine standesgemäße Partie bedeutet hätte. In der Tat haben die Rosenbergs sich heimlich für Berta als mögliche Alternative zu der kinderlosen Königin eingesetzt (112–115). Bei jeder Gelegenheit haben sie sie mit Ottokar in Kontakt gebracht, attraktiv angezogen und geschmückt und zu anregender Konversation vorbereitet, damit Ottokar sich von seiner Frau scheiden lassen und Berta heiraten würde (133), die ihm den gewünschten Thronfolger bringen sollte. Obwohl es im Stück nicht ausdrücklich gesagt wird, veranlaßte wohl Bertas Verhalten Ottokar dazu, mit Scheidungsgedanken zu spielen und aktiv nach einer zweiten Frau zu suchen. In strikt biblischem Sinne hat Kubitschek daher wohl nicht Unrecht, wenn er Berta als »Ehebrecherin« bezeichnet.[7] Nach Matthäus 5, 28 ist das Ansehen mit Begehren gleichbedeutend mit Ehebruch. In diesem Sinne kann man Berta also als Ehebrecherin sehen. Sie flirtete ganz offen mit Ottokar, während sie verachtende Blicke auf die alternde Königin warf (227–228). Das Drama bietet allerdings keinerlei Hinweis darauf, ob der Flirt zu Intimverkehr führte.[8] Um das zu behaupten oder zu verneinen, müßte man etwas in den Text hineinlesen.

Trotzdem ist es möglich darüber Vermutungen anzustellen. Kubitschek wenigstens glaubt, daß Berta der Unzucht (des vorehelichen Geschlechts-

[7] Peter Kubitschek: *O Gott, wo find' ich Menschen?'. Franz Grillparzers König Ottokars Glück und Ende,* »Zeitschrift für Germanistik«, 10.2 (1989): 151–168, hier 161.

[8] Walter Silz: *Grillparzer's Ottokar.* »Germanic Review«, 39 (1964): 243–161, hier 255: »There is nothing to indicate serious intent, or even a physical liaison in a flirtation which the sim-

verkehrs) mit Ottokar und er des Ehebruchs mit ihr schuldig sind. Er behauptet: »In der Beziehung zu Berta, die von seiten Ottokars allein sexuell motiviert ist, wird Ottokar als Mensch schuldig.«[9] Was im Text rechtfertigt solche Spekulation? Als sie zum ersten Mal die Bühne betritt, stößt sie hervor, »Entsetzliches« werde im Schloß geflüstert. Die Gerüchte sind so schrecklich, daß sie ausruft: »O Gott! wo find ich Menschen?« (67), während sie auf den Knien den jungen Merenberg um Trost anfleht. Die schlimme Nachricht, die verbreitet wird, ist natürlich, daß Ottokar seine zweite Ehe mit Kunigunde von Massovien schließen wird – statt mit Berta, wozu ihre Familie Vorschub geleistet und was sie selbst gehofft hatte. Wenn sie bloß mit Ottokar geflirtet hätte, wäre diese Wendung der Ereignisse sicher eine Blamage für sie aber sicher keine Katastrophe. Später im vierten Akt – erinnernd an Ophelia in *Hamlet* – spricht die geistig umnachtete Berta nicht mehr. Sie wirft nur eine Handvoll Sand angeblich auf den gedemütigten Ottokar, aber zielt und trifft ihn auch nicht. Ihre Geisteskrankheit könnte ebenfalls als Resultat verschmähter Liebe angesehen werden, allerdings aber auch als Reaktion einer gefallenen Frau. Als unberührte Jungfrau hätte ihr die edle Geburt eine standesgemäße künftige Heirat garantiert. Als mit Verachtung von sich gewiesene Mätresse des Königs jedoch sind ihre Chancen eines angemessenen Status am Hof, einer akzeptablen Ehe und eines sinnvollen Lebens alle hinfällig. Sie war Jemand, jetzt aber ist sie eine gesellschaftliche Außenseiterin.

Bertas Verzweiflung entspricht in Intensität dem Rachewunsch des gesamten Hauses der Rosenbergs. Auch hier ist man versucht anzunehmen, es müsse sich um mehr handeln als um frustrierte Ambition – die Schaum als Zawischs Motiv sieht[10] – um solche akuten Racheabsichten zu erwekken. Andererseits basiert die Ansicht, daß das Rachemotiv aus der möglichen Entjungferung Bertas resultiert, vielleicht auf der Moraleinstellung des neunzehnten Jahrhunderts. Zur Zeit, die das Drama darstellt, überwogen die Begriffe von Ehre und Schande des gesamten Geschlechts wahrscheinlich die verlorene Virginität einer Einzelnen. Heute, trotz der konservativeren Einstellung mancher Personen, würde die Mehrheit wahrscheinlich weder der einen noch der anderen Thematik genügend Motivkraft zugestehen, die in diesem Drama dargestellten Verhaltensweisen auszulösen. Wie schon erwähnt, geht aus der Tragödie nicht hervor, ob

ple-minded Berta and some of her kinsmen [...] promoted for their selfish ends.« [Es gibt nichts, was auf ernsthafte Absicht oder auch nur ein Verhältnis in einem Flirt deutet, den die einfältige Berta und einige ihrer Verwandten (...) aus selbstsüchtigen Gründen anstiften.]

[9] Kubitschek, S. 160.

[10] Konrad Schaum: *Grillparzers »König Ottokars Glück und Ende«. Historische Tragödie und Zeitkritik.* »Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft«, 3. Folge, 15 (1983): 51–63, hier 55: »Rache des ehrgeizigen Zawisch ...«

Ottokar ein sexuelles Verhältnis mit Berta unterhalten hatte. Es bestünde vielleicht auch kein Grund, sich darüber Gedanken zu machen, wäre es nicht der Fall, daß Ottokars Beziehungen zu den Frauen in seinem Leben sich als von so überwältigender Bedeutung für das Verständnis des Werks erwiesen. Der Leser/Zuschauer muß also dem kleinsten Hinweis nachgehen und alle Informationen daraus entnehmen, die ihm erlauben, diese Beziehungen richtig einzuschätzen.

Einige Interpreten fragen sich sogar, ob Ottokars Ehe mit Königin Margareta jemals sexuelle Intimität einschloß. Die Ursache dafür ist auch hier, daß Grillparzer nur Grund für Annahmen aber keinerlei unumstößliche Hinweise so oder so im Text angebracht hat. Dennoch behauptet Politzer, daß Margareta in der Tat das »Enthaltsamkeitsversprechen«, das sie beim Tode ihres ersten Gatten, König Heinrichs, abgelegt hatte, einhielt, aber er ergänzt scheinbar unschlüssig, »wenn auch auf ihre Weise«. Das erweckt Zweifel daran, ob die Vereinigung der Beiden wirklich eine tatsächliche Ehe im allgemeinen Sinn wurde, d.h. durch Vollzug ehelichen Beischlafs. Politzer geht aber weiter, indem er in seinem Kommentar die Verse 257/8 zitiert, in denen Margareta bestätigt, daß keine Hoffnung besteht, daß sie je wieder ein Kind stillen wird, »Weil ich nicht will, weit mehr noch als nicht kann!« Danach äußert sich Politzer unmißverständlich: »Sie hat Ottokar geheiratet und sich ihm zugleich verweigert.«[11] Silz liest 257/8 auf gleiche Weise: »Margareta made it clear at the beginning that she would not, if she could, have any children or, one may conclude, any sexual relations.« [»Margareta hat zu Beginn klargemacht, daß sie, wenn sie könnte, keine Kinder oder, man darf schließen, keinen Geschlechtsverkehr haben würde.«][12] Diese Behauptungen stellen einen vor eine interpretative Sackgasse: entweder haben Politzer und Silz Unrecht oder aber Grillparzer hat eines der fundamentalsten Dogmen seiner, der katholischen Kirche, mißverstanden.

Seit Jahrhunderten, einschließlich des in *König Ottokars Glück und Ende* dargestellten, hat die katholische Kirche zwei Gründe für die Ehe genannt: Fortpflanzung und das Wohlbefinden der Gatten – in dieser Reihenfolge und als »primären« und »sekundären« Zweck für die Lebensgemeinschaft bezeichnet. Erst im Zweiten Vatikankonzil (1962–65) wurde diesen beiden Zwecken gleiche Wichtigkeit zugesprochen.[13] Fortpflanzung, als lange Zeit der wichtigste jetzt als einer der zwei wichtigsten Gründe für die Ehe, veranlaßte die Niederlegung im kanonischen Recht von Bedingungen, die die Partner erfüllen müssen, um zu heiraten, und Verboten von Verhaltens-

[11] Heinz Politzer: *Franz Grillparzer oder das abgründige Biedermeier*, Wien: Molden, 1972, S. 173.

[12] Silz, S. 254.

[13] *The Harpercollins Encyclopedia of Catholicism*, San Francisco: Harper, 1995, S. 822.

weisen, die die eheliche Beziehung stören. Die Partner müssen zu allererst aus freiem Willen die Ehe eingehen. Indem sie das tun, geben und akzeptieren sie »a perpetual and exclusive bodily right to the end that acts may be performed that are in themselves apt for the generation of children« [»ein andauerndes und exklusives körperliches Recht zu dem Zweck, daß Handlungen vollzogen werden dürfen, die an sich zur Zeugung von Kindern geeignet sind«]. Eine Person, die eine Ehe eingeht mit »an intention *never* to have children« [»mit der Absicht, *nie* Kinder zu haben«] würde keine ordnungsgemäße Einwilligung geben, denn »Such an intention [...] vitiates the matrimonial contract« [»Solch eine Absicht (...) macht den Ehevertrag ungültig«].[14] In anderen Worten – abgesehen von ihrem persönlichen Wunsch, kinderlos zu bleiben, hätte Margareta dem kanonischen Recht Genüge getan und wäre Partner in einer rechtmäßigen Ehe, wenn sie – um es mit der kirchlichen Umschreibung zu sagen – Handlungen erlaubt hätte, die »zur Zeugung von Kindern geeignet sind«. Wenn sie das nie getan hat, wie Politzer und Silz meinen, dann könnte ihre unvollzogene Ehe aus diesem Grund allein annulliert werden und die fragwürdigen Gründe wie entfernte Blutsverwandschaft (548) oder das Gelübde, nicht wieder zu heiraten (555), brauchten nicht herangezogen werden. Natürlich eignen sich die beiden letzteren viel eher zur offenen Diskussion bei Hofe als die Beschuldigung, Margareta habe Ottokar nie erlaubt, die Ehe zu vollziehen! Abgesehen von der Tatsache, daß ein Theaterstück, in dem Nichtvollzug offen behandelt worden wäre, nie die Zensur passiert hätte, gibt es überzeugendere, dem Drama interne Gründe, die nahelegen, daß Politzer und Silz Unrecht haben müssen. Ein Ottokar, der nicht fähig ist, die Ehe zu vollziehen, wäre der Lächerlichkeit preisgegeben. Eine Margareta, die nicht dazu gewillt ist, würde die Sympathie von Leser/Zuschauer verlieren. Jedenfalls wäre damit das Stück, wie wir es kennen, ernsthaft beeinträchtigt.

Dennoch wird klar, daß die Ehe des jüngeren Monarchen mit der älteren Königin die große Leidenschaft entbehrt. Er hat sie wegen ihrer Ländereien geheiratet, sie ihn, um die fortdauernden Verwüstungen der um das Gebiet geführten Kriege zu beenden (326). Obwohl sie erklärt, sie habe Ottokar nie »geliebt«, gibt sie zu, daß sie für ihn gesorgt hat und daß sie, als sie das tat, den »Schmerz« wenn auch nicht das »Glück« der Liebe empfand. Entstanden diese schmerzlichen Gefühle aufgrund von Bertas Rivalität? Fühlte sie sich nicht in der Lage, den Erwartungen ihres zweiten Gatten zu entsprechen? Sie sagt nichts darüber, so daß man wiederum nur mutmaßen kann. Das Stück bietet allerdings einige Anspielungen, die uns helfen, sie besser einzuschätzen. Ihre Kammerfrau gibt Ottokar später zu

[14] *New Catholic Encyclopedia*, New York: McGraw-Hill [1967–1979], Bd. 9, S. 281–282.

verstehen, daß Margareta an einem »gebrochenen Herzen« gestorben sei (2638). Es liegt kein Grund vor anzunehmen, daß Grillparzer sie hier etwas sagen läßt, was wir nicht so hinnehmen sollen. Wenn aber ein »gebrochenes Herz« die Todesursache ist, wer hat es gebrochen? Der Tod ihres ersten Gatten liegt weit zurück und eine verzögerte Reaktion darauf wäre unglaubhaft und im Zusammenhang des Dramas sinnlos. Daher muß also Ottokar es gewesen sein, der Margaretas Herz brach. Ihre Liebe für ihn, trotz ihrer früheren Beteuerung, muß gewachsen sein. Beweis dafür, daß Elisabeth mit Bezug auf das gebrochene Herz Margaretas nicht gelogen oder verschönt hat, bietet ein Beiseitesprechen der Kammerfrau, als Ottokar an der Bahre der toten Margareta kniet. In einem Stoßgebet erfleht sie, daß dem König vergeben werde und fügt dann die Verstorbene anredend hinzu, er sei zu ihr zurückgekehrt und nun seien Beide doch zusammen (2685/6). Anscheinend hatte die Königin solche Hoffnungen ausgedrückt und die Kammerfrau hatte sie auch so getröstet. Trotz Altersdifferenz und ihrer eigenen früheren Aussage, daß sie Ottokar nie geliebt habe, war Margareta ihm eine echte Gefährtin. Ottokars Wohlbefinden lag ihr immer am Herzen trotz seines schroffen Verhaltens. Sie warnte ihn gegen die Intrigen der Rosenbergs (634), später setzte sie sich bei Kaiser Rudolf für ihn ein (1822), wollte vor der letzten Schlacht noch einmal dasselbe tun (2636) und endlich, schon aufgebahrt, veranlaßt sie ihn, sein Leben zu überdenken. Das wiederum verursacht ihn, Fehler zu erkennen – »Sünden« vor Gott – für die er kurz darauf den Allmächtigen um Vergebung bittet (2874), um dann versöhnt in den Tod zu gehen. Obwohl Ottokar sie verstoßen hat – was er später als mit Willen getanes »Unrecht« (2866) bezeichnet – bleibt sie um ihn besorgt, »liebt« ihn weiter in der eigentlichen Bedeutung des Wortes, was eine bloße erotische Anziehung weit übersteigt. Sie ist tatsächlich sein »Friedensengel«, wie Rudolf sie nennt (1935) und wäre ihm auch sonst immer eine echte Gefährtin oder »Gehilfin« geblieben in dem Sinne, wie das ideale Verhältnis von Mann und Frau schon in der Schöpfungsgeschichte angedeutet wird.[15]

Stattdessen und bis es zu spät ist, denkt Ottokar nur an sein Reich, wie er es vergrößern und einen Erben erlangen kann, dem er es übergeben will. Berta von Rosenberg brachte ihn darauf, sich erneut zu verheiraten, um für Nachwuchs zu sorgen. Wegen seines Hungers nach Land und Einfluß entscheidet er sich jedoch die Nichte Belas, des Königs vom benachbarten Ungarn, zu freien. Diese Wahl reizt die Rosenbergs zu sofortiger und schwerer Rache. Bertas Vater, darauf aufmerksam gemacht, daß die Rosenbergs – obwohl mächtig – gegen Ottokar nichts ausrichten können, ruft aus, obwohl er dabei sein Leben verlieren könne, werde er Rache nehmen,

[15] 1. Mose 2, 18.

und Milota fügt hinzu, auch er habe sich entschlossen zu handeln (161/2). Zawisch allein hat genug gesunden Menschenverstand zu wissen, es ist töricht, sich an öffentlichen Orten zu verschwören (175) und die drei ziehen sich zurück, weil er anscheinend Pläne hat, das zu verwerkstelligen, was alle drei wollen. Das Drama gibt keinerlei Hinweise darauf, welcher Art diese Pläne sein mögen. Der nächste Auftritt Zawisch' belegt jedoch, wie sehr er der Verschwörerrolle gewachsen ist, denn er ergreift die erste Chance sofort und instinktiv. Als Kunigunde den Kavalleriemantel abwirft und sich als bezaubernde junge Frau offenbart, ruft Zawisch ganz impertinent und ehe Ottokar sie noch willkommen heißen kann: »O schöner Krieger!« (720) Er wählt also die Schranken, in denen der Kampf mit dem König stattfinden wird. Weil die Heirat einer Rosenberg mit dem König zunichte wurde, wird er die Ehe zerstören, die stattfindet. Es ist natürlich einfach zu argumentieren, daß Zawisch zu diesem Zeitpunkt weder eine realistische Hoffnung noch einen Plan für die Verführung Kunigundes haben kann. Im wirklichen Leben und wenn wir nicht wüßten, welche Wendungen die Tragödie nimmt, müßte man das zugeben. In dem Stück jedoch erkennen Zuschauer/Leser in diesem nur scheinbar aus dem Stegreif resultierenden Ausruf das erste Anzeichen für kommendes Geschehen. Sogar der nichtsahnende Zuschauer dürfte gleich danach – genau wie er soll – Kunigundes offenbarendem und zugleich verdunkelndem Schrei: »Ihr wart's — wohl nicht« (722) den ersten Tip entnehmen. Zustimmend meint Politzer: »In diesem Gedankenstrich, der Pause, da Kunigunde und Zawisch einander erkennen, entscheidet sich das persönliche Schicksal des Königs [...] .«[16] Wenn das Kompliment des schneidigen jungen Mannes ihr nichts bedeutet hätte, hätte sie ihn kaum vor Ottokars Zorn geschützt. Bereits hier ist sie sich des Unterschieds zwischen ihm und dem alternden Ottokar bewußt. Sie vergleicht beide Männer ein paar Tage später wieder, nachdem die Hochzeit vorüber und sie Königin ist. Wieviel Zeit zwischen den Akten I und II vergangen ist, wird nicht erwähnt, da Grillparzer lange Spannen in kurze Perioden zusammenrafft, um die Einheit der Zeit innerhalb des Dramas zu gewährleisten.

Der zweite Akt beginnt mit Zawischs Monolog, der dem Zuschauer mitteilt, er sei »verliebt« in Kunigunde und ferner, daß auch die politischen Ereignisse sich seinem Wunsch gemäß entwickeln. Die Dualität, schon im Titel angedeutet, fungiert hier wie an vielen anderen Punkten des Dramas, um die Handlungsentwicklung zu fördern. Das Geschehen wird von Zawischs Versuchen vorangetrieben, einerseits politisch gegen Ottokar zu intrigieren und andererseits ihm Kunigunde zu stehlen. Dem ersten Zweck dient die Episode mit dem von Benesch zufällig gefangenen Seyfried

[16] Politzer, S. 174.

Merenberg. Zawisch läßt ihn laufen, damit er den Brief des Vaters an den Erzbischof von Mainz, d.h. an die in Frankfurt zur Kaiserwahl versammelten Fürsten, wirklich bestellen kann, weil er weiß, das wird Ottokar schaden, zumindest bei Ottokar »ein Meer von Argwohn« (839) gegen die Österreicher erregen. Diese verschwörerische Tat hinter sich, wendet sich Zawisch sofort dem Vorhaben vis á vis Kunigunde zu. Die Spielerei mit dem schmeichelnden Gedicht Zawischs, besonders, daß sie es behält, kompromittiert sie als verheiratete Frau. Grillparzer läßt sie dann ihrem Kammerfräulein gegenüber den Ottokar, von dem man ihr berichtet hatte, mit dem »Greis« vergleichen, den sie wirklich vorfand (978). Natürlich übertreibt sie damit, doch ihre kontrastive Selbstcharakterisierung als »feurige Genossin« kann hinsichtlich seines mürrischen Verhaltens nur als Hinweis auf einen schlechten Beginn ihrer allgemeinen Beziehungen, aber vielleicht auch eine unzufriedenstellende Hochzeitsnacht, verstanden werden. Ihre Enttäuschung macht sie zur leichten Beute für Zawisch.

In der nächsten, der Szene nach dem Turnier, sind wieder beide Fäden von Zawischs Verschwörung ineinander verwoben. Genau wie Zawisch es geplant hatte, hat Ottokar erfahren, daß der Brief des alten Merenberg der Kurfürstentagung in Frankfurt zukam, weshalb er nun allen Österreichern mißtraut (1018). Das Verführungsmotiv wird fortgeführt, indem Zawisch, ermutigt, weil er inzwischen feststellte, daß Kunigunde sein Gedicht tatsächlich behalten hat, ihr zuflüstert, daß alte Männer alte Frauen freien sollten, wogegen Jugend der Jugend gehöre. Da sie ihn wiederum nicht verrät, stiehlt er tollkühn eine Schleife ihres Kleides. Ottokar ahnt nun doch, daß irgendetwas nicht stimmt und will die Sache mit einer großen Geste beilegen, indem er als Finderlohn für die »Busenschleife«, wie er sie nennt, einen kostbaren Ring aussetzt. Hier zeigt Grillparzer, wie weit Zawisch bereits ist, denn er läßt Kunigunde – von der Bühne laufend – vor dem versammelten Hof und Ottokars Worten diametral entgegengesetzt ausrufen, sie selbst entscheide, was sie verschenke, auch »wenn es mehr als Schleife wäre, mehr als Diamant« (1128/29). Als Ottokar sie kurz danach zurückrufen läßt, weigert sie sich und er läßt ihr auch das durchgehen. Obwohl es übertrieben wäre, von Ottokar hier als unter dem Pantoffel stehend zu reden, ist klar, daß Kunigunde ihren Standpunkt klargemacht hat, d.h. daß sie sich nie so passiv verhalten wird, wie Margareta von Österreich das tat. Genau so klar ist jetzt, daß Ottokars Einfluß auf sie sich zu verringern beginnt, während der Zawischs zunimmt. Sie ist von dem waghalsigen Kavalier beeindruckt und wird bald seine Geliebte werden.

Inzwischen ziehen aber die politischen Machenschaften Zawischs noch einmal die Aufmerksamkeit von Zuschauer/Leser auf sich. Ehe nämlich der Abend vorbei ist, kommt die Nachricht aus Mainz, und wiederum ist es Zawisch, der vorlaut ausruft: »Die Wahl des Reichs fiel nicht auf Ot-

tokar?« (1218) Das ist natürlich, was sein Komplott beabsichtigte, so daß er äußerst zufrieden sein kann. Er hat also auf beiden Kampfplätzen, dem politischen wie dem persönlichen, erste Siege errungen. Dennoch läßt er nicht nach. Sobald Ottokar Verachtung für das Reich ausspricht, redet Zawisch von Krieg, wohl wissend, daß nicht alle Kriege gewonnen werden. Am Ende des Aktes, als Ottokar und Gefolge sich auf eine Jagd begeben haben, hört man Zawisch im Garten der Königin ein Ständchen bringen. Dieses Motiv soll also nicht vergessen werden, obwohl es nun eine zeitlang vom politischen Geschehen überspielt wird.

Im dritten Akt kommt nämlich Kunigunde überhaupt nicht auf die Bühne, was vielleicht teilweise daran Schuld ist, daß bisherige Deutungen soviel Gewicht auf die politische Peripetie Ottokars legen, die der dritte Akt beeinhaltet. Nach Gustav Freytags Beschreibung fünftaktiger Dramen ist es ja der dritte Akt, der nach Exposition (1. Akt) und steigender Handlung (2. Akt) die Umkehr im Schicksal des Helden zeigen soll, worauf die fallende Handlung mit retardierendem Moment (4. Akt) ihn seinem Untergang, der Katastrophe (5. Akt) zuführt. Niemand wird behaupten, daß sich die meisten Dramen nicht so sehen lassen. Freytag bietet ja keine Vorschrift dafür, wie ein Drama zu schreiben ist, sondern eine Beschreibung von Werken, die schon fertig vorlagen. Aber wie Thomas Mann sich von Heyses Novellenbeschreibung, sie enthalte einen »Falken«, d.h. ein Dingsymbol, absetzt, indem Mann stattdessen, an die Musik anlehnend »Leitmotive« – in *Tonio Kröger* z.B. Epitheta wie die Krögers seien doch »keine Zigeuner im grünen Wagen« – einsetzt, so unterscheidet sich auch Grillparzer von dem als Norm festgehaltenen Schema Freytags. Freytags Beobachtungen stammen ja bekanntlich auch aus dem Jahre 1863, liegen also um rund vierzig Jahre nach dem Entstehen von *König Ottokars Glück und Ende.* Vorher galt das Aritotelische Strukturmodell des Dramas: Exposition > Peripetie > Katastrophe. Man darf also behaupten, was hier getan wird, daß Grillparzer wohl dem Aristotelischen Modell folgte. Das hieße für *König Ottokars Glück und Ende* trotz der fünf Akte eine Dreiteilung. Die Exposition umfaßt die beiden ersten Akte. Der dritte und vierte Akt zusammen stellen dann die Peripetie dar und der fünfte die Katastrophe. Daß der vierte Akt unserer Tragödie wirklich mehr als fallende Handlung und kaum ein retardierendes Moment (im Freytagschen Sinne) enthält, wird sich noch zeigen. Weil Grillparzer aber die Doppelmotivik: Vernichtung der politischen und der privaten Person Ottokars so sorgfältig vorbereitet hat, muß man sich vorerst dem dritten Akt zuwenden, wo die Politik Vorrang hat.

Er zeigt uns anfangs Ottokars Heerlager, wo der Kanzler Kompromiß mit dem Kaiser anrät. Zawisch, der sein eigenes Programm verfolgt, widerspricht diesem Rat, aber Ottokar, der noch immer glaubt, die Situation in der Hand zu haben und außerdem im Glauben, den Kaiser im Auftreten

ausstechen zu können, stimmt Friedensverhandlungen zu. Der vom Dichter sehr geschickt formulierte Gesprächsbeginn, in dem Rudolf zwischen einem privaten Besuch und dem Erscheinen eines Vasallen vor dem Kaiser unterscheidet, verwirrt Ottokar nicht nur sondern reduziert ihn tatsächlich auf die ihm zustehende Stellung. Er führt zwar noch immer große Reden aber – und hier zeigt sich wieder die Dualität – Ereignisse, die Ottokars militärische Macht einschränken, werden in einer genau so schnellen Folge bekannt, wie die Reihe guter Nachrichten im ersten Akt. Das befestigte Wien hat kapituliert (1830), Klosterneuburg ist ebenfalls in Rudolfs Hand (1849), Milotas Heer ist geschlagen, er in Ketten in Rudolfs Lager (1870), so daß sowohl Steiermark als auch Österreich (wohl das heutige Niederösterreich, das Land um Wien) unter Rudolfs Herrschaft stehen. Ottokar sieht daher ein, daß es vernünftiger ist, auf diese Gebiete zu verzichten und seine übrigen vom Kaiser als Lehen anzunehmen. Rudolf, Kenner menschlicher Natur der er ist, lädt den König ins Zelt ein, wo er vor »Gott und Kaiser« knien soll, nicht vor einem Sterblichen, wie die beiden Gegner es sind. Ottokar stimmt zu und hat sich anscheinend gerade den Formalitäten unterzogen, Böhmen zu akzeptieren, als Zawisch auftritt, hört, daß der König Lehenstreue schwört, und mit dem Schwert die Zeltschnur durchschlägt, damit das Alle sehen können. Seinen Ausruf – Erstaunen vortäuschend oder spottend? – »Der König kniet!« wiederholen die Böhmen, während Ottokar mit den Worten: »Ha, Schmach!« aufspringt (1961).

Die gesamte bisherige Hermeneutik bespricht diese Szene als sei sie Beweis für Grillparzers dramatisches Genie. Obwohl es wahr ist, daß Rudolf, hier der Psychologe par excellence, und Zawisch, wie immer der vollkommene Intigrant, Ottokar in eine sehr wirkungsvolle Bühnenkonfrontation verwickleln, muß sich der aufmerksame Zuschauer/Leser fragen, ob das Zerschneiden des Seils überhaupt nötig war. Rudolf hatte darauf bestanden, daß Lehen nur kniend genommen werden, was von dem relativ zahlreichen Gefolge beider Herrscher gehört worden war. Es gibt Dinge, die so offensichtlich sind, daß weitere Belege überflüssig werden. Wenn eine Person mit 40 000 DM bar ein Haus zu 320 000 DM kauft, wissen wir, sie hat eine Hypothek aufgenommen – ganz gleich ob wir sie beim Unterschreiben der Papiere beobachten. In der Tragödie jedoch scheint es Ottokar mehr zu stören, daß er gesehen wurde, als daß er gekniet hat. Es geht aus den Bühnenanweisungen nicht hervor, ob er auf beiden Knien gekniet hat (wie beim Gebet), aber man darf darauf schließen, weil besonders erwähnt wird, daß er – befragt, ob er nicht auch das Lehen auf Mähren nehmen möchte – sich nur auf ein Knie niederläßt (1962).[17] Weil

[17] Im Vers 2047 sagt der Bürgermeister »auf seinen Knien« und er mag bei Inszenierungen sehr wohl so gezeigt worden sein.

die Umherstehenden weder »Gott« noch »Reich« sehen können, vor denen Ottokar sich zu knien bereit erklärt hat sondern nur Rudolf, obwohl Kaiser doch »nur Mensch«, wird klar, daß innerhalb der Welt des Dramas große Schande mit dem Knien verbunden ist. Zawisch hat auf dem politischen Kampfplatz erreicht, was er beabsichtigte: Ottokars Macht und Ansehen sind ganz klar geschmälert. Ohne Zawischs Offenbarung des Lehenseides, wäre vielleicht wahr gewesen, was Rudolf aussprach: »Ihr wart ein mächtger Fürst, ein großer König [...] Ihr werdets bleiben, mächtig, reich und groß« (1881 u. 1883), aber wegen seines Festhaltens an den oberflächlichen Werten Ehre und Schande, ist Ottokar überzeugt, der kleine Verlust öffentlichen Status entmächtige ihn zu sehr.

Deshalb, so hören wir im 4. Akt, sei er planlos zwei Wochen lang im Lande herumgezogen, ehe er wieder in Prag auftaucht. Aus seinen Worten kann man nicht entnehmen, ob die Zeit seine imaginären Wunden heilen wird. Er ist noch immer zutiefst verstört und nicht gewillt, indem er es tut, durch Betreten das väterliche Schloß zu entweihen (2030). Um ihn in dieser Meinung zu bestätigen, läßt Grillparzer verschiedene Personen Bemerkungen über das Knien des Königs anbringen. Sowohl der Bürgermeister von Prag, der nicht weiß, daß der König sich in der Nähe befindet, als auch Benesch von Diedicz in Begleitung von Berta, diese ihm direkt ins Gesicht, schelten Ottokar, wegen seines Kniens vor dem »ganzen Heer« (2048 u. 2086). Das stimmt natürlich nicht. Nur das engere Gefolge von Kaiser und König war bei dem Schlichtungstreffen auf der Insel Kaumberg zugegen, aber Grillparzer benutzt die absichtliche Übertreibung, um Ottokars Selbstsicht weiter zu verzerren. Daß der Autor das für nötig hält, ist von Bedeutung. Ottokar ist als Herrscher schwer angeschlagen worden, weitere Hiebe werden ihm hier versetzt, doch er ist noch nicht am »Ende«. Der KO-Schlag kommt jetzt – und er kommt, wie man das aufgrund des früheren Einsatzes der Motive dieses Dramas erwartet, im persönlichen Bereich und von Kunigunde. Sie ist unter den Frauen in seinem Leben ganz klar die auslösende Ursache seines endgültigen Untergangs.

Ihr Zusammentreffen mit Ottokar ist ein klassischer Fall von Abneigung auf den ersten Blick. Daß sie Zawischs ungehöriges Dazwischenrufen beim Vorgestelltwerden toleriert und ihn auch vor Ottokar deckt, ist ein Beweis ihrer Einstellung dem König gegenüber, den sie bald darauf als »Greis« bezeichnet. Wie schon ausgeführt, ermutigt sie Zawisch stillschweigend. Der weiß sich aber auch durch seine verliebten und wagemutigen Spielereien bei ihr einzuschmeicheln. Aufgrund ihrer »sexuellen Unbefriedigtheit«[18] – die sie veranlaßt am Ende des 2. Aktes Zawischs Serenade zuzuhören – so müssen wir wenigstens annehmen, hört sie dann auch weiter

[18] W. Edgar Yates: *»König Ottokars Glück und Ende« und »Der Traum ein Leben«. Realitätsbezug und Rezeptionsproblematik.* »Études Germaniques« 47 (1992): 201–214, hier 201.

zu, denn im 4. Akt, ungeachtet der nur kurzen Abwesenheit des Königs, hat Zawisch ihn schon zum Hahnrei gemacht.[19] Wiederum gibt das Drama darüber nicht unmißverständliche Angaben, aber Kunigundes Ehebruch wurde bereits anläßlich der ersten Aufführung wahrgenommen und kritisiert.[20] Als sie im 4. Akt zur Konfrontation mit Ottokar wieder auftritt, befindet sie sich in Begleitung von Zawisch »und Dienern«, so den äußerlichen Anschein von Anstand noch gerade aufrecht erhaltend. In ihrer Schmährede beschimpft sie Ottokar, behauptet, daß die alternde Margareta eine passendere Partnerin für ihn sei (2122), verspottet ihn aufgrund seines Alters, vergleicht sein früheres Prahlen mit fehlendem Kampfgeist und stichelt ihn endlich gnadenlos, weil er vor Rudolf gekniet hat. Sie fragt Zawisch, ob er schon einmal vor einem Mann gekniet habe um Lohn oder aus Furcht vor einem Standesgleichen. Zawisch verneint das natürlich und erklärt großsprecherisch, er würde es nie tun (2173). Während sie triumphiert, weil sie Zawisch so erfolgreich gegen den König ausgespielt hat, wissen wir als Zuschauer/Leser, daß Zawisch lügt. Er hat vor Ottokar gekniet, damit dieser ihm in der Angelegenheit mit der verlorenen Schleife der Königin nicht zürnen solle. Nicht nur hat Zawisch doch vor einem Stärkeren gekniet, sondern es auch identisch getan. Beide Männer haben »ein Knie« gebeugt, eine weitere Verdopplung von Geschehen innerhalb des Stücks (vgl. 1130 und 1962).

Nachdem sie Abscheu davor ausdrückt, vielleicht einmal in ähnlicher Weise Rudolf huldigen zu müssen, erklärt sie abschließend, sie wolle lieber in ihr heimatliches Ungarn zurückkehren. Als Zawisch sie auf ihren Wunsch aus der Gegenwart des Königs fortführen will, ruft Ottokar ihn zurück, verlangt sein Schwert und will ihn als »Verräter« töten (2199). Daß er es nicht tut, ist der Tatsache zuzuschreiben, daß Kunigunde ihn zu ihrer Begleitung zurückruft. Nur als ihr Begleiter kann er Ottokar zu diesem Zeitpunkt erscheinen. Daß er ihn Verräter nennt, kann sich nur auf das Zerschneiden der Zeltschnüre beziehen, was den Unterwürfigkeitsakt vor dem Kaiser den Blicken aussetzte. Um politischen und noch nicht persönlichen Verrat handelt es sich hier. Der erstere jedoch ist eine Sache, die Ottokar auch demnächst abtun kann. Seine gegenwärtige Besorgnis muß eine andere sein. Seine zweite Frau, auf die er seine Hoffnung auf einen Erben und Thronfolger gesetzt hatte (525 u. 2131), will ihn verlassen. Die öffentliche Demütigung beginnt eine zusätzliche, unerwartete Auswirkung nach sich zu ziehen. Während er sich früher im 4. Akt unwürdig fühlte, das Schloß seiner Vorfahren zu betreten, wurde kein einziges Wort über Kunigunde verloren, jetzt aber erkennt er, daß, obwohl die Königin nur

[19] Politzer, S. 179.

[20] Ebersberg in »Der Sammler«, 1925, S. 143, zitiert bei Yates, S. 210: »Auf eine so gemeine und buhlerische Weise sollte sich eine Königstochter vergessen können!«

harte Worte für ihn hatte, diese doch einige Wahrheit enthielten. Während Kunigunde also nur ganz allgemein von einer Rückkehr nach Ungarn redet, schließt Ottokar zu diesem Zeitpunkt und schon ganz spezifisch, daß sein Verhalten ihn von »Haus und Bett« (2264) getrennt hat. Es wird keinen Erben geben, wenn sie geht.

Es ist wegen dieses Gedankens und erst jetzt, daß Ottokar daran denkt, das Abkommen zu zerreißen. Er will es gerade tun, als er einem Bedienten noch befiehlt, sein »Weib, die Königin« (2382) zu rufen. In wenigen Worten bringt der folgende, meisterhaft geformte Dialog zwischen Ottokar und Kunigunde Ideen, die ausgedehnte Kommentare anregen könnten. Es wäre geradezu unheimlich, wenn im wirklichen Leben eine Person so genau auf den Gedanken einer anderen aufbauen könnte, wie Kunigunde auf der Furcht Ottokars, aus dem Ehebett gedrängt zu werden. Zuerst erklärt sie, daß sie lieber an seinem Sarge stehen würde als zugedeckt mit Schande bei ihm. Als er daraufhin entgegnet, ein Tröpfchen Milde täte ihr gut, multipliziert sie ihre ursprüngliche Behauptung zu unverhohlener sexueller Erpressung: »So lang Ihr Euch nicht von der Schmach gereinigt, betretet nicht als Gatte mein Gemach.« (2404/5). Politzers Kommentar zu dieser Aussage überrascht einen. Er meint nämlich, genau weil Ottokar an sein Ende gelangt sei, weil er nicht nach Leidenschaft verlange, sondern nach Trost und Milde, habe Kunigunde »ihre Macht über ihn verloren«.[21] Das stimmt nicht. Nachdem er die Verheerung des Krieges geschildert hat und sie dennoch nicht nachgibt, warnt er zwar, aber sobald sie ihn erpreßt, tut er genau das, was sie will.

Diese sexuelle Erpressung – und es gibt keine offensichtlichere oder wirkungsvollere in der deutschsprachigen Literatur – erfüllt ihren Zweck innerhalb *König Ottokars Glück und Ende*, weil Grillparzer historische Tatsachen verändert hat, um sein dramatisches Ziel zu erreichen. Der wirkliche Ottokar hatte zwei Kinder von Kunigunde, eines – sein Sohn Wenzel (tschechisch: Václav) II., 1271 geboren, wurde im Alter von sieben Jahren beim Tod des Vaters König. Es ist wahr, daß Zavis, der die verwitwete Königin Kunigunde heiratete, als dominierender Vormund und Regent einige Jahre lang herrschte. 1287 aber ließ Václav II., damals sechzehn Jahre alt, Zavis erst verbannen und später töten. Es ist also so, daß die Intensivierung der Frage nach einem Erben Grillparzers Beitrag zur Handlung der Tragödie darstellt. Die sexuelle Erpressung wird benötigt, um im persönlichen Bereich zu vollenden, was im politischen begonnen hatte, nämlich die zweite Hälfte der Peripetie in Ottokars Entwicklung vom Glück zum Ende.

Weil die Königin glaubt, sie habe Ottokar nun völlig erledigt, wendet sie sich mit der letzten höhnischen Bemerkung ab, wird aber von ihm

[21] Politzer, S. 175.

zurückgehalten, indem er das Abkommen zerreißt und erklärt, die Ehre sei wiederhergestellt und das Tor zur Zukunft offen. Zu dieser Szene meint Yates: »Und so zieht Ottokar unter dem Vorwand in den Krieg, seine Ehre zu retten (2407).« Er fügt jedoch hinzu, dieser Ehrbegriff sei von Rudolf als eitel verworfen worden und, daß auf der persönlichen Ebene, »wie er später zugibt« (2672) seine Gattin »seine Ehre bereits mit Zawisch kompromittiert habe«.[22] Yates' Zeitangabe ist nicht präzise genug. Falls er sagen will, daß Ottokar sich in dem Moment, wo er den Krieg unvermeidlich macht, dessen schon bewußt ist, daß er als Ehemann betrogen wurde, d.h. in dem Moment, wo er das Abkommen zerreißt, dann hat Yates unrecht. Es ist unvorstellbar, daß Ottokar in dem Zusammentreffen mit Zawisch, Momente vorher, diesen geschont hätte, wenn wir das Ausmaß des Zornes miterleben, mit dem er später in die Kirche zu Götzendorf eindringt, wo er seine Frau mit ihrem Geliebten vermutet. Wegen Grillparzers wiederholten Zeitraffungen, läßt sich nicht mit Bestimmtheit sagen, wieviel Zeit vergangen ist, aber selbst Ottokar kann sich nicht über Nacht auf einen Krieg vorbereiten. Außerdem war sein Heer schon einige Zeit unterwegs, um eine günstige Schlachtposition zu erreichen. Irgendwann zwischen den Vorfällen in Prag und denen zu Götzendorf erkennt Ottokar den wahren Sachverhalt, aber er wußte nicht gleich darum. Er scheint ihn erst einige Zeit später erkannt zu haben, denn er plante auch noch den Feldzug zusammen mit Zawisch (2480).

Ein weiterer Kommentar zu Kunigundes Erpressung scheint angebracht. Ottokars Reaktion ist recht interessant. Nachdem er das Abkommen zerrissen hat, sagt er ihr – wahrscheinlich in der Annahme, nun den Bruch in ihrem Verhältnis behoben zu haben: »Was draus erfolgt, wir wollen's beide tragen.« (2408) Ihre Antwort: »Nun erst willkomm ich Euch [d.h. im Ehebett]!« ruft folgende Entgegnung hervor: »So nicht! so nicht!« (2411), mit welchen Worten er sie fortschickt. Diese Worte erinnern so offensichtlich an einen Vers aus Schillers Ballade *Der Handschuh*: »Den Dank, Dame, begehr ich nicht!«, daß es einem seltsam vorkommt, daß Niemand auf die Übereinstimmung hingewiesen hat – besonders da die »Dame« in der Ballade zufälligerweise auch Kunigunde heißt! In beiden Fällen wird von dem betroffenen Mann verlangt, daß er sein Leben (in Ottokars Fall auch das Leben vieler anderer) für eine Laune riskieren soll. Eine Frau, die einen Mann so behandelt, verdient vielleicht den Namen »Dämon«[23] oder »Teufel von Weib«[24] , wie Schlafroth und Staiger Kunigunde bezeichnen. Sie kann

[22] W. E. Yates: *Grillparzer: A Critical Introduction*, Cambridge: Univ. Press, 1972, S. 104.

[23] Heinz F. Schlafroth: *Die Entscheidung bei Grillparzer.* Diss. U. Bern, Bern: Haupt, 1970, S. 52.

[24] Emil Staiger: *Grillparzer: König Ottokars Glück und Ende*. In: E. Staiger: *Meisterwerke deutscher Sprache aus dem neunzehnten Jahrhundert.* 2. erw. Aufl., Zürich: Atlantis-Verlag, 1948, S. 165–187, hier 177.

sich so verhalten, weil sie einen »kühnen Führer der Kumanen« (988) liebte und nur nach Prag kam, um als Königin Status und Ruhm zu erlangen, nicht weil sie ein Gefühl zu Ottokar hinzog. Die Heirat ist ihr bloß Zutritt zum Königtum. Er ist natürlich in gleicher Weise schuldig. Er hat Margareta hauptsächlich wegen ihres Landbesitzes geheiratet, dann die jüngere Kunigunde, damit sie ihm einen Erben bringen kann. Sie soll ihm – um einen modernen Ausdruck zu gebrauchen – als eine Art Leihmutter (2131) dienen, weil seine erste Frau ihm keinen Thronfolger mehr bescheren kann. Sowohl Ottokar als auch Kunigunde benutzen eine andere Person bloß als ein »Ding«, ein Mittel zu einem bestimmten Zweck. In der Hebbel-Kritik ist dieses Phänomen als »Mensch-Ding-Problematik« bekannt geworden. Wenn die so miß(be)handelte Person in der Lage ist, sich zu wehren, führt das gewöhnlich zu Konflikt. In Hebbels *Judith* z. B. tötet die Heldin Holofernes. In *König Ottokars Glück und Ende* vernichtet Kunigunde Ottokar genau so sicher, obwohl sie nicht selbst das Schwert gegen ihn erhebt.

Daß Ottokar als König sich der Hybris schuldig macht, wird allgemein akzeptiert. Daß er als Mann der Hybris genauso schuldig wird und daß darauf die Nemesis sowohl in der politischen als auch in der persönlichen Sphäre folgt, ist die Behauptung der vorgehenden Deutung. Hätte Ottokar etwas gesunden Menschenverstand an den Tag gelegt, wie z. B. »Siehe nicht nach den Jungfrauen, daß du nicht entzündet werdest gegen sie« (Berta), »Hast du ein Weib nach deinem Herzen, so laß dich nicht von ihr wenden« (Margareta) und »Laß deinem Weibe nicht Gewalt über dich, daß sie nicht dein Herr werde« (Kunigunde), wäre der Ablauf der Ereignisse verhindert worden, der zu seinem Untergang führt. Nun stammen diese Zitate zwar aus dem Buch Sirach[25] der biblischen Apokryphen, jedoch handelt es sich dabei ganz einfach um die Weisheit der Jahrhunderte, die auf Grillparzers König passen, wie das Pünktchen auf »i«. Ottokar ließ sich von der Frau entfremden, die ihm im biblischen Sinne wirklich »Gehilfin« war. Von einer flirtenden, unverheirateten Verführerin dazu auf den Gedanken gebracht, trennte er sich von Margareta und heiratete dann eine Dritte, die »Gewalt« über ihn erlangte. Vielleicht Liebe, vielleicht Besitzdenken, vielleicht der Wunsch, seine persönliche Ehre zu wahren (daß ihm keine Frau fortläuft), aber ganz sicher der Wunsch, sie am Hofe zu halten, damit sie ihm einen Erben schenke, sind die Gründe, die ihn veranlassen, ihrer sexuellen Erpressung nachzugeben. Das wiederum führt zum Bruch des Abkommens mit dem Kaiser, zu neuen Kampfhandlungen und infolge dieser zu seinem Tode. Kunigunde erweist sich als das Hindernis, das Ottokar nicht überwinden kann.

[25] Sirach 9, 5; 6, 28 und 9, 2.

Zagreber Germanistische Beiträge 6(1997), 29–39

LITERATUR UND GESELLSCHAFT AUS DER SICHT DER NEUKLASSIK

Viktor ŽMEGAČ
(Universität Zagreb)

Leser von Robert Musils Roman *Der Mann ohne Eigenschaften* erinnern sich vielleicht an jene Stelle im 15. Kapitel des Ersten Teils, wo der Erzähler ein geistiges Panorama des Zeitalters um 1900 entwirft. Auch der Leser der Schriften von Paul Ernst hat triftige Gründe, der dort ausgesprochenen Diagnose zu gedenken. Der Wortlaut des Textes liefert dafür gleich mehrere Stichwörter.

> Es entwickelten sich Begabungen, die früher erstickt worden waren oder am öffentlichen Leben gar nicht teilgenommen hatten. Sie waren so verschieden wie nur möglich, und die Gegensätze ihrer Ziele waren unübertrefflich. Es wurde der Übermensch geliebt, und es wurde der Untermensch geliebt; es wurden die Gesundheit und die Sonne angebetet, und es wurde die Zärtlichkeit brustkranker Mädchen angebetet; man begeisterte sich für das Heldenglaubensbekenntnis und für das soziale Allemannsglaubensbekenntnis; man war gläubig und skeptisch, naturalistisch und preziös, robust und morbid; man träumte von alten Schloßalleen, herbstlichen Gärten, gläsernen Weihern, Edelsteinen, Haschisch, Krankheit, Dämonien, aber auch von Prärien, gewaltigen Horizonten, von Schmiede- und Walzwerken, nackten Kämpfern, Auf-

Zusammenfassung

Der Aufsatz lenkt den Blick auf die in der germanistischen Forschung kaum angemessen beachteten literatursoziologischen Überlegungen Paul Ernsts. Das Eigentümliche in den Thesen des Theoretikers und Praktikers der Neuklassik ist der Umstand, daß darin gesellschaftsanalytische Ansichten, wie man sie sonst nur aus Texten linksorientierter Autoren kennt, in einem konservativen Denken verankert sind.

> ständen der Arbeitssklaven, menschlichen Urpaaren und Zertrümmerung der Gesellschaft. Dies waren freilich Widersprüche und höchst verschiedene Schlachtrufe, aber sie hatten einen gemeinsamen Atem; würde man jene Zeit zerlegt haben, so würde ein Unsinn herausgekommen sein wie ein eckiger Kreis, der aus hölzernem Eisen bestehen will, aber in Wirklichkeit war alles zu einem schimmernden Sinn verschmolzen. Diese Illusion, die ihre Verkörperung in dem magischen Datum der Jahrhundertwende fand, war so stark, daß sich die einen begeistert auf das neue, noch unbenützte Jahrhundert stürzten, indes die anderen sich noch schnell im alten wie in einem Hause gehen ließen, aus dem man ohnehin auszieht, ohne daß sie diese beiden Verhaltensweisen als sehr unterschiedlich gefühlt hätten.[1]

Es dürfte nicht schwerfallen, in Musils Epochenporträt auch den geschichtlichen und künstlerischen Standort Paul Ernsts zu erkennen, eines Autors, den man – wie auch immer man sonst zu ihm stehen mag – zu den stilgeschichtlich bezeichnenden Autoren des Zeitalters zählen muß. Worauf es bei unserer Fragestellung ankommt, ist der Umstand, daß der hier aufgeblätterte Bilderbogen den so charakteristischen Pluralismus der Epoche illustriert: die Vorstellung von einer alleinigen oder zumindest dominierenden Gestaltungsform weicht dem Nebeneinander ganz verschiedener Stilrichtungen, dem Bewußtsein jedenfalls, daß jedem Künstler grundsätzlich eine Vielfalt von Möglichkeiten zur Wahl stehe. Gerade im Hinblick auf Ernsts Schaffen gilt es ferner zu betonen, daß die genannte Vielfalt von zwei prinzipiellen Entscheidungen getragen wird: von der Entscheidung zur modernistischen Innovation oder von der Neigung, Stile der Vergangenheit historistisch zu rekapitulieren.

Unser Autor kannte beide Wege, wenn auch sein eigentlicher der der historistischen Besinnung war. Der Paradoxie zuliebe könnte man sagen, daß Ernst seine besondere literarische Signatur, wenn man so will: seine Originalität, just dem Verzicht auf Neuheit und Originalität verdankt. Doch mit Musil zu sprechen: er begeisterte sich, in der längsten Zeit seines Lebens, für das »Heldenglaubensbekenntnis«, doch zeitweilig auch für das »Allemannsglaubensbekenntnis«, er war gläubig und skeptisch, naturalistisch und – auf eine eigentümliche Weise – auch preziös. Sucht man Musils Gegensatzpaare zu erweitern, so bieten sich etwa Attribute wie 'pathetisch' und 'unbeteiligt lakonisch' an.

Vergleicht man Ernst mit einigen Zeitgenossen, so zum Beispiel mit Gerhart Hauptmann, der ja in mancherlei Hinsicht einen Vergleich herausfordert, fällt der Umstand auf, daß der erklärte »Neuklassiker« (oder vielmehr Neoklassizist) den Pluralismus gleichsam linear absolvierte, im Nacheinander, als Entwicklung, während Hauptmann den fortlaufenden

[1] Robert Musil: *Der Mann ohne Eigenschaften*, Reinbek bei Hamburg 1970, S. 55.

Wechsel zwischen einer naturalistischen und einer sogenannten neuromantischen Ausrichtung bevorzugte. Befragt man den Programmatiker Ernst, so stößt man sogar auf die einigermaßen überraschende Ansicht, die Neuklassik trete die legitime Nachfolge des Naturalismus an: sie schulde ihm wichtige Anregungen, löse ihn aber ab, im Augenblick, wo ihm die Erstarrung, das Abgleiten ins Epigonenhafte drohe.

> Notwendig folgt also auf den Naturalismus eine neue Stilkunst als seine regelmäßige Fortsetzung, nicht eine künstlich geschaffene, die keine Beziehung zu unserer Zeit hat und zum Naturalismus: eine solche würde nur ein neues und übleres Epigonentum erzeugen; sondern es entwickelt sich aus den Willenselementen der Zeit und der ihr eigenen Anschauungsart, welche eben den ihr eigenen Naturalismus erzeugt hatte, das Neue.[2]

Diese Äußerung, die zu den programmatischen Erklärungen im ersten Heft der Düsseldorfer Theaterzeitschrift *Masken* (1905) gehört, ist in zweierlei Hinsicht bemerkenswert. Man irrt sich wohl nicht, wenn man annimmt, daß die kunsttheoretische Diagnose über den Gang der Dinge eine sehr persönliche Sicht des Autors verrät. Der Weg vom Naturalismus zu einer neuen Klassizität, mit anderen Worten: von der radikalen Mimesis zur »Stilkunst«, ist der Weg, in dem Paul Ernst die Logik des eigenen literarischen Schaffens erblicken mußte. Allein die subjektive Sicht bestätigt zugleich einen allgemeinen modernistischen Grundsatz in der Beurteilung künstlerischer Vorgänge.

Damit gelangen wir zum zweiten Punkt. In Abwandlung einer beliebten Redensart könnte man sagen: Klassizismus schützt vor Modernismus nicht. Dem Leser der Programmschriften wird nicht der Umstand entgehen, daß der Autor sich völlig ein Denkmuster zu eigen macht, das seit der Romantik eine Klammer zwischen Poetik und Kulturdiagnostik darstellt – nämlich die Auffassung, daß der Modernitätsprozeß vom Wechsel der Innovationsschübe lebt, vom permanenten Stilwandel in der Abfolge der Schritte, die vom Neuen zum Abgegriffenen, Erstarrten und dann wiederum zum anderen Neuen führen. Im Gegensatz jedoch zu den radikalen Modernisten nach 1900 entfaltet Ernst eine weniger mechanische Dialektik des künstlerischen Neuheitsstrebens, indem er die Innovation auch im überraschenden Rückgriff erblickt, gleichsam in der stilistischen »konservativen Revolution«.

Mit dieser Erscheinung wird freilich nur ein Epiphänomen benannt. Die *gesamte* Anschauungswelt des Autors erfaßt man mit der Feststellung, daß bei ihm Urteile über literarische Formen und Figuren, über poetologische Kategorien überhaupt, stets geschichtsphilosophische und sozialtheoretische

[2] *Die neuklassische Bewegung um 1905. Paul Ernst in Düsseldorf*, dargestellt und dokumentiert von Karl August Kutzbach, Emsdetten 1972, S. 120.

Diagnostik sind. Das trifft auf den späteren, konservativen Paul Ernst ebenso zu wie – fast selbstverständlich – auf den frühen, sozialistisch gesinnten.

Ähnlich verhalten sich die Dinge bei Samuel Lublinski, dem künstlerischen Mitkämpfer von Ernst. Seine Abkehr vom Naturalismus und von materialistischen Ideologemen des neunzehnten Jahrhunderts führte ihn ebenfalls hin zu einem neuen literarischen Konservatismus, allerdings nicht zu den weltanschaulichen Konsequenzen, die Ernst schon um 1900 zog. Der »Weg zur Form«, d.h. zur Dramaturgie und Geschichtsphilosophie der großen Persönlichkeit, des Geisteshelden, vertrug sich bei Lublinski – seine letzte große Schrift, *Der Ausgang der Moderne*, 1909, ist ein Zeugnis dafür – mit der Hoffnung auf die Aussichten eines neuen Liberalismus, in dem, übrigens nicht viel anders als bei Paul Ernst, Nationalbewußtsein vor allem als Kulturbewußtsein zu begreifen ist.

Die Betrachtung von Ernsts Ansichten über Ethos und Geschichte literarischer Gattungen fordert zumindest umrißhaft eine Erkundung der allgemeinen Thesen seines soziozentrischen Kunstverständnisses. Ein Vergleich zahlreicher entsprechender Äußerungen in seinen programmatischen und kritischen Schriften zeigt, daß der Angelpunkt in der kommunikationsstiftenden Trias Autor, Werk und Rezipient (bzw. Publikum oder Öffentlichkeit) der Empfänger ist. Mit anderen Worten, Ernsts Sicht der Dinge ist nach heutiger Terminologie rezeptionstheoretisch ausgerichtet. Literatur versteht sich als eine besondere sprachliche Tätigkeit, die jeweils den Forderungen, Wünschen und Erwartungen einer gesellschaftlichen Gruppe, Schicht oder Gemeinschaft entspricht – entweder als zustimmendes und verkündendes Organ der Gesellschaft oder jedoch als ein Kennzeichen der Gesellschaft ex negativo, im Gegensatz zu ihr. Ein entscheidendes Kriterium ist auf jeden Fall deren Zustand, der – im Sinne von Ernsts geschichtsphilosophischer Vorstellungswelt nach 1900 – organisch, d.h. überschaubar und hierarchisch gegliedert, aber auch amorph und kontingent, wie etwa im modernen Europa, sein kann.

Die einprägsamsten Formulierungen zu diesen Fragen, wie zu manchen anderen, finden sich im literaturkritischen Brevier der Neuklassik, in Ernsts Sammlung »ästhetischer Abhandlungen« *Der Weg zur Form*, deren erste Auflage 1906 erschien. Der letzte Aufsatz darin, der unter anderem eine Auseinandersetzung mit Lublinskis Buch *Die Bilanz der Moderne* enthält, heißt *Gesellschaftliche Voraussetzungen* und bemüht sich um die Klärung soziologischer Grundbegriffe. Die Kritik an Lublinski, der nach Ernsts Auffassung an den Anschauungsschemata des historischen Materialismus festhält und dem er daher nicht folgen kann, führt im übrigen sehr deutlich die schon erwähnte Spaltung vor Augen: Bewahrt bleiben Bezugsrahmen und Begriffsinventar, Vorstellungen jedenfalls, die an so unterschiedliche Quellen wie die deutschen Junghegelianer oder Hippolyte Taine und seine geistigen Schüler denken lassen; in einem radikalen Gegensatz dazu

steht indes zumeist die bewertende Deutung der Zusammenhänge, die Ordnung der vorausgesetzten Werte.

Wir folgen zunächst seiner Argumentation dort, wo die schon erwähnte Leitkategorie des Publikums in den Vordergrund gerät.

> Dichter gab es erst, als es ein Publikum gab, und es bestand stets eine Wechselwirkung zwischen Dichter und Publikum: die Homerischen Gesänge waren Publikumskunst, denn sie waren das, was die kleinasiatischen Aristokraten an ihren Höfen hören wollten, und die Tragödien des Äschylus waren Publikumskunst, weil sie das waren, was die Bürger von Athen sehen wollten. Es gab Völker und Zeiten, in denen die dichterischen Fähigkeiten gering waren, und wo sie hoch waren: erst mit dem Beginne der Geldwirtschaft beginnt aber der Unterschied zwischen Literatur und Unterhaltungsschriftstellerei, mit ihrer Entwickelung vertieft und erweitert er sich, und heute ist er so wichtig, daß er meines Erachtens ein ausschlaggebendes Moment für die literarhistorische Betrachtung ist.[3]

Mit der historisch-typologischen Aufteilung in vormoderne (antike, mittelalterlich-feudale) Zeitalter und moderne Epochen wählt Ernst ein griffiges, wenn auch nur leidlich differenzierendes Periodisierungsinstrument. Der im Hinblick auf die einigermaßen idealisierende Sicht der fernen Vergangenheit zusätzlich vereinfachende Zug dieser Gegenüberstellung ist durch die kritische, ja polemische Einstellung des Autors gleich doppelt bedingt: in manchen Zweifeln gegenüber der modernen Welt waren der sozialistische Theoretiker und der Verkünder konservativer Werte durchaus einer Meinung.

Im Gegensatz zur neuzeitlichen Epoche, erklärt der Autor, waren das Mittelalter wie auch alle aristokratische Zeiten in besonderem Maße an Kunst interessiert; Kunst war ein Attribut der Herrschaft (im doppelten Sinn des Wortes), aber auch ein integratives Element der Gemeinschaft, ein Moment des Allgemeinen, nach dem Wortgebrauch Hegels. Ernst läßt freilich keinen Zweifel daran, daß die gesellschaftliche Integration des Künstlers in vormodernen Zeiten keine privilegierte Stellung einschloß; ganz im Gegenteil, Künstler waren in der Regel weder durch Ansehen noch durch Lohn besonders begünstigt; privilegiert, wenn man so will, waren sie indes aus der Sicht späterer Epochen dadurch, daß sie im gesellschaftlichen Gefüge einen festen, durch nichts ersetzbaren Platz einnahmen. »In der adeligen Gesellschaft weiß jeder durchaus, was er ist, und dadurch weiß er auch, was er nicht ist«,[4] so die lapidare Formulierung in einem weiteren repräsentativen Aufsatz, *Kunst, Wissenschaft, Adel und Bürgertum*

[3] Paul Ernst: *Der Weg zur Form. Ästhetische Abhandlungen vornehmlich zur Tragödie und Novelle*, 2. Aufl., Berlin 1915, S. 207.

[4] Paul Ernst: *Tagebuch eines Dichters*, München 1934, S. 88.

Zagreber Germanistische Beiträge 6(1997), 29–39

(1913). Man ist nicht sehr weit entfernt von Ernsts Anschauungen, wenn man von einer transzendent überwölbten Welt spricht – um seinen damaligen Freund, den jungen Georg von Lukács zu paraphrasieren. Es drängt sich allerdings auch ein Vergleich auf, der keineswegs so naheliegend ist wie derjenige mit dem Verfasser der Heidelberger *Theorie des Romans*. Gemeint ist Hermann Brochs geschichtsphilosophische Theorie des historischen Wandels, die namentlich in der Form des essayistischen Exkurses über den »Zerfall der Werte« im dritten Teil des Romans *Die Schlafwandler* bekannt geworden ist. Auch dort erscheint das Mittelalter, gleichsam als Metonymie für vormoderne Zeitalter, gekennzeichnet durch den inneren Zusammenhalt aller Tätigkeiten und Gedanken, verklammert von einem einheitlichen Weltbild.

Man kann bei allen drei genannten Autoren von einer exemplarisch geistesgeschichtlichen Betrachtungsweise reden, deren Besonderheit hier jedoch darin besteht, daß die geistesgeschichtliche Synthese mit Elementen einer sozialhistorischen Argumentation ausgestattet erscheint.

Es überrascht nicht, daß die Rede von Zeitaltern der Integration im Sinne hierarchischer Ordnungen vor allem als Folie für die kulturkritische Erkundung neuzeitlicher Phänomene, d.h. der geschichtlichen Moderne, dient. Ernsts zahlreichen Äußerungen zu den neueren und neuesten Entwicklungen im Leben der Kunst merkt man, daß es darin mittelbar oder unmittelbar auch um die eigene Sache geht.

In der bürgerlichen Gesellschaft, in der auch der künstlerische Pluralismus der Jahrhundertwende verankert ist, »weiß niemand, was er ist«, so lautet die analoge, ebenfalls lakonisch formulierte Einsicht des Autors. »Die Klassen gehen durcheinander, haben keinerlei äußere Kennzeichen; Familien steigen auf und ab in den Klassen, in den Großstädten, bei wichtigen Handlungen des Lebens, in wichtigen Einrichtungen findet eine offenkundige Gleichmachung statt.«[5] Gewiß, in dieser Gesellschaftsordnung hat der Künstler nicht selten ein unvergleichlich höheres Ansehen; in der bürgerlichen Öffentlichkeit sind ihm Rollen zugefallen, die zuvor kaum vorstellbar gewesen wären. Erkauft hat er die neue Stellung jedoch mit Instabilität.

»Der Dichter«, so erklärt es Ernst, »mag er wollen oder nicht, wird mit in die allgemeine Beziehung gespannt: Produzent – Konsument, deren Ausgleichung durch das Geld stattfindet. Anders ausgedrückt: er schreibt ein Buch oder ein Drama, das von einer Anzahl Menschen gelesen oder gehört werden soll, die ihm gänzlich unbekannt sind und ihrerseits zu ihm sich zunächst nur dadurch in Beziehung setzen, daß sie durch eine Mittelsperson ihm eine Geldsumme geben für das Recht des Lesens oder Hö-

[5] Ebenda.

rens. Nun entstehen für ihn verstandesmäßige und sittliche Fragen, die für frühere Dichter nicht vorhanden waren.«[6]

Die Lage der Literatur und des Schriftstellers (und des freiberuflichen Künstlers überhaupt) in der gesellschaftlichen Konstellation der kulturellen Moderne, seit dem Aufkommen des individualistischen Künstlers, der Medien, des Marktes und des anonymen Publikums, sieht Ernst durch zwei entscheidende Momente gekennzeichnet. In beiden erblickt er eine Gefahr für die Literatur (oder vielmehr für die Sprachkunst, die er emphatisch 'Dichtung' nennt). Die erste von den beiden Erscheinungen ist durch eine Hinwendung zum sogenannten breiten Publikum bestimmt; man könnte sie auch zentripetal nennen. Die zweite steht im Zeichen einer Abwendung vom Publikum, einer exklusiven Haltung also; man könnte sie demgemäß als zentrifugal bezeichnen.

Der erste Punkt, betont der Autor, muß weitgehend als eine Folge der Angewiesenheit auf ein kaum zu ortendes, abstraktes Publikum gesehen werden. Der ohne unmittelbaren gesellschaftlichen Auftrag gebliebene Schriftsteller sucht die Fühlung mit dem Publikum: doch, im alten Sinne, orientierungslos, ist er geneigt, nachzugeben und den Weg des geringsten Widerstandes zu gehen, d.h. zu unterhalten, gefällig zu sein und wohl auch Moden mitzumachen. In schlimmsten Fällen führt das zu Spielarten des Kitsches – zu einer Erscheinung, die es in vormodernen Epochen, so die entschieden vorgetragene Erkenntnis Ernsts, nicht gegeben hat.[7]

Doch ebensowenig konnte es den exklusiven Dichter im modernen Sinne geben. Unter den Bedingungen einer Kultur, in der die Produzenten von Kunst (Literatur) und kunstähnlichen Hervorbringungen grundsätzlich bindungslos agieren, heute also, finden sich auch Kunstliebhaber, die den exzentrischen Bestrebungen mancher modernen Dichter entgegenkommen und jene Erscheinung begünstigen, die unter der Bezeichnung *l'art pour l'art* ihre begriffliche Karriere gemacht hat (und die Ernst zu den Krisenzeichen der Gegenwart zählt). Von fragwürdigen Spezialisierungstendenzen spricht er,[8] und auch hier meint er, wie in einem anderen Zusammenhang bei den Unterhaltungsschriftstellern, Erscheinungen geistiger Partialisierung in der modernen, arbeitsteiligen Welt. Man hat im übrigen gute Gründe, an dieser Stelle abermals an Brochs Zerfalls-Diagnostik zu denken, die ja ebenfalls eine Theorie der Spezialisierung und Diffusion ist.

Es gehört nach Ernst zu den Widersprüchen der fortwährenden modernen Instabilität, daß die beiden prägenden Klassen von Autoren, die

[6] Ebenda.

[7] *Der Weg zur Form*, S. 207. Vgl. ferner Ernsts Besprechung von Georg Simmels *Philosophie des Geldes* (1900), abgedruckt in den Veröffentlichungen der Paul-Ernst-Gesellschaf *Der Wille zur Form*, Neue Folge, Nr. 11 (1989).

[8] *Der Weg zur Form*, S. 210.

Unterhaltungsschriftsteller und die »Exzentriker«, so verschieden sie auch sind, in einem sozialen Wechselverhältnis zueinander stehen, indem sie gleichsam komplementäre Bedürfnisse des Publikums befriedigen – mit Texten, die nach Ernsts Meinung mit Literatur wenig zu tun haben. An dieser Stelle seiner Ausführungen zum Thema »Gesellschaftliche Voraussetzungen« schlägt die Diagnostik in unduldsame Polemik um, die den eigenen Dichtungsbegriff (der ja gleichfalls von Exklusivität keineswegs frei ist) zum absoluten Maßstab erklärt. An Schärfe, und freilich auch Konkretisierung, wird diese Äußerung nur durch das Vorwort zur zweiten Auflage der Essaysammlung *Der Weg zur Form* übertroffen, wo er seine Dramatiker-Rivalen (letztlich ganz im Geiste des von ihm selbst diagnostizierten modernen künstlerischen Konkurrenzkampfes) mit rüden Worten angeht: in Gehart Hauptmanns Schaffen erblickt er »sentimentale Trivialität«, und Herbert Eulenberg nennt er kurzerhand einen »Gartenlaubendilettanten«.[9]

Es zeichnet Ernst aus, daß er den hohen Rang, den er seinem eigenen Schaffen zubilligt, übrigens auch in dem soeben zitierten Vorwort, niemals mit einer optimistischen Einschätzung seiner tatsächlichen Geltung verbindet. Er drückt lediglich eine vage Hoffnung aus, daß es doch ein drittes Publikum geben könnte – neben den Lesern und Zuschauern, die ein banales Vergnügen suchen, und denjenigen, die es auf vorübergehende künstlerische Sensationen durch Überraschung abgesehen haben. »Gibt es aber noch ein drittes Publikum? Ein ernstes Kunstwerk verlangt Vertiefung, Anspannung, Zeitopfer, Überwindung des Ungewohnten und verschiedenes andere vom Publikum, das nur Menschen leisten können, die Muße haben, Kultur besitzen, sich verantwortlich fühlen als Kulturträger.«[10] Solche kompetente Gruppen, sogenannte »Kreise«, habe es gegeben und gebe es nach wie vor, allein ihre Zahl nehme gerade in der modernen, ansonsten durch Vielfalt gekennzeichneten Gesellschaft immer mehr ab. Ernst stellt die Aussichten eher als düster dar. Man habe es mit einer allgemeinen Paradoxie zu tun: die Einführung arbeitssparender Maschinen habe zur Folge, daß die Menschen weniger Zeit haben, statt mehr; ebenso wie es paradox ist, daß sich die Sorgen mehrten mit dem Ansteigen der Mittel, die zur Bekämpfung dieser Sorgen dienten; und schließlich nähere sich der Mensch der Barbarei, je mehr er sich von den Barbaren entferne.[11] Es spricht für den Autor, daß er der bedrückenden Diagnose keine tröstende Verheißung folgen läßt, sondern lediglich ein gedämpftes »Vielleicht«, gleichsam eine geschichtsphilosophische Möglichkeitsklausel.

[9] Ebenda, S. V.
[10] Ebenda, S. 211.
[11] Ebenda.

Zu den Schlußgliedern von Ernsts Argumentationskette gehören seine Urteile zum Problem der modernen gesellschaftlichen oder vielmehr pluralistischen Öffentlichkeit. Auch diese Gedanken beziehen sich auf Fragen des neuzeitlichen, durch die Rolle der Medien gekennzeichneten Umgangs mit Literatur. Nebenbei, der Akzent in eigener Sache tritt in Ernsts Darlegungen durch die besondere Aufmerksamkeit zutage, die dem Drama und dem Theater gewidmet sind. Es überrascht nur auf den ersten Blick, daß der Autor einer Kategorie in der Kommunikationskette Anerkennung zollt, die in vollem Maße gerade die Entwicklung der neueren und neuesten Zeit repräsentiert: das Phänomen der öffentlichen, institutionalisierten Kritik. Der die ästhetische Gemeinschaft vergangener Zeiten spaltende, die Unabhängigkeit jeder Instanz betonende individuelle Beurteiler müßte bei einem konservativen Zeitgenossen wie Ernst eigentlich eher Mißtrauen hervorrufen. Daß dieser das Amt des Kritikers (des gebildeten und kunstverständigen natürlich) dennoch begrüßt, hängt mit der Tiefenstruktur von Ernsts Denken zusammen und ist von daher zu erklären. Was der Autor billigt, ist nicht so sehr die Rolle des Vermittlers im unübersichtlichen Angebot der liberalen Gesellschaft, sondern vielmehr die oft entscheidende Aufgabe der starken, suggestiv wirkenden intellektuellen Persönlichkeit, sozusagen des Geistesaristokraten, dessen Sinn sich namentlich dann erweist, wenn er kraft seiner Autorität für die Öffentlichkeit ästhetische Maßstäbe setzt. Der bedeutende Kritiker, der wahrhaftige Dichtung erkennt und sich für das Schaffen, das sich über den Durchschnitt oder die Mode erhebt – so kann man Ernsts Ansicht zusammenfassen.

In den nicht vorrangig programmatischen, sondern diagnostischen Schriften (und mit solchen hatten wir es bisher zu tun) tritt uns ein Autor entgegen, dessen Argumente und Begriffe dazu angetan sind, Lesern literatursoziologischer Arbeiten der letzten Jahrzehnte manche Überraschung zu bereiten. Der kommunikationstheoretische Rahmen sowie Einblicke in die Konsequenzen des Kunstmarktes, das ist bei Ernst in Ansätzen alles schon erkennbar, und es ist weitgehend eine Folge der zeitweiligen Diskontinuität in Wissenschaft und Publizistik, daß Ernsts Beitrag zur Entfaltung literatursoziologischer Erkenntnisse so lange unbeachtet geblieben ist und auch heute noch nur selten angemessen gewürdigt wird. Von dem als erzkonservativ abgetanen Autor versprach man sich in den sechziger und siebziger Jahren, im Zuge des Aufschwunges soziozentrischer Forschung, im voraus nichts, und so versäumte man es, überhaupt etwas zur Kenntnis zu nehmen. So blieb auch das, womit man sehr wohl etwas hätte anfangen können, ungenutzt. Die jüngeren Adepten ließen Ernsts Einsichten – so die verlockende Metapher – rechts liegen.

Man muß allerdings hinzufügen, daß der Autor selbst, zumindest seit den späten neunziger Jahren, nichts gegen die weltanschauliche Einordnung einzuwenden gehabt hätte. Damit kommen wir zu der bereits berühr-

ten Frage des Verhältnisses zwischen ideologischem Standort und Denkmuster wieder zurück. Des Autors soziozentrische Neigungen sind ausgeprägt genug, doch den Determinismus, der mit dieser Denkart zuweilen einhergeht (und namentlich damals beliebt war), ließ er jedoch nicht gelten. Das gesellschaftliche Verständnismodell besaß für ihn letztlich nur eine sehr eingeschränkte Geltung.

Er unterscheidet zwar deutlich zwischen den Funktionen der Kunst in der Antike, in der Gattung der griechischen Tragödie, und den Funktionen in der modernen, anonymen Gesellschaft, doch er begreift die Kunstformen weder als einen Ausdruck noch als ein notwendiges Ergebnis gesellschaftlicher Verhältnisse. Wo es um bekenntnisartige Äußerungen geht, bleibt kein Zweifel daran, daß auch Ernst zur Maxime steht, daß der Geist weht, wie er will. Der Aufsatz mit dem bezeichnenden Titel *Das Geschichtslose* (1913), der in dieser Hinsicht eine Art Zusammenfassung von Gedanken seit den neunziger Jahren darstellt, bekennt sich ohne Einschränkung zum idealistischen Grundsatz der absoluten geistigen Priorität. Wie es keine Religionsgeschichte geben könne, denn die Geschichte erfasse im Glauben nur Äußerliches, so könne es im wesentlichen auch keine Kunstgeschichte geben. Das Wesentliche in der Kunst oder Dichtung bestehe aus Prinzipien, die keinem historischen Wandel unterworfen sind, deren Entstehen daher auch nicht geschichtlich erklärt werden kann:

> gewisse Kunstanschauungen sind an sich vorhanden wie gewisse mathematische Sätze; auf unerklärliche Weise kommt plötzlich in die Menschheit der Drang, eine dieser Kunstanschauungen zu formen; nach einigen wenigen Versuchen gelingt es ihr, wie man auch den mathematischen Satz nach Suchen findet; sobald diese Schauung geformt ist, kündet sich das Streben nach einer neuen an, die mit der alten nichts mehr zu tun hat, indessen Nachahmer jene geformte Schauung mehr oder weniger seelenlos für äußere Bedürfnisse noch kürzere oder längere Zeit nachahmen mögen.[12]

Es wäre überflüssig, Ernst hier beim Wort zu nehmen und den eher untauglichen Vergleich mit der Mathematik (den er auch selbst überspitzt nennt) genauer zu prüfen. Worauf es ankommt, ist die Feststellung, daß Ernst soziologische Überlegungen lediglich auf eine Funktionsgeschichte, eine Geschichte des Umgangs mit Literatur also, ausgerichtet sind. Denn mehr kann sein ästhetischer Apriorismus nicht konzedieren. Dieser Apriorismus ist begreiflich, wenn man bedenkt, daß es eine Analogie gibt, die überzeugender ist als der rechnerische Vergleich: nämlich diejenige mit der absoluten Autonomie des moralischen Subjekts. Was der Kunst innewohnt, sind unverrückbare Formideen, und der Umgang des Künstlers mit die-

[12] *Tagebuch eines Dichters*, S. 66.

sen Ideen beruht auf Setzungen des autonomen kreativen Ich. Das Problem, daß dieses schöpferische Subjekt gänzlich frei von den Diktaten des gesellschaftlichen Bewußtseins sein soll, obwohl es im Hinblick auf Funktionen auch gesellschaftlich reagiert, dieses Problem gehört zu den offenen Fragen von Ernsts Theorie.

Wie man diese Theorie auch nimmt, man wird auch hier nicht die Frage übergehen können, die auch für Ernsts eigene künstlerische Entscheidungen grundlegend ist: die Frage, wie es sich mit dem Streben nach Neuem in der Kunst verhält, mit der Irrationalität oder der Rationalität dieses Tuns, verknüpft mit der Frage nach den möglichen Motiven wie auch nach dem Verhältnis zwischen neu und alt – im Hinblick darauf, daß bei Ernst die Innovation ein herausfordernder Akt des Rückgriffes ist, gleichsam ein Akt der poetologischen Restitution.

Eine Restitution dieser Art ist ohne eine historistische Denkweise nicht vorstellbar. Es zählt daher zu den eigentümlichen Widersprüchen bei Ernst, daß sich sein Urteil letztlich gegen die Voraussetzungen seiner eigenen Kunst richten muß. Da der hierarchische Grundsatz in der ideologischen Anschauungswelt des Autors den historistischen Pluralismus, d.h. das gleichmacherische Nebeneinander aller Kunstauffassungen und Stile, eigentlich nicht dulden kann, unterdrückt er nicht seine – vermutlich auch durch Nietzsche-Lektüre bestärkte – Geringschätzung des Historismus. Die Zeiten, als die Kunst zweckgebunden war und daher nicht gesammelt, sondern verwertet wurde, ist von einer Epoche verdrängt worden, die alles aus der Vergangenheit gleichermaßen schätzt und hegt, alles »was von alter Kunst übrig ist, ja, was nur eben noch nach Kunst aussehen dürfte«.[13] Man kann Ernst den prophetischen Blick nicht absprechen, wenn man an der gleichen Stelle liest, die relativistische Einstellung gegenüber der Vergangenheit führe zu einer unheimlichen Vermehrung der Museen und Museumsgelehrten, so daß nach einigen Jahrhunderten die Zeit kommen werde, wo »jedes zweite Haus ein Museum« und »jeder dritte Mensch ein Museumsbeamter« sein könnte. In Abhandlungen zu Fragen der Diagnostik und Prognostik der Postmoderne ist bislang Paul Ernst meines Wissens nicht genannt worden. Zu Unrecht, muß man sagen, wenn man die Konsequenzen seiner Äußerung bedenkt.

[13] Ebenda, S. 67.

Zagreber Germanistische Beiträge 6(1997), 41–49

GRÜNE ZUKUNFT?

ÖKOLOGISCHE UTOPIEN IN DER LITERATUR DES WILHELMISMUS

Uwe SCHÜTTE
(University of East Anglia, Norwich)

Zusammenfassung

Dieser Aufsatz gibt einen aufrißartigen Überblick über ökologisches Bewußtsein thematisierende Utopien zur Zeit des deutschen Kaiserreichs. Anhand von exemplarischen Texten fiktionaler, aber auch essayistisch-programmatischer Art aus verschiedenen politischen Lagern wird aufzuzeigen versucht, inwieweit ökologisches Denken zu dieser Zeit entwickelt war und wie sich die Wahrnehmung von Naturzerstörung in utopischen oder dystopischen Zukunftsentwürfen ausdrückte, wobei auch die politischen Kontexte, in denen diese entstanden, kurz dargestellt werden.

Infolge des Industrie- und Technikbooms, welcher nach der Ausrufung des Deutschen Reiches im Jahr 1871 während der sogenannten Gründerjahre einsetzte, konnte sich, ex negativo, durch die umweltverschmutzenden Auswirkungen der Industrialisierung, erstmals ökologisches Bewußtsein, d.h. ein Augenmerk für den Wert unberührter, unzerstörter Umwelt und natürlicher Lebensbedingungen entwikkeln. Daß die ökologischen Probleme so untrennbar vom Industrialisierungsprozeß sind wie dessen positive Folgen, war bereits den Zeitgenossen des anbrechenden 'Maschinenzeitalters' klar. Parallel zu den in Laboratorien, Ingenieursbüros und Chefetagen ausgeheckten Entdeckungen und Strategien zur Beförderung des technischen Fortschritts, entwickelte sich in den gesellschaftlichen Gruppierungen des Wilhelminismus eine regelrechte Konjunktur utopischer Schriften, die zu einer nahezu unüberschaubaren Vielfalt diversester Zukunftsentwürfe führte, welche im weiteren kurz skizziert werden soll.[1]

Im bürgerlichen Lager, dem Betreiber und Hauptnießnutzter des technischen Fortschritts, herrschte ein bemerkenswerter Glaube an die

[1] Für eine ausführliche Darstellung vgl. Jost Hermand: *Grüne Utopien in Deutschland*, Frankfurt 1991.

Zagreber Germanistische Beiträge 6(1997), 41–49

unbegrenzten Möglichkeiten und Verheißungen, die die Zukunft offenbar bereithielt. Diese Hybris erzeugte Texte, in denen der Technik kein Ziel unerreichbar erschien. Als Paradigma sei nur Paul Scheerbarts *Das Perpetuum Mobile* (1910) genannt. In diesem Traktat schildert Scheerbart, durchaus ernstgemeint, die Entwicklung einer solchen, sich selbst antreibenden Apparatur; der realen Verwirklichung sollte in Form des Textes lediglich vorgegriffen werden. Die Nutzungsmöglichkeiten des Perpetuum Mobile, so glaubte Scheerbart, würden die Menschheit von jeder Form der Arbeit erlösen, eine problemlose Energiegewinnung ermöglichen und ein ohne Treibstoffsorgen betreibbares Fortbewegungsmittel schaffen. Nachdem die Aufklärung im 18. Jahrhundert das geistige und die Wissenschaft des 19. Jahrhunderts das technische Rüstzeug bereitgestellt hatten, schien es also zu Beginn des 20. Jahrhunderts mit Hilfe der Technik endlich möglich, den uralten Wunsch des Menschen nach Unterwerfung der Welt zu erfüllen. Ökologisches Bewußtsein hatte in solchem, einem unreflektierten Fortschrittskult huldigendem Denken freilich wenig Platz. So wie Gott, glaubt man der Bibel, einst den Menschen nach seinem Bilde geformt hatte, konnte man nun an den megalomanischen Plan gehen, die Erde nach dem Willen des Menschen zu formen: Ausgehend von der theoretischen Plausibilität einer unversieglichen Energiequelle veröffentlichte der Architekt Bruno Taut seine Schrift *Alpine Architektur* (1919), in der er eine Umgestaltung der Alpen unter 'ästhetischen' Gesichtspunkten mit Hilfe des Scheerbart'schen Apparates vorschlug, d.h. beispielsweise die Aufschüttung von Schluchten oder Begradigung unebener Bergspitzen. Daß das Zerstörungswerk des Ersten Weltkriegs (vermutlich) den zeitlichen Hintergrund für Tauts Arbeit an seinem Buch darstellt, verleiht ihm eine zusätzliche Signifikanz.

Die hypertrophierten Vorstellungen Tauts – nicht nur über die technische Machbarkeit sondern auch über die Notwendigkeit einer Neugestaltung der Alpen – waren zwar eine Ausnahme, verdeutlichen aber in so extremer wie absurder Ausformung, wie sehr man den Errungenschaften der Technik die Lösung jedes nur denkbaren Problems zutraute. Dies umfaßte auch die Bewältigung der sich in den Städten deutlich abzeichnenden ökologischen Folgen der Industrialisierung wie Luftverschmutzung oder Flußvergiftungen. Ein Roman etwa wie Georg Löhls *Freiburg im Frühling 1980* (1890) schildert, wie die beschauliche Kleinstadt gegen Ende des 20. Jahrhunderts zur Großstadt angewachsen ist, über riesige Fabriken und Industriekomplexe verfügend, ohne daß dies die geringsten ökologischen Probleme nach sich zieht. Eine strahlend saubere Zukunft war das trügerische Vexierbild der schmutzigen Gegenwart. In dem Essay *Das goldene Zeitalter oder Das Leben vor der Geschichte* (1891) wendet sich Ludwig Büchner gegen den biblischen Mythos des verlorenen Paradieses und charakterisiert die Gegenwart als ein bereits goldenes Zeitalter, das dennoch erst den Beginn der technischen und naturwissenschaftlichen Entwicklungspotentiale darstellt: »Das Paradies liegt nicht hinter uns, sondern vor uns.«[2]

[2] Ludwig Büchner: *Das goldene Zeitalter oder Das Leben vor der Geschichte*, Berlin 1891, S. 3.

Allerdings wurden die ökologischen (und die damit gekoppelten sozialen) Probleme der Industrialisierung in manchen Schichten des Bürgertums durchaus wahrgenommen und Überlegungen zu deren Beseitigung – oder zumindest Linderung – angestellt. Eine praktisch ausgerichtete Spielart liberaler Utopievorstellungen, die ein ungehindertes Wirtschaftswachstum mit seinen negativen Folgeerscheinungen für Umwelt und Arbeiterschaft versöhnen wollte, repräsentierte die Gartenstadtbewegung. Deren Vertreter plädierten für den Bau wohldurchdachter Satellitensiedlungen am Rande großer Städte, um die Bildung von Arbeiterslums zu unterbinden. Der dahinterstehende Gedanke war natürlich, den Sozialisierungsbestrebungen der Arbeiterschaft durch eine Verbesserung ihrer Lebensbedingungen die Grundlage zu entziehen. Ihren Ursprung hatte die Gartenstadtbewegung zwar in England – Ebenezer Howard veröffentlichte 1898 *Garden Cities of Tomorrow. A Peaceful Path of Real Reform* –, die Vorstellung der Gartenstadt als Verbindung von Großstadt und Land in einer neuartigen Sozialharmonie wurde aber in Deutschland schnell aufgegriffen. Ebenfalls 1898 erschien Theodor Fritschs Programmschrift *Die Stadt der Zukunft (Gartenstadt)*, die der Gartenstadtidee eine große Verbreitung in Deutschland verschaffte und eine Vielzahl ähnlicher Schriften anregte. Erfolgreich in die Tat umgesetzt wurde sie beispielsweise in der Siedlung Margaretenhöhe bei Essen (in der verdiente Krupp-Arbeiter lebten) oder in der Gartenstadt Hellerau bei Dresden, in der sich neben den Arbeitern auch Künstler ansiedelten. Andere Experimente – wie die Siedlungen Frohnau und Schlachtensee bei Berlin – erwiesen sich allerdings als Mißerfolge. Was dort entstand, waren eher Villenvororte, in denen reiche Stadtbewohner sich Wochenendhäuser bauten, als eine neuartige Form des Zusammenlebens.

Eine andere Variante bürgerlicher Utopievorstellung repräsentiert der Monismus. Diese Naturbeseelungslehre leitete sich her aus dem spätromantisch-goetheanischen Pantheismus – wie ihn z.B. Gustav T. Fechner in *Nanna oder Über das Seelenleben der Pflanzen* (1848) vertrat –, der mit dem biologischen Evolutionismus Darwins verbunden wurde. Begründer der monistischen Bewegung war der Jenaer Biologieprofessor Ernst Haeckel, der auch den Begriff 'Ökologie' in den öffentlichen Diskurs einführte. Um in der gesellschaftlich-politischen Praxis wirken zu können, gründete Haeckel 1904 den 'Monistenbund', den er auch als Präsident leitete. In seinen zahlreichen Schriften propagierte er den Gedanken, daß Materie und Natur – vom einfachen Atom bis zum Menschen – gleichermaßen von einer göttlichen Beseelung durchdrungen sind, weshalb eine hemmungslose Umweltzerstörung selbstverständlich nicht akzeptiert werden konnte. Das monistische Denken, zumindest so wie es Haeckel vertrat, war aber keine naive Naturschwärmerei, sondern strebte vielmehr eine Verbindung von Spiritualität und Rationalität an:

> [Der Monismus will] ein *Band zwischen Religion und Wissenschaft* knüpfen und somit zur Ausgleichung des Gegensatzes beitragen, welcher zwischen diesen beiden Gebieten der höchsten menschlichen Geistesthätigkeit unnöthigerweise aufrecht erhalten wird; das ethische Bedürfniss unseres *Gemüthes* wird durch

Zagreber Germanistische Beiträge 6(1997), 41–49

> den Monismus ebenso befriedigt, wie das logische Causalbedürfniss unseres *Verstandes*.[3]

Wie weit der Monismus zur Zeit des Kaiserreichs verbreitet war, zeigt sich in seinem starken Einfluß auf so maßgebliche Literaten, wie Johannes Schlaf (*In Dingsda*, 1892), Hermann Hesse (*Hermann Lauscher*, 1901) oder Arno Holz (*Phantasus* , 1899). Ein Paradigma für die monistisch geprägte Utopie ist Bruno Willes Roman *Offenbarungen des Wacholderbaums* (1901). Protagonist des Buches ist ein 'Allseher', dessen Naturverbundenheit so stark ausgeprägt ist, daß er mit Bäumen und Sträuchern sprechen kann. Mit seinem Intimfreund, dem Wacholderbaum, führt er oft lange Zwiegespräche, in denen sie das Anwachsen der Großstädte und die Entwicklung der Technik kritisieren. Der Allseher ist ganz der pantheistischen Philosophie Haeckels eingedenk und begegnet jedem Naturphänomen, sei es auch nur ein Stein, mit respekt- und liebevoller Haltung, weshalb er vom Wacholderbaum mit dem Ehrentitel 'grüner Philosoph' ausgezeichnet wird. Willes sprechender Wacholderbaum mag einer gewissen unfreiwilligen Komik sicher nicht entbehren, demonstriert aber exemplarisch, wie der Monismus die Natur als einen dem Menschen dialogisch zugeordneten Partner verstand. Dennoch stellte die monistische Utopievorstellung letztendlich kaum mehr dar als Eskapismus aus einer als bedrohlich empfundenen, von übermächtiger Technik und ökonomischen Zwängen bestimmten Wirklichkeit. Erreicht wird lediglich die Errichtung einer idyllischen Scheinwelt, welche keine Ansätze zur Lösung der konkreten ökologischen Probleme anbieten konnte.

Sehr viel konkreter hingegen in ihrer praktischen Zielsetzung war eine weitere, der soziologischen Zusammensetzung nach dem bürgerlichen Lager zurechenbare Gruppe – die Lebensreformbewegung. In Reaktion auf die pathogenen Auswirkungen des modernen Großstadtlebens, erstrebte man das Gegenmodell einer natürlich ausgerichteten Existenz auf dem Land und einer gesunden Lebensführung in 'Licht, Luft und Sonne'. Als Gründervater der Bewegung ist Friedrich Eduard Bilz anzusehen, der 1882 in seiner Schrift *Wie schafft man bessere Zeiten?* zu der Gründung eines Lebensreformerbundes namens 'Neuer Reform-Verein' aufrief. In der Folge entstanden in vielen Städten weitere Vereinigungen mit gleicher Zielsetzung, die eine große Zahl von Mitgliedern und Anhängern vereinigten. Man propagierte Naturheilkunde, Freikörperkultur, das Tragen luftdurchlässiger Baumwollbekleidung (bei Damen den Verzicht auf Korsett und BH), sowie eine strikte Enthaltsamkeit von Alkohol, Nikotin und fleischlicher Nahrung. Die Mehrzahl der Experimente, in denen man die Entwicklung einer alternativen Lebensweise in Form von Kolonien oder Siedlungen auf dem Land versuchte, scheiterten allerdings, da die ideologische Gemeinsamkeit meist nicht stark genug war, um die aus divergierenden persönlichen Interessen sich ergebenden Konflikte zu regeln.

[3] Ernst Haeckel: *Der Monismus als Band zwischen Religion und Wissenschaft*, Bonn 1899, S. 8.

Die literarischen Utopien aus dem Umkreis dieser Bewegung jedoch boten einen idealen Spielraum, die Errichtung perfekt funktionierender Lebensreformwelten wenigstens auf dem Papier zu erreichen. So schildert Martin Atlas in seinem Roman *Die Befreiung* von 1912 ein Staatsgebilde, in dem man zur Vermeidung von Überbevölkerung eine strikte Geburtenkontrolle einführt, die Sonne und den Erdmagnetismus zur Energiegewinnung nutzt, den Boden durch die synthetische Produktion von Nahrungsmitteln schont und Ödland aufforstet, um neuen Lebensraum für Mensch und Tier zu gewinnen. Die Menschen dieser *brave new world* haben die Großstädte verlassen und wohnen in gartenstadtähnlichen Ansiedlungen, wo sie lebensreformerischen Gesetzen gemäß leben. Ein ähnliches Bild zeichnet auch Hans Hardts *Im Zukunftsstaat* (1905), wo der deutsche Protagonist Mitglied einer italienischen Lebensreformkolonie wird, in der man Vegetarismus und Nacktkörperkultur betreibt.

Interessanter ist *Ein neues Eden* (1904) von August Wick. Die zentrale Rolle darin spielt ein Bild, das in tropischer Vegetation nackt umherwandelnde Menschen zeigt. Beeindruckt durch die evokative Darstellung dieser idealen Lebenswelt, entschließen sich dessen Betrachter dazu, in lebensreformerische Einsiedeleien überzusiedeln und dort dem Vorbild nachzueifern. Ihre freizügige Lebensführung führt jedoch zu Anfeindungen, vor denen sie sich durch die Errichtung hoher Mauern schützen müssen. Als letztes Beispiel sei noch *Selbsthilfe. Ein Roman der Sparsamkeit und Lebenskunst* (1894) von Leopold Heller angeführt. Darin werden die Bestrebungen des Vereins 'Eintracht' geschildert, der seine Mitglieder von zivilisatorischen Fehlentwicklungen, wie Luxus-, Alkohol- und Geldgier befreien will. Propagiert werden dagegen Tugenden wie Arbeitsamkeit, Bedürfnislosigkeit, biologisch-vegetarische Ernährung und Tierliebe. Das Ende des Romans zeigt, wie die Mitglieder diese Richtlinien verwirklichen, indem sie die Kolonie 'Sonnenhof' gründen, in der sie Obstplantagen anlegen und auf natürliche Weise leben. Hellers Roman ist exemplarisch für die anthropozentrische Ausrichtung der Lebensreformbewegung. Natur repräsentierte nicht einen Partner oder schützenden Wert an sich, sondern lediglich einen idyllischen Rückzugsraum für gestreßte Großstadtbewohner, der ihnen Ruhe, Gesundheit und Nahrungsmittel bereitstellt. Eingemauert leben die Menschen der lebensreformerischen Utopien in geschlossenen, ansatzweise totalitär organisierten Gellschaften, vollkommen desinteressiert an der politischen, sozialen und ökologischen Realität ihrer Umwelt.

Konkretes politisches Engagement und gesamtgesellschaftliche Veränderungsvorstellungen, die die Sphäre der persönlichen Lebensgestaltung überschreiten, fanden sich allerdings bei einer vom bürgerlichen Lager streng getrennten Gruppe – den Sozialisten. Aus heutiger Sicht mag es zunächst ein wenig verwundern, daß auch sie zur Zeit des Kaiserreiches zunächst ihr Heil in einer ungehemmten Fortentwicklung und Förderung des Industrialisierungsprozesses sahen. Die Sozialisten lehnten Technik keineswegs generell ab, wollten sie allerdings aus der Macht der Kapitalisten befreien und in den Dienst der Arbeiterschaft stellen. Zwar nahm man die vom Fortschritt verursachten Umweltschäden wahr, doch behielt im Konflikt zwischen Industrie und Na-

Zagreber Germanistische Beiträge 6(1997), 41–49

tur erstere die Prärogative. Statt Naturschutz vor den Ausbau der Industrialisierung zu stellen, verließ man sich darauf, genau wie im Bürgertum, daß der technische Fortschritt auch die durch ihn bedingten Umweltprobleme lösen könne.

Sozialistische Utopien finden sich vornehmlich in nicht-literarischen Textarten wie Manifest oder Aufruf. Das lag zum einen daran, daß im sozialistischen Umfeld utopisches Denken vom politischen Kampf nicht zu trennen war und zum anderen, daß innerhalb der Arbeiterschaft kaum jemand die Zeit und Vorausetzungen für die Niederschrift von Romanen hatte. Doch kam aus England ein Werk, das diese Lücke füllen sollte: 1890 veröffentlichte William Morris *News from Nowhere*. Der Roman wurde zwei Jahre später von Wilhelm Liebknecht übersetzt und übte unter dem Titel *Kunde vom Nirgendwo* eine starke Wirkung auf die deutsche Arbeiterbewegung aus. Morris brachte in seiner Utopie ökologische und sozialistische Idealvorstellungen zu einer vollkommenen Synthese, die sich freilich vom vornehmlich fortschrittsgläubigen Optimismus der deutschen Sozialisten unterschied. Das Buch schildert, wie der Protagonist William Guest von einer unnatürlichen Müdigkeit befallen wird und in Form eines Traumes die Zustände auf der Erde des 21. Jahrhunderts erlebt. Die Menschen leben mittlerweile in ländlichen Gemeinschaften und haben alle Ziele des Kommunismus erreicht: Abschaffung von Klassenunterschieden, Privateigentum, Geldwirtschaft, materieller Not, etc. Als Bauern und Handwerker verrichten sie Arbeiten für das Gemeinwohl und verzichten bewußt auf jegliche Art von Raubbau an der Natur. Man lebt in sauberen, kleinen Gartenstädten im Einklang mit der Natur und die wenige, weil notwendige Industrie arbeitet mit schadstoffarmen Produktionsverfahren, wodurch die Natur wieder ihren ursprünglichen, unberührten Charakter zurückerlangen vermochte. Zwar wacht der Erzähler am Schluß wieder auf und muß wehmütig erkennen, daß er nur träumte, vermag aber Zuversicht zu fassen, denn das Erlebte »may be called a vision rather than a dream«.[4]

Umweltschutz entwickelte sich also durchaus zu einer der Zielvorstellungen der Sozialisten, war allerdings gekoppelt mit der politischen Perspektive der Einführung des Sozialismus/Kommunismus. Deutlich wird dies auch bei August Bebel, der in *Die Frau und der Sozialismus* (1871) u.a. ökologische Fragen diskutiert und für die Zeit nach der Machtübernahme des Sozialismus die Etablierung eines geregelten Stoffwechsels zwischen Natur und Mensch prophezeit, der das gestörte ökologische Gleichgewicht wieder herstellen würde. So werde man die Industrie auf wenige Orte konzentrieren, natürliche Energiequellen wie Wasserkraft, Gezeitenwechsel oder Sonnenstrahlung nutzen und das Problem der Abfallbeseitigung durch unterirdische Einlagerung lösen. Die Verbindung von politischer Utopieverwirklichung mit paradiesischem Naturzustand bei Morris, bzw. das Junktim zwischen Ökologie und Sozialismus bei Bebel machen die Prärogative des Politischen vor dem Naturschutz

[4] William Morris: *News from Nowhere*, London 1905, S. 238.

bei den sozialistischen Umweltutopien deutlich. Wohin dies führen kann, macht die ökologische Realität vieler ehemals sozialistischer Staaten deutlich (– womit keineswegs insinuiert werden soll, daß die diversen Regimes von Honecker bis Ceauşescu viel mit dem Kampf der wilhelminischen Sozialisten für Gerechtigkeit und Gleichheit zu tun hatten.)

Waren sich Sozialisten wie Liberale in der Befürwortung der industriellen Entwicklung einig, so fand diese im völkischen Konservativismus ihren dezidiertesten Gegner. Deutsch-national gesinnten Bevölkerungsschichten erschienen Industrialisierung und Urbanisierung als Bedrohungen der pseudobeschaulichen Dorf- und Kleinstadtwelten, wo sich die Bauern und Handwerker vor den ökonomischen Folgen einer für sie unüberschaubaren technischen und politischen Entwicklung fürchteten. Sie sahen die ökonomische und agrarische Autarkie des Deutschen Reichs durch die Verstrickungen in den Welthandel gefährdet und flüchteten sich in eine übersteigerte Glorifizierung traditioneller Werte und nationaler Identität. Natur im völkischen Sinn war so nicht bloßer Lebensraum und Umwelt, sondern emotional stark besetzte, 'heilige deutsche Heimat'.

Exemplarisch für die völkisch-national ausgerichteten Utopie kann *Planetenfeuer* (1899) von Max Haushofer stehen. Der Roman spielt im München des 20. Jahrhunderts, das zu einer fünf Millionen Menschen beherbergenden Großstadt geworden ist, und läßt sich zunächst wie eine Utopie aus sozialistischem Umfeld an: Deutschland hat nach der hundertjährigen Regierungszeit eines 'Staatssozialismus' eine Vielzahl von sozialen Errungenschaften erreicht, wie den Sieben-Stunden-Tag, Krankenversicherung, Altersfürsorge, etc. Allerdings mangelt es den Menschen nun an Beschäftigung und Lebenssinn, sie werden drogensüchtig und unfruchtbar. Die Lebenserwartung ist stark verkürzt und es grassieren Epidemien unheimlicher Krankheiten, die sich nicht diagnostizieren und behandeln lassen, wie z.B. die aus dem Ausland eingeschleppte »Michigankrankheit«. Über die allgegenwärtigen psychischen Störungen sagt einmal ein Arzt, sie seien »ein Ausdruck der modernen Seelennot, jener nervösen Unzufriedenheit mit dem Dasein, welche trotz, oder vielleicht wegen unserer glänzenden Kulturfortschritte die Gesellschaft erfaßt hat«.[5] Die Großstadtbevölkerung wird schließlich zur Bestrafung für ihr Abweichen von einer natürlichen Lebensweise von einem drei Tage andauernden, mörderischen Kometenregen heimgesucht, der fürchterliche Zerstörungen anrichtet und viele Menschenleben kostet. Die wenigen Überlebenden der Katastrophe sind durch diesen Schicksalsschlag geläutert, verlassen die zerstörte Stadt und wenden sich wieder einer natürlich-bäuerlichen Existenz auf dem Land zu. Der Roman endet zwar an dieser Stelle, doch legt er nahe, daß damit die Grundlage für die Entwicklung eines völkischen und agrarischen Staates gelegt ist, der allen Einwohnern durch bodenständige Tätigkeiten die Möglichkeit zu einer gesunden und naturorientierten Lebensweise gibt.

[5] Max Haushofer: *Planetenfeuer*, Stuttgart 1899, S. 60.

Michael Georg Conrad gibt in *In purpurner Finsternis* (1895) ein etwas dichotomischeres Bild von der Zukunft der Erde. In der Chiffre des 'Teutalandes' schildert der Roman die erwarteten Folgen der Industrialisierung für Deutschland: Dort ist als Folge der Industrialisierung das Wissen um Natur und Kunst verloren gegangen. Dafür gibt es überall riesige Städte mit umweltverpestenden Fabriken und Schuttbergen, sowie eine in Elend und Dreck versinkende Überbevölkerung. Als Ursachen für diese Entwicklung stellt Conrad Kapitalismus, Geldwirtschaft, Weltmarktspekulationen und Konkurrenzprinzip dar. Diesem dystopischen 'Teutaland' wird das völkisch strukturierte, utopische 'Nordica' entgegengehalten, in der freie, naturverbundene Menschen in einer tier- und pflanzenreichen Umgebung leben, sich auf natürlicher Basis von Gemüse ernähren und als Bauern arbeiten.

Derartige Blut-und-Boden-Ideologie wurde in völkisch-konservativen Kreisen nicht nur in literarisch-utopischer Form propagiert, sondern sollte auch in der Gegenwart praktisch umgesetzt werden. Dazu unternahm man 1904 die Gründung des 'Bundes Heimatschutz' in Dresden, der sich sowohl eines konkreten Naturschutzes in Bezug auf Landschaft, Pflanzen- und Tierwelt, als auch der Pflege und Bewahrung von Denkmälern, Architektur, Volkskunst, Trachten usw. verschrieb. Erste Bewährungsprobe des Bundes war die Verhinderung eines Wasserkraftwerkbaus bei Laufenburg am Rhein. Zum Schutz der malerischen Landschaft wollte der Bund eine alternative Kanalisierung durchsetzen, um das Werk an anderer Stelle errichten zu können. Trotz aller Bemühungen und der Unterstützung durch Prominente, wie z.B. Max Weber oder Werner Sombart, scheiterte der Protest am Durchsetzungswillen der badischen Regierung. Doch ließ man sich von dem Mißerfolg nicht entmutigen und organisierte weitere Störaktionen bei ähnlichen Projekten, was schließlich dazu führte, daß 1911 der Bund der Industriellen eine 'Kommisssion zur Beseitigung der Auswirkungen der Heimatschutzbestrebungen' einsetzen mußte. Der Kampf der Heimatschützler für ihre ökologischen Ziele war aber ein aussichtsloser: »Der radikale Natur- und Heimatschutz hatte angesichts der Gewalt, mit der sich das Industriesystem Bahn brach, keine Realisierungschance.«[6]

Die Kongruenz zwischen den Störaktionen des Heimatschutzes und denen moderner Umweltschutzgruppen demonstriert die bemerkenswerte Verschiebung ökologischen Bewußtseins vom rechten zum linken politischen Spektrum im Laufe des 20. Jahrhunderts. Da die völkische Zivilisationskritik eine geschlossene Einheit von Natur und Gesellschaft (wieder)herstellen wollte, mußte der Schutz der Umwelt notwendigerweise im Zentrum politischer Bemühungen stehen. Deutlicher als bei den bisher angesprochenen politischen Gruppierungen wurde die Natur als schützenswerter Bereich erkannt, wie auch der völkische Konservatismus nicht an das 'Selbstreinigungspotential' des Industrialisierungsprozesses glaubte. Kaum der Hervorhebung bedarf allerdings

[6] Rolf Peter Sieferle: *Fortschrittsfeinde? Opposition gegen Technik und Industrie von der Romantik bis zur Gegenwart*, München 1984, S. 149.

der Umstand, daß diese radikalökologische Einstellung untrennbar verknüpft war mit der nationalistisch-rassistischen Verherrlichung der »deutschen Scholle«, aus der sie entstand. Die Ausbildung eines eigenständigen ökologischen Bewußtseins, wie wir es erst seit der Umweltschutzbewegung der Siebziger kennen, kann den Protofaschisten sowenig zugebilligt werden wie ihren politischen Gegnern. Auch neigte der nationalistische Konservativismus viel stärker als andere Bewegungen zu simplifizierenden Schwarz-Weiß-Schemata, die sich anschaulich in den präfaschistischen Welten der literarischen Utopien widerspiegeln. In welche Katastrophe dieses rigide Denken führte, hat dann die Geschichte gezeigt.

Zagreber Germanistische Beiträge 6(1997), 51–67

JOSEPH ROTH, ERNST KRENEK UND KARL KRAUS BEI EINBRUCH DER *DRITTEN WALPURGISNACHT*

Eckart FRÜH
(Wien)

Als Nationalbestialisten[1] in Deutschland die Macht an sich rissen, um sie schamlos auszuüben, verstummte Karl Kraus. Das Gedicht, das im Oktober 1933 zusammen mit einer kurzen Grabrede auf Adolf Loos erschien, war »Ausdruck des Schweigens«,[2] die »Fackel« vom Juli 1934 nichts als ein »gewendetes Schweigen«,[3] seine ausführliche Begründung. Sie lautet, auf die knappste Formel gebracht: Gewalt ist »kein Objekt der Polemik, Irrsinn kein Gegenstand der Satire«.[4] Da »Mord zugleich Religion und Realpolitik geworden«[5] war, galt es, zum politischen »Einmaleins«[6] zurückzukeh-

[1] Das Wort, das ich Michael Guttenbrunner verdanke, wurde von Johann David Sauerländer geprägt; es steht am Ende einer Entwicklung, die Grillparzer kommen sah: »Der Weg der neuern Bildung geht / Von Humanität / Durch Nationalität / Zur Bestialität.« (*Grillparzers sämtliche Werke*, hrsg. von Moritz Necker. Bd. 2, Leipzig o. J., S. 186. Joseph Roth hat diese Passage mehrmals zitiert. Vgl. W 3, S. 744 und S. 749.

[2] F 890, S. 54.

[3] Walter Benjamin: *Über Literatur*. Frankfurt a. M. 1969, S. 108.

[4] F 890, S. 26.

[5] Ebd., S. 115.

[6] Ebd. S. 13.

Zusammenfassung

Hitles Machtantritt führte im Denken vieler Zeitgenossen zur Aufgabe bis dahin behaupteter politischer Standpunkte, so auch bei Roth, Kraus und Krenek, der zu beiden Kontakt hielt. Der folgende Vortrag – er wurde bei einem Symposion über Joseph Roth im April 1997 in Heidelberg gehalten – dokumentiert ihre Stellungnahmen zu Nationalsozialismus, Ständestaat und österreichisch-ungarischer Monarchie, Kirche und Judentum, zeigt erstaunliche Parallelen, aber auch Unterschiede auf, Widerstandsgeist, Glaube an die rettende österreichische Idee, Trauer und Resignation, als sie 1938 durch die Realität widerlegt wurde.

ren. Was darunter zu verstehen sei, hatte Kraus 1920 prinzipiell klargestellt und mit dem Vorwort versehen, dies »und nichts anderes« sei der Inhalt seiner Politik. »Dies und nichts anderes« sei sein »Sozialismus«:[7]

> Vor der Tür ist ein Streit entstanden, worin es um mein Leben geht, und ich muß mich unterbrechen, um mich dazu zu stellen, denn die Entscheidung droht, mich noch gründlicher zu stören. Ich aber entscheide mich für den, der mir das Leben und somit alles Weitere bewahren will. Was er darüber hinaus für die Kultur bedeutet, darnach durfte ich einst, da es noch nicht an den Menschen ging und den Menschen nicht anging, darnach darf ich jetzt nicht fragen. Ich möchte auf die Gasse stürzen, alle aufrufen mitzuhelfen, denn es geht um aller Leben. So treibe ich Wahlpropaganda. (F 554, S. 5)

Propaganda, das hieß damals: Aufruf für die sozialdemokratische, gegen die Christlichsoziale Partei; 1934 für diese bzw. die Vaterländische Front, gegen Sozialdemokraten und Kommunisten, die nach blutiger Unterdrückung den Todfeind nicht länger nur im Nationalsozialismus, sondern auch, ja vor allem im Austrofaschismus erblickten. »Alles politische Denken«, schrieb Kraus nun, habe sich »auf die staatswissenschaftliche Formel der Lebensrettung reduziert.«[8] Aus diesem Grund ging er realpolitisch vor, nicht ideologisch. Er dachte »an nichts als an Alles nur nicht Hitler«[9] und entschied sich für Dollfuß und Ernst Rüdiger Starhemberg, die sich, Mussolini zur Seite, stark genug fühlten, dem deutschen Druck zu widerstehen.

Die Entscheidung, bei der es nicht darauf ankam, das Wünschenswerte zu machen, sondern das Lebensnotwendige, führte zu bemerkenswerten Konsequenzen. Karl Kraus, der 1932 zum Kernkomitee für den Amsterdamer Friedens-, nein, Antikriegskongreß gehört hatte, rief nun dazu auf, Deutschland in einem Präventivkrieg zu unterwerfen: »Schluß! Weg! Hinaus aus dem Planeten!«[10] Er, der 1927 verkündet hatte, er »kenne keine Parteien mehr«, er »kenne nur Österreicher!«,[11] entsprach nun der ursprünglich satirisch bestimmten Devise politisch; einer, der 1914 »als erster und allein gegen den Feind Vaterland« gekämpft hatte, bekannte sich zum »heiligen Verteidigungskrieg«,[12] weil er »einen Sinn bekommen«[13] hatte; nannte Störer »des größten Verteidigungskrieges aller Zeiten«[14] verbreche-

[7] F 554, S. 4.
[8] S 12, S. 245.
[9] Ebd. S. 261.
[10] Ebd. S. 186; ferner F 890, S. 111 f.
[11] F 795, S. 51.
[12] F 890, S. 23.
[13] Ebd. S. 178.
[14] F 909, S. 58.

risch; rief alle auf, »vor dem gemeinsamen Würger Meinungsverschiedenheiten oder weltanschauliche Divergenzen zurückzustellen«,[15] und beschwor wie Karl Renner, den er einige Jahre zuvor deswegen scharf verurteilt hatte,[16] eine große, »die schwarz-rote Koalition«[17] gegen Hitler. Er, der nicht selten als Vorleser bei sozialdemokratischen Republikfeiern teilgenommen hatte, erklärte den, gemessen an deutschen Verhältnissen, kleinen Diktator Dollfuß zum »Lebensretter«[18] und stimmte mit ihm ganz überein,

> gegen die Auferstehung Wotans sei der Parlamentarismus unwirksam, gegen das Mysterium von Blut und Boden versage die Demokratie, und die Gnadenwahl von Gangsters sei durch das allgemeine Stimmrecht nicht zu verhindern. (F 890, S. 276 f.)

Ja, der Autor der *Letzten Tage der Menschheit* hätte »sogar eine unhaltbar gewesene Monarchie als Befreiung von einer unhaltbar gewordenen Republik« empfunden »und vor allem – wäre sie's nur! – als Rettung vor dem entsetzlichsten Verhängnis, das jemals über der Menschheit gelastet hat«.[19] Daß er gegen den Anschluß an Deutschland sei, hatte Karl Kraus bereits vor 1933 unmißverständluch klargestellt;[20] beim Machtantritt Hitlers wurde er zum österreichischen Patrioten. Er wußte schon lange, was und wieviel es geschlagen hatte:

> Weiß, wie es kam, und daß der Tag vergeht
> und daß er Platz macht andern Tagen.
> Und eure Kinder werden einst erschlagen.
> Wie viel ist's an der Zeit? Zu spät. (S 9, S. 398)

Ähnlich Karl Kraus, dessen Zeit- und Streitschrift er seit »1918 regelmäßig las und zu dessen persönlichem Kreis« er »seit etwa 1930« gehörte,[21] nahm Ernst Krenek zu den politischen Dingen Stellung. Auch er war nach Kriegsende der Sozialdemokratie nahegestanden, »sah dort« jedoch später »keine Hoffnung auf eine echte österreichische Widerstandsbewegung gegen das sich im Nordwesten zusammenballende Unheil«[22] und zog po-

[15] F 890, S. 176.
[16] Vgl. F 771, S. 13.
[17] F 890, S. 194.
[18] Ebd. S. 33.
[19] F 917, S. 96.
[20] Vgl. F 876, S. 10 ff.
[21] Ernst Krenek, *Komponist*. In: »ORF Nachlese« (Wien), Nr. 9, September 1985, S. 23.
[22] Ebd.

litische Konsequenzen, die der Herausgeber der »Fackel«, erklärtermaßen sein »Mentor in allen intellektuellen und geistigen Fragen«,[23] vorgab.

Kraus hatte der Christlichsozialen Partei im Herbst 1932 bescheinigt, sie habe »recht, daß sie sich« angesichts der deutschen Entwicklung »klerikal, wie sie ist, jetztvor dem Anschluß zu bekreuzigen« wage;[24] ein Jahr darauf wurde er deutlicher: nun schien ihm »gegen all das, was mit der Menschheit unvereinbar« sei, »der kirchliche Widerstand dauerhafter, mutiger und aussichtsvoller als der des [sozialdemokratischen, E. F.] Freidenkertums«.[25] Denn »vor Hitler« sei nur »das Einfachste gegeben«.[26] Die einfache Gegebenheit, für die er eintrat, hieß »Vaterländische Front«,[27] die anfangs nicht ausschließlich politisches Instrument des Ständestaats war, sondern als breit angelegte Organisation aller Österreicher propagiert wurde, um den deutschen Machtanspruch wirksam bekämpfen zu können.

Kreneks »Reaktion auf diese Bedrohung« hing nach eigenem Bekenntnis mit seiner »Beziehung zu Karl Kraus zusammen«.[28] Wie dieser verwarf er »die albernen Anschlußdeklamationen der Vollbärte und Schweißfüße des Fortschritts oder Rückschritts«[29] und teilte die Empörung eines christlichen Abgeordneten, der dazu entsprechend Stellung genommen hatte. Im Mai 1933, »da anderwärts die Pest regiert[e]«,[30] trat er der *Vaterländischen Front* bei und trug, ein sichtbares Zeichen seiner patriotischen Gesinnung, von nun an das rot-weiß-rote Bändchen im Knopfloch. Die »Aufgabe, ein Österreicher zu sein«, hatte er schon 1931 für so wichtig gehalten, daß er darüber einen bemerkenswerten Aufsatz veröffentlichte.[31] Bis auf weiteres glaubte er »an den Sinn des Schreibens und Geschriebenen«.[32] Es galt, seinen Landsleuten die österreichische Idee in Worten und in Werken »nachdrücklich bewußt [zu] machen«, sollten sie »dem nationalistischen Ansturm nicht unterliegen«.[33]

[23] *Nur ein Gast in Österreich. Der Wiener Schule treu. SN-Gespräch zum 90. Geburtstag des Komponisten Ernst Krenek*. In: »Salzburger Nachrichten«, 23. 8. 1990.

[24] F 876, S. 19.

[25] F 890, S. 183.

[26] Ebd. S. 181.

[27] Ebd.

[28] Wie Anm. 21.

[29] Claudia Maurer Zenck (Hrsg.): *Der hoffnungslose Radikalismus der Mitte. Briefwechsel Ernst Krenek – Friedrich T. Gubler, 1928 – 1939*. Wien, Köln 1989, S. 235.

[30] Ernst Krenek: *Im Vorarlberg*. In: »Wiener Zeitung«, Nr. 209, 29. 7. 1934, Sonntagsbeilage.

[31] Ernst Krenek: *Von der Aufgabe, ein Österreicher zu sein*. In: »Die Freyung«, Wien; Nr. 2, April 1931.

[32] Ernst Krenek: *Der geistige Mensch und die Politik*. In: »Wiener Zeitung«, Nr. 357, 25. 12. 1934, Weihnachtsbeilage.

[33] Ernst Krenek: *Bemerkungen zum österreichischen Menschen*. In: »Wiener Zeitung«, Nr. 111, 21. 4. 1935, Osterbeilage.

Die von Karl Kraus »erkannte« und so benannte »Notwendigkeit« verband auch ihn »mit rechts«.[34] Unter dem Eindruck einer Rede, die der österreichische Bundeskanzer Engelbert Dollfuß am 11. September 1933 gehalten hatte, kehrte Krenek »in vollster Überzeugung zur katholischen Kirche« zurück. »Der Missionär, dem diese vollkommene Bekehrung [...] zu verdanken« war, hieß »Adolf Hitler«.[35] Beim Aufbau eines christlichen Ständestaates, den Dollfuß in seiner Rede proklamiert hatte, wollte er allen Ernstes, den die Zeit bedingte, dabei sein. Wie er ihn sich dachte, hat Krenek wiederholt lang und breit ausgeführt. Rücklickend sollte er darüber sagen, er habe 1933 begonnen, seine »neu entdeckte und noch nicht wieder verlorene [österreichische, E. F.] Heimat als den schwachen Abglanz jenes nie ganz verwirklichten, vorwiegend katholischen, christlichen Universalreiches zu sehen, das Karl V. vorgeschwebt sein mag, als er »über *ein Reich, in dem die Sonne niemals unterging*, zu herrschen berufen war«.[36] In diesem Geist verfaßte er »eine Art Festspiel für Österreich«, »gegen die Deutschen«,[37] seine Oper *Karl V.* Dieser galt ihm als der, »der erste und letzte Kaiser, der die mittelalterliche Idee des christlich-katholischen, auf der geistigen Gemeinschaft im religiösen Glauben gegründeten Universalreiches mit den modernen politischen Mitteln seiner Zeit bewußt zu verwirklichen suchte«. Gezeigt werde da,

> wie der unter der Einwirkung von Reformation und Humanismus wachsende Nationalismus die übernationale Idee des christlichen Weltreiches unterminiert und sprengt; wie die Kirche, in ihrer tragischen inneren Krise geschwächt, erst durch den neugegründeten Jesuitenorden wieder die Kraft zur Gegenreformation gewinnt, zu spät, um den Kampf Karls um die Einigung der abendländischen Welt noch wirksam zu untersützen; [...] und schließlich, wie die erhabene Idee katholisch-universaler Humanität, aus dem säkularisierten Reich vertrieben, als kostbarstes Erbgut auf Österreich übergeht, wo sie, wenn auch äußerlich entmachtet, jetzt noch und heute erst recht unauslöschlich weiterlebt.[38]

Damit war Östereich »keineswegs ein national eindeutig bestimmter, noch weniger ein teritorial festgelegter Begriff«,[39] sondern »als geistiges, nämlich sittliches Prinzip« definiert,[40] das Krenek ohne weiteres auf den »christ-

[34] F 890, S. 13.

[35] *Der hoffnungslose Radikalismus der Mitte* (Anm. 29), S. 277.

[36] Wie Anm. 21.

[37] Wie Anm. 23.

[38] Ernst Krenek: *Mein neues Bühnenwerk*. In: »Neues Wiener Tagblatt«, 18. 6. 1933, S. 14.

[39] Ernst Krenek: *In Vorarlberg*. In: »Wiener Zeitung«, 29. 7. 1934, Sonntagsbeilage.

[40] Ernst Krenek: *Österreich und die Schweiz*. In: »Wiener Zeitung«, 7. 10. 1934, Sonntagsbeilage.

lichen und österreichischen Dichter«,[41] wie er Joseph Roth nannte, übertrug. Die k. u. k. Monarchie, das »wahre Vater-Land«, dessen Untergang der Autor des *Radetzkymarsch* beweine, es sei »kein pseudoliberales Deutschland«, sondern gehöre »einer weit höheren, würdigeren, heiligen Ordnung an«; es sei nichts anderes als »das alte apostolische Reich«,[42] um dessen »Rekonstruktion oder Neukonstruktion« es dem »Legitimisten«[43] gehe. In dieser Hinsicht hatte Krenek, wie er dem »lieben, verehrten Herrn Roth« schrieb, freilich gewisse Vorbehalte; er verstand zwar, daß sich »die legitimistische Lösung als besonders naheliegend« präsentiere – allein, »den Versuch einer Restauration« hielt er im Hinblick auf die ablehnenden politischen Reaktionen im In- und Ausland »für verfrüht«. Er glaube nicht, »daß das *Reich der Väter* so schnell zustande kommen« werde, war aber überzeugt, »daß es zustande kommen« müsse, »wenn Europa und die Christenheit etwas lebendiges bleiben« sollten, und meinte darum, daß es eine »selbstverständliche Pflicht« sei,

> für dieses Reich zu denken und zu handeln, mit oder ohne Aussicht auf nahe oder ferne Verwirklichung. Da ich meiner Natur nach und auf Grund von Überlegungen in jeder Art von Kontinuität einen Wert an sich erblicke, scheint es mir notwendig, diese Reichsidee in eben dem Raum zu bewahren und weiterzutragen, der ihre letzte Heimat war: Österreich.[44]

Roth seinerseits, der, so Krenek, »Judenchrist« und »Österreicher im echtesten Sinne«,[45] vertraute Stefan Zweig an, er glaube »an ein katholisches Reich, deutscher und römischer Prägung«, und sei »nahe daran, ein orthodoxer, sogar vielleicht auch militanter Katholik zu werden«.[46] Ob er sich tatsächlich zum katholischen Glauben bekehrte, ist die Frage; keine, daß er sich, zum Beispiel mit diesen Worten, nicht »verhindern« ließ, »das Kreuz zu schlagen, wenn« ihm »einer der vieltausend Schwänze des Gottseibeiuns« »in Menschengestalt« entgegentrat. »Ja,« seine »Frömmigkeit« gebot ihm »geradezu, den Weihwedel zu schwingen gegen den Satan«,[47] der sich erst in Deutschland, dann in Österreich auf tausend Jahre einzurichten gedachte. Auf die apokalyptische Dimension dieses Ereignisses hat

[41] Ernst Krenek: *Der Dichter Joseph Roth*. In: »Der Christliche Ständestaat«, 9. 12. 1934, S. 9.

[42] Ernst Krenek: *Die vorlorene Welt der Väter*. In: »Wiener Zeitung«, 24. 9. 1934.

[43] Wie Anm. 42 (im Original spationiert).

[44] Ernst Krenek, Brief vom 27. 10. 1934 an Joseph Roth (Archiv des Leo Baeck Institutes, New York. Collection Roth – Bornstein).

[45] Wie Anm. 42 (im Original spationiert).

[46] B, S. 418.

[47] W 3, S. 929.

Roth hingewiesen.[48] Die Namen der barbarischen Wesen, die, von Norden kommend, das Land verheeren würden, hat er nicht genannt; es sind die »Riesen Gog & Magog«, die schon bei Karl Kraus, in den *Letzten Tagen der Menschheit*, den Himmel verdüstern.[49]

Bevor es soweit war, »bei Ausbruch des Dritten Reiches«[50] zog Joseph Roth als »ehemals kaiser-königlicher Leutnant«,[51] für Gott, Kaiser und Vaterland in den Krieg gegen den leibhaftigen Antichrist; als »österreichischer Monarchist, konservativer Mann und unerbittlicher Feind«[52] Hitlers ergriff er unmißverständlich politisch Partei, überzeugt, daß die Habsburger Österreichs Sicherheit garantieren würden. Weder Dollfuß, dessen politische Rolle er (anders als Kraus oder Krenek) mit gebotener kritischer Distanz beurteilte,[53] noch gar der deutschtümelnde Schuschnigg: »Der Monarch, der Monarch allein verhütet den Usurpator«,[54] lautete sein Credo.

Trotz »politischem Unverstand«[55] bewies Roth »gegenüber dieser«, wie er sie nannte, »Bande aus Mördern und Scheißern, aus Lügnern und Trotteln, aus Wahnwitzigen und Wortbrechern, Schändern, Räubern, Wegelagerern«,[56] die Deutschland terrorisierten, Klarsicht und Konsequenz; er zog »aus Gründen der Vernunft« und Logik, die der Herausgeber der »Fackel« gefordert hatte, »die Monarchie der Nilpferdpeitsche Hitlers«[57] vor. Mit gleicher Strenge wie Kraus, der zwischen Nationalsozialisten und »Sozialnationalisten«[58] keinen wesentlichen Unterschied machte, urteilte Roth über die »spezielle Trottelei«[59] der österreichischen Sozialdemokraten, den »Anschlußlärm«,[60] den diese vaterlandslosen Gesellen seit der Ausrufung der Republik machten. Das »Reich der Väter« sei »von diesem ekelhaften nationalen Sozialismus = Nationalsozialismus«[61] zerstört worden. Er bezog sich mit diesen Worten auf den Untergang der Monarchie,

[48] Ebd. S. 930.
[49] S 10, S. 660. Vgl. Offenbarung Johannes 20, 7 – 9, sowie Hesekiel 38.
[50] W 3, S. 509.
[51] W 3, S. 804.
[52] W 3, S. 493.
[53] Vgl. etwa W 3, S. 679 und 925.
[54] W 3, S. 765.
[55] Klaus Westermann: *Joseph Roth, Journalist. Eine Karriere 1919 – 1939*. Bonn 1987, S. 77.
[56] B, S. 287.
[57] W 3, S. 817.
[58] F 876, S. 11.
[59] W 6, S. 337.
[60] B, S. 65.
[61] B, S. 388.

Kraus hingegen stets auf den der Republik; doch wer die Verantwortung an der verhängnisvollen politischen Entwicklung trug, war beiden ausgemacht. Die Sozialdemokratie, schreibt Kraus, sei »schuldig, daß alles, was wert war, daß es zugrundegeht«,[62] fortbestehe. Sie habe »durch Fehltat wie Unterlassung die Zeitwende bewirkt«,[63] »den Frieden verloren«,[64] »dem Hitler die Bahn gebrochen«.[65] Ihr gebühre das »Hauptverdienst« an der Erschaffung einer »Welt voll Hakenkreuzler«,[66] die ihm schließlich zur »Welt der Hitler und Stalin«[67] verkam.

Roth sah sie nicht wesentlich anders: »die mit Unrecht sogenannte Linke« habe, so schreibt er, »ohne Zweifel die Entwicklung der europäischen Katastrophe gefördert«.[68] Sie, die sozialistische wie die kommunistische, sei »mitschuldig an unserem Schicksal«.[69] Einen verzweifelten Gedankenschritt weiter schloß sich, von Kraus durch eine einfache, allzu einfache Konjunktion bewirkt, der lebensbedrohliche Pakt zwischen Hitler und Stalin. Die unzeitige Wahrheit, der damals noch keine Realität entsprach, setzt den Zweifel an der Auffassung voraus, »der *Kommunismus* sei besser, als der *Nationalsozialismus*«.[70] Joseph Roth hat ihn gekannt, jedoch nie auf die knappe Formel des Satirikers gebracht.

Er kannte wie Karl Kraus nur eine »Verpflichtung, das Leben zu retten«,[71] erkannte zunächst wie Kraus, daß »im Anblick eines Ungeheuers die Unterschiede zwischen rechts und links aufhören«[72] mußten, wollte man den gemeinsamen Feind besiegen; anerkannte nur eine Pflicht, zu »kämpfen«;[73] wünschte darum wenn auch nicht die Vaterländische,[74] so doch »eine große gemeinsame Front des Anstandes«[75] und rief zur »Aktion« von »Katholiken und Kommunisten«[76] innerhalb und außerhalb Deutschlands

[62] F 876, S. 7.
[63] F 917, S. 94.
[64] F 867, S. 7.
[65] F 917, S. 94.
[66] F 876, S. 1.
[67] F 909, S. 27; vgl. F 906, S. 13 und F 917, S. 109.
[68] W 3, S. 794.
[69] B, S. 266.
[70] B, S. 295, vgl. B, S. 305 und W 3, S. 598 ff.
[71] B, S. 260.
[72] W 3, S. 793.
[73] B, S. 261.
[74] Die Vaterländische Front bezeichnete er als »eine verhältnismäßig bösartige Neubildung«, weil sie ihm zu wenig monarchistisch war und sich »aus disparaten Elementen« zusammensetze. (W 3, S. 817).
[75] B, S. 437.
[76] B, S. 423 f.

auf. Zuletzt, nicht zuletzt, trat auch er wie Karl Kraus »für einen Krieg gegen Nazideutschland« ein.[77] Roth war ein kämpferischer, »durchaus patriotischer Österreicher«;[78] wenn er angesichts der politischen Entwicklung, die sein Land unter Bundeskanzler Schuschnigg nahm, zuweilen der (nach Nestroy) größten, der »Resignation«[79] anheimfiel, so ist das an sich begreiflich. Wie Karl Kraus schien ihm die Monarchie, die er nicht immer unkritisch gesehen hatte, »rehabiliert«,[80] versuchte er, sich »in die Vorkriegszeit[zu]retten«,[81] ergriff ihn wie Kraus, der es von sich sagte, »ein kulturelles Heimweh[...] nach dem verjährten Übel«,[82] träumte er bei Einbruch der *Dritten Walpurgisnacht* »von einer Sonne, welche lachte«,[83] und jenem fernen »Reiche Karls V.«, in dem sie einst »niemals« aufzugehen schien;[84] doch die Kraft, die er im Traum schöpfte, befähigte ihn, einer Gegen-, die zur »Widerwart«[85] geworden war, Paroli zu bieten.

Wohl, auch er kannte den Zweifel, ob die Sprache das geeignete Mittel sei, das nationalsozialistische Übel zu bannen. »Das Wort« sei »gestorben«, meinte er; es habe »gar keine Bedeutung mehr«.[86] Dennoch gebiete »die Pflicht[...], bis zum letzten Tropfen Tinte auszuharren, das Wort im wahrsten Sinne des Wortes« – die »einzige Waffe«,[87] die dem Schriftsteller und Journalisten zur Verfügung stand – »zu ergreifen, das durch die Lähmung bedrohte Wort«.[88] Wie Kraus drohte es, ihm zu ersterben; wie bei Karl Kraus wendete sich sein Schweigen. Er wurde beredt. »Das Unheil, das in der Welt grassiert[e]«, war so groß geworden, daß sich der, dem es die Sprache verschlagen wollte, »zum Reden gezwungen« sah, als hinge es allein von ihm ab, auf welcher Seite die Waagschale niederging.[89]

An Anlässen, sich zeitkritisch zu äußern, fehlte es wahrlich nicht. Die Methode, nach der er vorging, schloß nicht selten die Möglichkeiten der Sprachsatire ein, die Kraus entwickelt hatte. Roth, der ihn für »einen der

[77] Soma Morgenstern: *Joseph Roths Flucht und Ende. Erinnerungen*, hrsg. von Ingolf Schulte. Lüneburg 1994, S. 292.
[78] B, S. 240.
[79] W 3, S. 690.
[80] F 876, S. 7.
[81] B, S. 218.
[82] F 876, S. 7.
[83] F 888, S. 4.
[84] F 1, S. 3.
[85] F 917, S. 93.
[86] B, S. 283.
[87] W 3, S. 712.
[88] W 3, S. 849.
[89] W 3, S. 691.

bedeutendsten Schriftsteller Österreichs« hielt, war darin sein Schüler und gestand, »zeit seines Lebens viel von ihm gelernt« zu haben.[90] Die Welt, zuweilen nur »ein Wort beim Wort« zu nehmen,[91] war auch ihm Vorsatz und Anspruch. Er hielt »Kleinigkeiten für symtomatischer« als große Ereignisse,[92] entnahm der Lokalnotiz einer Zeitung die Vision einer »Apokalypse«[93] und den »längst schon fälligen Untergang [...] der Welt«[94]; er zitierte die kleine, in der die große ihre Probe hielt, vor's Tribunal. Als taugliche Mittel, um nicht nur Sachverhalt und Tatbestand wahrheitsgemäß aufnehmen, die besudelte Sprache, nebstbei die dreckige Gesinnung ihrer Sprecher, sondern auch zugleich das Verdammungsurteil exekutieren zu können, hatte Kraus die zitierende Glosse und das strafende Zitat mannigfach bewährt.

Für Karl Kraus hatte die »erfindende Satire«[95] schon frühzeitig ausgedient; sein Amt sei es, »die Zeit in Anführungszeichen zu setzen, [...] wissend, daß ihr Unsäglichstes nur von ihr selbst gesagt werden« könne.[96] In diesem Sinne hat er *Die letzten Tage der Menschheit* ein »großes Zitat«[97] genannt und im Vorwort festgestellt, »die grellsten Erfindungen« seien »Zitate«.[98] Der Autor begriff sich als »Abschreiber der Zeit«.[99] Jede Übertreibung war unmöglich geworden; was der Presse zu entnehmen war, überbot das Vorstellungsvermögen des Lesers. »Gehe hin und zitiere sie«,[100] lautete die satirische Devise. »*Glossen*«, schreibt seinerseits Roth auf Grund der selben Erfahrung, werden »einem gratis und franko ins Haus, in die Feder, in die Schreibmaschine geliefert«:[101] Nicht er sei es, der übertreibe und zuspitze. »Die Dinge treiben sich selbst auf die Spitze, ein destruktiver Satiriker hat sie geschaffen. Es ist mir, als schriebe ich sie nur ab.«[102]

> Wer wäre imstande, solch Ungeheuerliches auszudenken, ohne daß er es selbst beginge; das Ungeheuerliche, das heute jeden Tag aus Radios und

[90] W 3, S. 898.
[91] W 3, S. 877; vgl. W 2, S. 454 und S 9, S. 75.
[92] W 2, S. 950; vgl. W 3, S. 276.
[93] W 3, S. 733.
[94] W 3, S. 889.
[95] F 366, S. 32.
[96] S 4, S. 73.
[97] F 800, S. 1.
[98] S 10, S. 9.
[99] F 800, S. 45.
[100] F 368, S. 1.
[101] W 3, S. 945.
[102] W 3, S. 273.

> Redaktionen der Welt mitgeteilt wird; und noch weniger das Ungeheuerliche, das beide verschweigen. (W 3,850)

Zeugnis abzulegen, zugleich Anklage zu erheben, blieb der Sprache überlassen; ihr war der allgemeine »Aufbruch der Phrase zur Tat« zu entnehmen,[103] die »Revindikation des Phraseninhalts«,[104] das öde neudeutsche Wunder der »Transubstantiation«,[105] das Kraus während des Ersten Weltkriegs entdeckt hatte,[106] aber erst 1933, angesichts »von Taten, fleischlich, blutig, unnatürlich, zufälligen Gerichten, blindem Mord«[107] in aller Deutlichkeit klar wurde:

> welche Enthüllung für den, der der Sprache nahekam, wäre überraschender, welcher Anblick schlagartiger[108] als der der Worthülse, die sich wieder mit dem Blute füllt, das einst ihr Inhalt war? Beglückend, wenn dies Blut nur metaphorisch wäre: das Blut des Gedankens, der die Echtbürtigkeit des Wortes beglaubigt. Gorgonisch, da es der Aufbruch physischen Blutes ist, das aus der Sprachkruste zu fließen beginnt. (S 12, S. 138)

Die »Heimkehr einer Metapher in blutige Wirklichkeit« – Joseph Roth hatte sie aus eigenem erkannt und so benannt; aber auch von der aberwitzigen Umkehrung, der »Rechtfertigung der Wirklichkeit durch die Metapher« wußte er.[109] Welche Realität sich hinter metaphorischen Redensarten verbirgt, »wie die Welt aussieht, die sich selbst beim Wort genommen hat«,[110] haben Roth wie Kraus schaudernd gewahr werden müssen. Man sei, heißt es in der *Dritten Walpurgisnacht* scheinbar ironisch, in Wahrheit zutiefst betroffen, gewiß berechtigt, »es nicht zu glauben«, wenn man lese, »daß Gefangene mit den Zähnen Gras rupfen müssen«; ergänzend fügt er hinzu: »(bevor's zur Metapher wird)«[111] und die Redensart ihren vertrauten Sinn (*sterben*, *krepieren*) wieder erlangt.

Roth kannte das erst postum veröffentlichte Werk nicht; aber als er erfuhr, daß die entfesselte Mediokrität im März 1938 Wiener Juden »in den

[103] S 12, S. 140.

[104] S 12, S. 141.

[105] S 12, S. 138.

[106] Vgl. S 8, S. 345: »Manche Redensart erwacht: Bis aufs Blut sekkieren.«

[107] William Shakespeare: *Hamlet* V, 2.

[108] Joseph Roth hat dieses Schlagwort wie Karl Kraus im Bewußtsein der *eigentlichen* Bedeutung mit gebotener Distanz mehrfach eingesetzt. Vgl. W 3, S. 831, 845, 847.

[109] W 3, S. 485.

[110] S 12, S. 33.

[111] S 12, S. 214; vgl. hierzu Fritz Hackert: *Kulturpessimismus und Erzählform. Studien zu Joseph Roths Leben und Werk*. Bern 1967, S. 33.

Praterauen« nicht nur exerzieren und »auf dem Bauch kreichen«, sondern auch »Gras essen« ließ,[112] reagierte er auf ähnlich bestürzte Weise wie Kraus, da die Redensart in eine Wirklichkeit zurückgenommen schien, der sie hätte entstammen können:

> Ein paar Juden mußten im wahren Sinn des Wortes *ins Gras beißen*, lebendigen Leibes. Die nationalsozialistischen Heroen haben aus der heroischen Metapher der Deutschen, die den Tod auf dem Schlachtfeld anschaulich, greifbar zu machen bestimmt war, schließlich eine *Hatz* gemacht [oder mit Kraus zu sprechen: eine »Mordshetz«,[113] denn »Henker ist man nur aus Hetz«,[114] E. F.] und die Juden in jenes Gras zu beißen gezwungen, das sie selbst verschmähen. (W 3, S. 811)

Kraus wie Roth nahmen der Redensart, die zur Untat angehalten, dem Wort, dem man aufs Wort parierte, die erst später eingelöste Wahrheit ab; als hätten sie in die *Papiere des Teufels* Einsicht genommen, um sich über seine geheimen Absichten zu informieren, entnahmen sie einer Redeblume des Bösen nicht nur die Gewißheit, daß es schlimmer nun als je war; sie wußten, daß es noch schlimmer gehen konnte und daß es nicht das Schlimmste war, solange man sagen konnte, dies sei das Schlimmste.[115] Sie lasen die Zeichen der Zeit aus dem Sud der Sprache; sie hörten das Gras wachsen, in das Knechte, denen Gewalt ohnegleichen gegeben war, ihre wehrlosen Opfer damals buchstäblich, bald darauf im übertragenen Sinne beißen ließen.[116] Die Berichte aus Deutschland vermittelte ihnen »einen entsetzlichen Vorgeschmack des Kommenden«.[117] Man könne, hatte Karl Kraus 1933 prophezeit, die nationalsozialistischen Phraseure »getrost beim Wort nehmen; sie halten es«.[118] Mit Roth zu sprechen: Es war »eine Stunde vor dem Ende der Welt, oder auf lateinisch: die pax germanica, die Tochter des furor teutonicus. Wo sie sich hinstreckt, rötet sich das Gras.«[119]

Kraus, »der große Polemiker, ein Meister der deutschen Literatur, ein Fanatiker der Reinheit der Sprache, ein fast unangreifbarer Apostel des

[112] *Die Judenverfolgungen in Österreich*. In: »Der Sozialistische Kampf«, Paris; Nr. 2 vom 16. 6. 1938, S. 45. – Roth hatte dies aus anderer, bisher unbekannter Quelle erfahren.

[113] S 10, S. 498.

[114] S 10, S. 723.

[115] Vgl. William Shakespeare: *König Lear, IV*, 1. Kraus hat diese Stelle des öfteren zitiert, so auch in S 12, S. 30.

[116] Vgl. Johann Nestroy: *Die Papiere des Teufels*. In: *Gesammelte Werke*, Hg. Otto Rommel. Bd. 4, Wien 1949, S. 35, wo Dominik »dumpf« in sich hineinspricht: »ich hör' schon das Gras wachsen, in welches ich beißen werd'«.

[117] W 3, S. 694.

[118] S 12, S. 142. Vgl. W 3, S. 694: Die »Schrecken unserer Tage« vermitteln »einen entsetzlichen Vorgeschmack des Kommenden.«

[119] W 3, S. 690.

Stils«,[120] war für Joseph Roth in sprachlicher, jedoch nicht in jeder Hinsicht maßgeblich. »Solang er am Leben war«, sagte Roth im Gespräch zu Soma Morgenstern, »fühlte ich beim Schreiben, als ob er hinter mir stände und aufpaßte, daß ich mich gegen die Sprache nicht versündige. Jetzt, da er tot« sei, fehle er ihm, und er fange an, »ihn zu verehren.«[121] Infolgedessen verwundert es kaum, wenn er ihn wenigstens einmal gegen postume Verunglimpfungen in Schutz nahm.[122] Ungeteilt war die Verehrung nicht; diffamierende Äußerungen über Kraus polemisch zurückzuweisen war eines, ein anderes der unvermittelte Zusatz, der aus dem Kontext keine Erklärung findet, er habe ihn »nicht leiden« können.[123]

Es steht außer Zweifel, daß Roth trotz allem, was bisher über ihn und sein Verhältnis zum Herausgeber der »Fackel« gesagt worden ist, nie »Krausianer« war.[124] Über die Vorbehalte hat er sich nirgendwo geäußert. Folgt man Morgenstern[125] oder Bernhard von Brentano, so »bewunderte er ihn sehr«, schätzte ihn aber »nicht, weil sich Karl Kraus antisemitische Bemerkungen« herausgenommen habe, die ihn »verletzten«.[126] Tatsächlich enthält »Die Fackel« zahlreiche Passagen, die das antisemitische Vorurteil zulassen, provozieren oder zu bestätigen scheinen, weshalb sich Kraus »von einem Ariogermanentum, dessen Belange ihm« denkbar fernlagen, »in einer Art reklamiert« sah, »als ob diesen sein Werk nicht nur diente, sondern ausschließlich gälte.«[127] So berief sich unter anderm der Wiener »Stürmer«, ein kurzlebiges Blatt, das dem schlechtdeutschen Beispiel Julius Streichers folgte, 1933 auf den »gründlichen Kenner jüdischer« (ignorierte aber total den nicht minder genauen Kenner deutscher) »Art«, um die »jüdische Weltmachtpolitik« und den »Triumph Judas« aus berufenem Munde authentisch bezeugen zu lassen.[128] »Juda«, lautete die Begründung, charakterisiere »sich selbst besser, als wir es tun könnten«. Es folgen »einige Kostproben aus der Feder eines echten Juden«,[129] zum Beispiel diese:

[120] W 3, S. 499.

[121] Soma Morgenstern (Anm. 77), S. 160.

[122] W 3, S. 898.

[123] Ebd.

[124] Soma Morgenstern (Anm. 77), S. 159.

[125] Ebd. S. 162.

[126] Bernhard von Brentano: *Die Schwestern Usedom*. Heidelberg o. J. (1948), S. 142.

[127] F 890, S. 102.

[128] Selva: *Die Hyänen*. In: »Der Stürmer«, Wien; Nr. 12, 4. 11. 1933, S. 6. Hervorhebungen im Original. Die Zeilenanordnung ist ungenau; vgl. S 10, S. 750.

[129] *Erzschelm Juda*. In: »Der Stürmer«, Wien; Nr. 5, 16. 9. 1933, S. 8. Auch dieser Artikel setzt sich aus Zitaten zusammen, die den *Letzten Tagen der Menschheit* entnommen worden waren.

> Und der es einst vollbrachte, an seinem Kreuz verschmachte,
> wert, daß man ihn vergißt.
> **Ich tret' an seine Stelle**, die Hölle ist die Helle!
> **Ich bin der Antichrist**.[130]

Der *Herr der Hyänen*, dem Kraus diese Worte in den Mund gelegt hat, war das alter ego von Moriz Benedikt, der, wie seine zahlreichen Leitartikel beweisen, überaus schreibgewandte und zungenfertige Herausgeber der »Neue Freien Presse«; in den *Letzten Tagen der Menschheit* ist er »des Worts Redaktor, / das« – auch für Roth[131] – »an dem Ende steht.«[132] Bei Joseph Roth tritt er als *Herr über die tausend Zungen* auf.[133] Jüdische Züge schreibt er ihm anders als Kraus nicht zu; doch der erklärte Nationalsozialist ist nur eine von vielen Verkörperungen des Antichrist, den Roth auch »in der Mitte der Juden«[134] ausmachte. *»Der Antichrist«* eine *»die ('nationalen') Juden und die ('modernen') Antisemiten.«*[135] Beide sind, Roth zufolge, rassistisch und nationalistisch befangen. In extremer Verkürzung formuliert: »Ein Zionist ist ein Nationalsozialist, ein Nazi ist ein Zionist.«[136] Denn: »Beide wollen die Juden aus Europa *los-werden, national binden*«.[137] Vom wahren Glauben der Väter sind offenbar beide abgefallen, halten sich aber für »von Gott auserwählt«;[138] die einen betrachten die *»jüdische Konfession* als eine vom Staat eingeräumte Konzession an Jehova als einen preußischen Zwillingsgott«,[139] die andern rechtfertigen ihren Anspruch auf totale Macht unter Berufung auf einen martialischen deutschen, den *Gott, der* (nach Ernst Moritz Arndt) *Eisen wachsen ließ, keine Knechte wollte*,[140] sondern Herren, die heute Deutschland, morgen die ganze Welt zu erobern gedachten.

[130] Wie Anm. 128.

[131] Vgl. W 3, S. 837 ff.

[132] S 10, S. 752.

[133] Er und der *Herr über die tausend Schatten*, schreibt Krenek über *Das Buch vom Antichrist* (In: »Wiener Zeitung«, Nr. 328, 25. 11. 1934, Sonntagsbeilage): »Gog und Magog regieren die Welt des Antichrist.«

[134] W 3, S. 647.

[135] W 3, S 741.

[136] B, S. 420.

[137] W 3M S. 742. Vgl. Karl Kraus: *Frühe Schriften. 1892 – 1900*, hrsg. von Joh. J. Braakenburg. Bd. 2: 1897 – 1900. *Die demolirte Literatur*. München 1979, S. 152 und 157, wo Kraus die antisemitische Aufforderung: »Hinaus mit Euch Juden!« durch die zionistische Antwort konterkariert: »Jawohl, hinaus mit uns Juden!«

[138] W 3, S. 648.

[139] W 3, S. 497.

[140] V gl. W 3, S. 648.

Die enge »Wesensverwandtschaft«[141] von preußischen Deutschen und Juden sah Kraus seit dem Ersten Weltkrieg als erwiesen an. Es seien, meint der Nörgler in den *Letzten Tagen der Menschheit*, »unter den Völkern [...] die beiden einzigen«, die sich für auserwählt, zudem einen »National-«, einen »Separatgott« halten, »dem die furchtbarsten Schlachtopfer dargebracht werden.«[142] Zwischen Josua und dem Volk Israel, dem ein alttestamentarischer Gott den Sieg über die Nachbarvölker verheißen hatte, Moriz Benedikt, dem *Herrn der Hyänen* des Schlachtfeldes, in dessen Sprache »der altjüdische Sinn der neudeutschen Handlung sich rabiat zur Geltung«[143] bringe, und einem Preußentum, das den »Herrn der Heerscharen durch landesübliche Verknüpfung zum Allerobersten Kriegsherrn und Vorgesetzten Wilhelms II.« erhob,[144] um endlich einen *Platz an der Sonne* zu erringen, hat Karl Kraus keinen prinzipiellen Unterschied gemacht.[145] Noch 1933 war ihm die absurde Identität, »die sich zwischen der pangermanischen Gegenwart und einer Greuelpartie des alten Testaments ergab«, »unheimlich«.[146]

Die »Gleichschaltung«[147] des Unvereinbaren basierte weniger auf antisemitischen Vorstellungen, als es den Anschein hat. Zu bedenken bleibt immerhin, da Kraus wie Roth das Judentum bzw. den Zionismus als Juden kritisierten.[148] Sie deshalb als jüdische Antisemiten zu bezeichnen, besteht, wenn überhaupt, nur bedingt Grund; denn noch die entschiedenste Kritik schloß das förmliche »Bekenntnis« zu einem »unkompromittierbaren Judentum« ein, das jenseits »von Rasse und Kasse, von Klasse, Gasse und Masse, kurz jeglichem Hasse zwischen Troglodyten und Schiebern unbehelligt in sich«[149] beruhe. Er erkenne es »dankbar« an, schreibt Kraus, der sich frei von jeglichem *Selbsthaß wußte*,[150] und liebe es »über alles«.[151]

Wo der Tod-, der Lebensfeind stand, war ohnehin klar. Deutschland war zur »wahre(n) Heimat des Bösen« geworden, »die Filiale der Hölle, der

[141] S 10, S. 354.

[142] S 10, S. 353.

[143] S 10, S. 504.

[144] S 10, S. 353.

[145] Besonders deutlich wird dies im *Gebet an die Sonne von Gibeon* ausgeführt (S 9, S. 125 ff.).

[146] S 12, S. 160.

[147] F 890, S. 106.

[148] Roth hat sich widersprüchlich, auch postiv über den Zionismus geäußert; etwa in W 3, S. 546.

[149] F 890, S. 38. Vgl. das Wort Stefan Zweigs, das Roth in W 3, S. 591 einem Kapitel des *Antichrist* mottohaft vorangestellt hat.

[150] Vgl. F 890, S. 36 f.

[151] F 890, S. 38.

Aufenthalt des Antichrist.«[152] Er befürchte, hatte Kraus bereits 1920 geschrieben, »die Welt werde bald in allen Sprachen deutsch gelernt haben.« Nicht jüdisch: »Nein preußisch.«[153] Damals war es noch absurd; im März 1938 bestätigte es die Zeit und ihr »Chronist«,[154] Joseph Roth: »Eine Welt ist Preußen ausgeliefert worden. Eine Welt? *Die* Welt ist Preußen übergeben worden: auf Gedeih und Verderb. Auf Verderb viel mehr.«[155] Da waren Österreicher und Deutsche bereits ein einig Volk von Brüdern, die alsbald Schulter an Schulter in den nächsten Krieg ziehen würden. »Wir sind«, sagt der Optimist im Ersten Weltkrieg, der dem zweiten logisch, chronologisch vorausging, »mit den Deutschen verbunden auf Gedeih und –.« Der Nörgler unterbricht ihn, um das letzte Wort der Redensart, versehen mit der Zuchtrute des Rufzeichens, die keinen Widerspruch zuläßt, nachdrücklich hervorzuheben: »– Verderb!«[156]

Die erschreckende Zukunftsperspektive, die solcherart eröffnet wurde, hatte Krenek 1930 mit geradezu prophetischen Worten entworfen: »was die Politik betrifft«, läßt er den zu allem entschlossenen Erzpreußen Kabulke in seiner »Satire« *Kehraus um St. Stephan* sagen, »so hau'n wa erst mal die Polen zusamm' [...]! Und dann, und dann wollen wir siegreich Frankreich schlagen! [...] Dann ma'schier'n wa nach Rußland [...]!«[157] Von diesem ungehemmten Expansionsdrang eines *Volks ohne Raum* weiß Ottomar Wilhelm Wahnschaffe in den *Letzten Tagen der Menschheit* wahrlich ein Lied zu singen:

> Der Endsieg unser Recht beweist:
> die Welt wird von uns eingekreist!
> [...]
> Und weiter kriegt und siegt der Deutsche! (S 10, S. 396 f.)

Zu denen, die im Krieg gegen Deutschland fielen, gehörte Engelbert Dollfuß. Mit ihm begruben Kraus und Krenek die letzte Hoffnung, Österreich könne sich gegenüber dem übermächtigen Nachbarn behaupten. Kraus starb im Juli 1936, zwei Jahre nach der Ermordung des österreichischen Bundeskanzlers. Die Trauerrede hielt Ernst Krenek; »der Richter«, sagte er, sei endgültig »fortgegangen und« werde »nicht wiederkehren, um

[152] W 3, S. 559.
[153] F 546, S. 22.
[154] W 2, S. 92.
[155] W 3, S. 797.
[156] S 10, S. 238.
[157] Ernst Krenek: *Kehrus um St. Stephan. Satire mit Musik in 2 Teilen, op.* 66. Programmheft der Uraufführung im Ronacher. Redaktion: Lothar Knessl. (Wien 1990), S. 31.

das Verhör zu vollenden und das Protokoll des Untergangs bis zu diesem selbst fortzusetzen«.[158] Als diese Worte gesprochen wurden, hatte Schuschnigg, den Roth verdächtigte, die Sache des Antichrist zu betreiben,[159] bereits »den deutschen Weg«[160] beschritten und die »Betonbrücke«[161] geschlagen, die im März 1938 den sicheren Einmarsch garantierte. Kreneks inständiges Gebet: »Bewahre mein Vaterland vor den Nationalsozialisten! Erhalte es frei und unabhängig! Lieber Gott, hilf!«[162] wurde nicht erhört. Das Resümee, das er nach vollzogenem *Anschluß* zog, fiel bitter aus: »das ist nicht mehr Österreich, das ist jener unwürdige Haufen tierischer Troglodyten, die es nicht besser gewollt und verdient haben«.[163] Für »Totenmesse« und würdiges »Staatsbegräbnis«[164] Österreichs sorgte an seiner Statt Joseph Roth.

Kürzel:

W 1 – 6 Joseph Roth: *Werke*, hrsg. von Klaus Westermann (Bd. 1 –3) und Fritz Hackert (Bd. 4 – 6). Köln 1989–1991.

B Joseph Roth: *Briefe 1911–1939*, hrsg. von Hermann Kesten. Köln – Berlin 1970.

F »Die Fackel«. Hrsg.: Karl Kraus. Nr. 1–922. Wien 1899–1936. (Es wird jeweils die erste Heftnummer angegeben.)

S Karl Kraus: *Schriften*, hrsg. von Christian Wagenknecht. Frankfurt a. M. 1987–1994. **S 4** *Untergang der Welt durch schwarze Magie* (1989) **S 8** *Aphorismen* (1986) **S 9** *Gedichte* (1989) **S 10** *Die letzten Tage der Menschheit* (1986) **S 12** *Dritte Walpurgisnacht* (1989)

[158] Ernst Krenek: *Ansprache bei der Trauerfeier für Karl Kraus im Wiener Konzerthaus am 30. November 1936*. Wien o. J., S. 12.

[159] B, S. 391.

[160] Kurt Schuschnigg: *Dreimal Österreich*. Wien 1937, S. 271.

[161] B, S. 391.

[162] Ernst Krenek: *Die amerikanischen Tagebücher 1937–1942. Dokumente aus dem Exil*, hrsg. von Claudia Maurer Zenck. Wien – Köln – Weimar 1992, S. 51.

[163] Ebd. S. 52.

[164] W 3, S. 795.

Zagreber Germanistische Beiträge 6(1997), 69–81

DAS JUGOSLAWIENBILD IN DEN TEXTEN PETER HANDKES

POLITISCHE UND ÄSTHETISCHE DIMENSIONEN EINER MYSTIFIKATION

Ulrich DRONSKE
(Landau i. d. Pf.)

Wenn im Folgenden von den politischen und ästhetischen Dimensionen einer Mystifikation im Werk Peter Handkes die Rede sein soll, dann verstehe ich auf den ersten Blick den Begriff Mystifizierung im geläufigen und nicht im literaturwissenschaftlichen Sinne, nämlich als den Versuch, einer Sache ein geheimnisvolles Gepräge zu geben, sie mystisch zu betrachten. Gemeint ist folglich die Verzauberung des Bekannten, in der das Wunderbare, ja das Göttliche selbst sich anwesend macht, mithin die Eröffnung einer gleichwohl verdunkelten und stets sich verdunkelnden Tiefe, aus der heraus der Sinn sich dem Subjekt verspricht. Es geht hier also – präziser ausgedrückt – um einen zur Sinnkonstitution notwendigen Mechanismus. Daran gebunden ist notwendig das Element der Täuschung, an das der veraltete Gebrauch des Wortes noch erinnert: Der Mystifikation entspricht ein getäuschtes, ein geblendetes Subjekt, ein in der Mystifikation sich selbst mystifizierendes Individuum oder eben ein Ich, das sich im Angesicht des Mystifizierten als Identität imaginieren darf. Mystifizierung wird somit in diesem Text als ein Vorgang

Zusammenfassung

Der vorliegende Aufsatz setzt sich mit den von Peter Handke im Zusammenhang mit dem Zerfall Jugoslawiens verfaßten Texten auseinander. Es geht dabei zum einen um das Zusammenspiel von politischen und ästhetischen Mystifizierungen, zum anderen um eine Beurteilung der literarisierten politischen Texte Handkes aus einer literaturwissenschaftlichen Perspektive.

Zagreber Germanistische Beiträge 6(1997), 69–81

aufgefaßt, der die miteinander zusammenspielenden Wirklichkeits-, Identitäts-, Sinn- und Schreibkonzepte als Effekt einer Täuschung ansieht. Eine solche Verwendung dieses Begriffs akzentuiert deshalb nachdrücklich den Aspekt des Imaginären am Selbst- und Realitätsbezug innerhalb wie außerhalb der Literatur.[1] Damit aber erscheint die Mystifizierung als grundlegender Modus für die Erzeugung von Sinn, für die Konstruktion eines an sich substantiellen Seins, für die Konstitution eines selbstidentischen Subjekts, jedenfalls wenn man annimmt, daß ein Denken in solchen Kategorien von Anbeginn an in einem Bereich notwendiger Fälschung sich bewegt.[2] Der größte Teil der Literatur ließe sich dementsprechend als Mystifikation beschreiben, ein eher kleinerer Teil, nämlich die ludistischen, satirischen, karnevalistischen Texte, hingegen als demystifizierend.

Daß die von Handke produzierte Literatur, sieht man von seinen frühen literarischen Texten einmal ab, wenig Demystifizierendes an sich hat, läßt sich an den Ergebnissen von mit Handkes Texten befaßten Literaturwissenschaftlern erkennen, die an ihnen eine Tendenz zur »Kunstreligion«[3] oder zum »Mythos«[4] abzulesen meinen. Auch sind in der Sekundärliteratur verschiedene Elemente des für Handke typischen Mystifizierungsvorgangs herausgestellt worden. Diese tragen allesamt zur Ausbildung eines stereotypen sinn- und identitätsstiftenden Wahrnehmungs- bzw. Gestaltungraster bei, das unabhängig von den darin ge- oder erfaßten Gegen-

[1] Daß eine solche Begriffsveränderung von einer bestimmten literarischen Praxis der Mystifikation selbst nahegelegt werden kann, deutet Erika Greber in ihrer Analyse der »Cerubina de Gabraik«-Mystifikation unter Verweis auf entsprechende Aussagen etwa bei Foucault an: »Die besondere Komplexität des Verhältnisses von Mystifikations-Auctor und Mystifikationstext im Falle Cerubina führt zu einer grundsätzlichen Problematisierung der Konzepte von Text und Autorschaft im diskursanalytischen Sinne [...]. Ich möchte behaupten, dass die Mystifikation 'Cerubina de Gabriak´ Indiz einer sich wandelnden Auffassung dieser Begriffe an der Schwelle zur Avantgarde ist.« (Greber 1993: 182) In der Perspektive solcher literarischen Mystifikationen zersplittert zum einen der literarische Zentraltext in diverse »Texte, Peritexte, Epitexte mit ihren vielfältigen Verflechtungsbeziehungen« (Erika Greber: *Mystifikation und Epochenschwelle. Cerubina de Gabriak und die Krise des Symbolismus*. In: »Wiener Slawistischer Almanach«, Bd. 32, 1993, S.183), zum anderen erweist sich die Institution des autonomen Autors, eines dem Text selbst vorausgesetzten Urhebers des Textes zunehmend als Mystifikation (siehe hierzu: Michel Foucault: *Was ist ein Autor?* In: ders.: *Schriften zur Literatur*. Frankfurt/Main 1988).

[2] Ich möchte hier nur ganz allgemein auf die entsprechenden Überlegungen in den theoretischen Zusammenhängen um Jacques Derrida, Paul de Man, Richard Rorty oder Siegfried J. Schmidt verweisen.

[3] Siehe hierzu den Aufsatz von Jürgen Egyptien: *Die Heilkraft der Sprache. Peter Handkes ‚Die Wiederholung' im Kontext seiner Erzähltheorie*. In: »Text + Kritik. Zeitschrift für Literatur« 24 (^{5}1989 - Neufassung).

[4] Siehe etwa die Arbeit von Jürgen Wolf: *Visualität, Form und Mythos in Peter Handkes Prosa*. Opladen 1991.

ständen das Verhältnis des Autors zur inner- und außertextuellen Wirklichkeit sowie zu sich selbst in einer immer gleichen Weise strukturiert.

Die im Zusammenhang mit den politisch-militärischen Auseinandersetzungen im ehemaligen Jugoslawien von Handke veröffentlichten Texte verdeutlichen dabei nur die enge Verbindung zwischen ästhetischen und im weitesten Sinne des Wortes politischen Mystifizierungen, die sich innerhalb von Handkes literarischen Texten in einer bestimmten Inszenierung insbesondere Sloweniens bereits andeutete, so etwa in dem Roman *Die Wiederholung*. Auf dem Hintergrund bestimmter biographischer Konstellationen und politischer Präferenzen des österreichischen Schriftstellers zeichnet sich im Handkeschen Werk ein Vorgang ab, den man vielleicht am besten als ein sich wechselseitiges Wiedererkennen von stilisierten gesellschaftlichen, ökonomischen, politischen und geographischen Elementen des ehemaligen Jugoslawiens in sinn- und identitätsversprechende Erzählstrategien bezeichnen könnte, kurzum als ein wechselseitiges Sich-Widerspiegeln ästhetischer Phänomene in gesellschaftlichen Erscheinungen des ehemaligen Jugoslawiens. Dabei bleibt die Frage, was Widerspiegelung und was Widergespiegeltes ist, schon deshalb unentscheidbar, weil weder die Handkeschen Textstrategien noch die gesellschaftliche Wirklichkeit Jugoslawiens einen ursprünglichen oder gar authentischen Status besitzen, insofern sie gleichermaßen Effekte desselben Arrangements, derselben Inszenierung, derselben Zu- oder Ausrichtung sind.

Das Ziel einer solchen mystifizierenden Anstrengung formulieren Handkes Aussagen über den Regisseur Emir Kusturica angesichts von dessen Film *Underground*. Das folgende Zitat läßt sich in der hier vorgeschlagenen Perspektive als eine verschobene Form der Selbstcharakterisierung deuten:

> Endlich war aus der bloßen Erzählfertigkeit eine Erzählwucht geworden, indem nämlich ein Talent zum Träumen, ein gewaltiges, sich verbunden hat mit einem handgreiflichen Stück Welt und auch Geschichte – dem einstigen Jugoslawien, welches des jungen Kusturicas Heimat gewesen war. (HRei, S.22-23)

An Kusturica verdeutlicht Handke selbst die Notwendigkeit des Zusammenspiels von einer zur Erzähl-Kraft sich steigernden technischen Fertigkeit mit einem Bestandteil außerliterarischer Realität. Oder anders ausgedrückt: Erzählen entfaltet sich nur dort wirklich, wo die Phantasietätigkeit eines begabten Autors sich mit konkreter gesellschaftlicher und/oder geschichtlicher Faktizität – in diesem Falle mit Heimat - verbindet.

Dieses »Stück handgreifliche Welt« ist für den Erzähler aus Österreich im Unterschied zu Kusturica nicht seine eigene Heimat, sondern zunächst einmal Slowenien. Denn immerhin, so behauptet Handke in seinem *Abschied des Träumers vom Neunten Land*, »das Land Slowenien und die zwei Millionen Köpfe des slowenischen Volks« betrachte er »als eine der weni-

gen Sachen«, die bei ihm »zusammengehören mit dem Beiwort 'mein'; Sache nicht meines Besitzes, sondern meines Lebens.«[5] Diese intime Beziehung, diese enge Verbundenheit der einstigen jugoslawischen Republik mit der Existenz, dem Sein des österreichischen Autors wird von ihm biographisch motiviert: durch die Geburt in einem Kärntner Dorf, »wo seinerzeit [...] noch die Gesamtheit österreichisch-slowenisch war und auch in der entsprechenden Mundart miteinander verkehrte«, sowie durch die Mutter, die sich in ihrer »Mädchenzeit« (HAbs, 8) unter dem Einfluß des in Maribor Obstbau studierenden älteren Bruders als Slowenin begriff. Daß daraus keine Zu-, keine Einordnung erwuchs, keine Teilhabe an der fadenscheinigen Kollektivität eines Volkes, daß Handke sich folglich niemals, wie er selbst beteuert, als Slowene fühlte, auch nicht als halber, begründet sich daraus, daß sein Vater deutscher Soldat war, daß er als dessen Sohn seine erste Kindheit in Ost-Berlin verbrachte, daß er infolgedessen als ‚Mutter´sprache Deutsch lernte. Wir begegnen hier einer gleichsam von Geburt an ambivalenten Konstellation, die sich als jene notwendige Komplikation inszenieren läßt, aufgrund derer Handke sich in Slowenien zwar zu Hause fühlen kann (HAbs, 11), allerdings nur als Fremder, oder andersherum, aufgrund derer Österreich zwar sein 'Vater'land darstellt, aber nicht seine Heimat. Wir sehen hier den Beginn eines Spiels zwischen Innen und Außen, zwischen dem Zentrum und der Peripherie, zwischen dem Diesseits und dem Jenseits einer Grenze, wir treffen auf eine Anordnung, die das Innen als Außen und das Außen als Innen inszeniert, die die Gegenwart in die Abwesenheit einschreibt und die Fülle in die Leere. Slowenien ist dafür eine Chiffre, ein individueller Schwellen-Ort, der gleichwohl – wenigstens für lange Jahre – verläßlich zu sein scheint, ein Ort der »Dauer« (HAbs, 11), ein Ort der »Wirklichkeit«, an dem die Dinge in ihrer Existenz wieder fühlbar, wieder gegenständlich werden (HAbs, 13) und das eine Sprache sein eigen nennen darf, die in ihrer vermeintlichen Untauglichkeit für den militärischen Ausdruck und in ihrer Hingabe an den Gegenstand als eine von Grund auf poetische Sprache ins Spiel gebracht wird.

Mit Slowenien verbunden ist ein Zweites, das den dezent rebellischen Gestus mancher Texte ausmacht, jene wohldosierte linksbürgerliche Haltung, die als Widerstand gegen bestimmte Phänomene des kapitalistischen Waren-, Medien- und Herrschaftsspektakels in Erscheinung tritt. Zur Erläuterung: Handkes Gleichgültigkeit gegenüber der Kategorie der Geschichte läßt gleichwohl Raum für zwei geschichtliche Ereignisse, nämlich zum einen dem des Nationalsozialismus und zum anderen dem der

[5] Peter Handke: *Abschied des Träumers vom Neunten Land. Eine Wirklichkeit, die vergangen ist: Erinnerung an Slowenien*. Frankfurt/Main 1991, S. 7. Im folgenden abgekürzt durch: HAbs.

> Zweisprachigkeit in dem Süd-Kärnten, wo ich aufgewachsen bin, wo ich gemerkt hab, daß da die Gruppe, die die eine Sprache spricht, die Gruppe, welche eine andere Sprache, das Slowenische, spricht, unterdrückt und als weniger hochwertig ansieht.[6]

Slowenien als Bestandteil eines sozialistischen Jugoslawiens unterliegt also einer doppelten Mystifizierung: es erscheint als ein an die Peripherie gedrängtes Schwellen- oder Zwischenreich, als fremd bleibendes und doch heimatliches Gegenbild zu einem repressiven Vaterland, als Grenzland eines 'reinen Gegenwärtigseins', auch wegen seiner literarischen Sprache, die von Handke als »dingnah« (HAbs, 19) empfunden wird. Es ist damit ein Ort der Dauer, der Präsenz, der dinglichen Anwesenheit des Wirklichen und damit einer greif- und begreifbaren Wirklichkeit schlechthin. Und Slowenien fungiert darüber hinaus – und dies ist seine zweite Leistung – auch als politischer Gegenentwurf, insofern es in antifaschistischer Tradition einen »Teil des großen widerständischen Jugoslawiens« bildet. Slowenien, Handkes »Geh-Heimat«, verbindet folglich als gleichwohl eigenständig wirkender Teil des »großen Jugoslawien« (HAbs, 29) die Rückkehr zu einer einfachen Gegenwart der Dinge samt ihres Betrachters mit einer aus dem multikulturellen und multiethnischen Widerstand gegen den Hitlerfaschismus sich ergebenden emanzipatorischen Vision. Wie sich dies in die Texte einschreibt, möchte ich nun kurz erläutern.

1. Schwellentexte

Sieht man sich Handkes literarische Texte der letzten Jahre an, dann fällt im Bereich der Prosa eine deutliche Präferenz für Erzählmuster auf, die die Distanz zwischen Fiktionalem und Realem z.T. radikal einebnen. Dies gilt ohnehin für das autobiographische Genre, das seit den 70-er Jahren zunehmend an Bedeutung für Peter Handke gewinnt. Eine solche Grenzüberschreitung zwischen Wirklichkeitstexten und literarischen Texten läßt sich – wenngleich aus anderen Gründen – auch für die diversen Handkeschen *Versuche* behaupten. Denn Handkes Auslassungen zu den Müdigkeiten, Jukeboxen und geglückten Tagen changieren zwischen Novellistik, Autobiographie und Essayistik, verweigern sich mithin einer eindeutigen Zuordnung zu einer Gattung. Auffällig ist also die deutliche Diffusion dessen, was als literarischer Text sich zur Schau stellt, seine Verwandlung in einen *Schwellen*-Text, der im Übergangsbereich zwischen Realem und Fiktionalem sein Recht zu behaupten beabsichtigt, ein die Peripherien von

[6] Peter Handke: *Aber ich lebe nur von den Zwischenräumen. Ein Gespräch geführt von Herbert Gamper*. Frankfurt/Main 1990, S. 116-117. Im folgenden abgekürzt durch: HInt.

Gattungen abschreitendes Schreibverfahren, das im Fiktionalen das Reale imitiert bzw. das Reale als Fiktionales imaginiert oder aber die Grenzen der Gattungen dadurch verschiebt, daß sich essayistische, erzählerische und autobiographische Fragmente miteinander vermischen.

Dasselbe ließe sich nun im umgekehrten Sinne von den politischen Texten über Jugoslawien behaupten: es sind Artikel, die gleichsam innerhalb eines authentischen Registers sich literarisch gebärden. So changiert Handkes *Sommerlicher Nachtrag zu einer winterlichen Reise* schon in den beiden Leitsprüchen zwischen Geschichtsschreibung und Epos.[7] Und bereits der erste Satz dieses literarischen Essays nennt den Artikel, zu dem er selbst als Nachtrag sich anfügt, eine »*Erzählung* von einer winterlichen Reise durch das Serbien am Ende des Jahres 1995« (HSN: 9, Hervorhebung U.D.). In ihrer Gleichgültigkeit gegenüber den Grenzen der Genres zeigt sich folglich eine erste Gemeinsamkeit der »literarischen« und »nicht–literarischen« Texte Handkes: sie durchbrechen die vorhandenen Unterscheidungen, um so einen gleichsam umfassenden und gleichermaßen realen wie literarischen Raum zu installieren, in dem sich ein konkret mit Wirklichkeit aufgeladenes und zugleich literarisch geformtes »Gegenbild« einstellt. In diesem Changieren zwischen dem Realen und dem Fiktionalen realisiert sich formal der von Handke in seinem Interview mit Gamper formulierte Anspruch, im literarischen Text eine Gegenwelt aufzustellen, die bereits vorhanden, also eher gefunden als erfunden zu sein scheint (HInt, 119). Die Wirklichkeit verwandelt sich dadurch in ein Vexierbild, dessen zunächst noch unsichtbare utopische Dimension durch einen Blick vom Rande, von der Peripherie her, d.h. durch einen literarisierten Blick aufs Reale bzw. durch einen realistischen Blick im Literarischen innerhalb eines Schwellen-Textes lesbar wird oder besser lesbar werden soll.

2. Schwellenreiche, Schwellenobjekte

Die Kennzeichnung der Handkeschen Prosatexte als Schwellentexte ist gleichsam die Übersetzung einer anderen Affinität für bestimmte Orte, an denen im Gegenbild der erfüllte, vollkommene Augenblick sich einstellt. Sowohl die literarischen Schriften als auch die theoretischen Aussagen Handkes binden das utopische Moment an Schwellen-, Grenz- oder Randlagen, an einen Bereich zwischen zwei Bereichen, kurzum an ein Terrain, das weder innen noch außen, weder ein- noch ausgeschlossen ist, an ein Gebiet, das außerhalb eines natürlichen oder kulturellen Zentrums plaziert ist. Solche privilegierten Orte sind das Wäldchen in Salzburg aus der *Leh-*

[7] Peter Handke: *Sommerlicher Nachtrag zu einer winterlichen Reise*. Frankfurt/Main 1996, S. 7. Im folgenden abgekürzt durch: HSN.

re der Saint Victoire, die slowenischen Viehsteige in der *Wiederholung*, der von Gras fast schon wieder bedeckte Lehmweg in dem Schauspiel *Die Stunde da wir nichts voneinander wußten*, schließlich Chaville, eine umwaldete Vorstadt von Paris, in *Mein Jahr in der Niemandsbucht* usw. Sie zeichnen sich zumeist dadurch aus, daß sie gleichsam an den Nahtstellen zwischen Kultur und Natur, also an der Grenze der Zivilisation, oder einfach nur an denen zwischen Stadt und Land zu finden sind, daß sie »Zwischenräume« bilden, die zusammen mit deplazierten Dingen (etwa den blinden Fenstern in *Wiederholung*, den Jukeboxen in dem gleichnamigen *Versuch*) und deplazierten Personen (Kobal, der slawische Nachname der aus Österreich stammenden Hauptfigur der *Wiederholung*, bezeichnet, wie der Roman selbst angibt, den Zwischenraum zwischen den gegrätschten Beinen) daran mitwirken, daß momenthaft ein erfülltes Da-Sein sich einzustellen vermag.

Wie diese diversen Zwischen- oder Randlagen in den Texten zusammenspielen, um sich in einem utopischen Bild momenthaft zu verdichten, möchte ich nun an einem kurzen literarischen Text aus *Noch einmal für Thukydides*[8] sowie an den Reiseberichten aus Jugoslawien darstellen.[9]

Die *Epopöe vom Beladen eines Schiffs* benennt bereits in seinem Titel die literarische Gattung, der sie sich zurechnen möchte: wir begegnen einem knapp zweiseitigen Text, der in die heroische Phase der Literatur zurückverweist. Aber die Großform der Literatur, das Epos, wird hier als Kurzform, als Kurzgeschichte, als Miniatur reproduziert, die zudem auch als nichtfiktionaler Text, als Reisebericht nämlich, gelesen werden könnte. Wir begegnen hier folglich von Anbeginn an einem Text, der an den Grenzen zwischen den Textsorten sich ansiedelt und dabei zugleich das erzählte Geschehen in eine Dauerform einzugießen sich müht: Das Beladen eines Schiffes als Heldenepos, der Kai von Dubrovnik als »Szenerie zu einem Hamsun-Roman, am Pier eines norwegischen Fjords, mit der Handelsstelle, in der Zeit der Jahrhundertwende« (HEpo, 13). Die Gegenwart des Ereignisses ist so gleich doppelt von einer zeitlichen Tiefe grundiert, das mit einem extrem realistisch anmutenden Erzählverfahren vergegenwärtigte Geschehen biegt sich zurück in die Tiefe einer literarischen Tradition, ohne daß der Eindruck verlorengeht, es handle sich hier um die detailgetreue Nachzeichnung eines realen Ablaufs, der zudem selbstverständlich deplaziert ist, also nicht im Zentrum des touristischen Ereignisses – in der Alt-

[8] Peter Handke: *Epopöe vom Beladen eines Schiffs*. In: *Noch einmal für Thukydides*. Salzburg und Wien 1990, S. 12-13. Im folgenden abgekürzt durch: HEpo.

[9] Eine detailliertere Auseinandersetzung mit Handkes Texten in *Noch einmal für Thukydides* findet sich in meinem Aufsatz *Handkes epische Spiegel*. In: »Zagreber Germanistische Beiträge. Jahrbuch für Literatur- und Sprachwissenschaft«, 1. Jg. (1992), S. 75-88.

stadt Dubrovniks – vorgeht, sondern an seiner – zudem auch noch transitorischen – Peripherie (auf dem Pier des Hafens von Dubrovnik).

Wir begegnen hier also einem übrigens genau auf den 3. Dezember 1987 datierten Schwellentext, der dennoch an verschiedenen Zeitschwellen und zwischen verschiedenen Genres sich auf der Schwelle zwischen Literatur und Wirklichkeit abspielt. Letzteres wird dadurch verstärkt, daß der Ablauf der geschilderten Vorgänge sich im Erzählverfahren gleichsam spiegelt: so wie die Lasten hier sanft und millimetergenau auf die Fähre verladen werden, wo sie haarscharf, randscharf passen, so entfaltet sich der Erzählvorgang sanft und millimetergenau, also mit einer äußersten Exaktheit und Behutsamkeit, »ohne Zögern, klar, bedächtig« (HEpo, 13). Kurzum: die Situierung des Textes an den diversen Schwellen eröffnet einen als authentisch imaginierten literarischen Raum, in dem sich eine Szenerie auf den verschiedensten Ebenen nachgerade auffüllt und überschaubar, faßbar, greifbar zu einem substantiellen Dauer-Augenblick sich rundet, in dem auch der Betrachter sich als Einzelner, Außenstehender und Fremder im Zeichen des am Schornstein der Fähre sich befindenden »fünfzackigen Partisanenstern[s]« dennoch momenthaft in einer Gemeinschaft zumindest mit jener auf die Inseln übersetzenden jungen Frau befunden hätte: »Fast hätte er der jungen Frau gewinkt. Sie hätte zurückgewinkt.« (HEpo, 13) Damit aber sind alle Mystifikationen der Handkeschen Literatur auf engstem Raum versammelt: ein scheinbar unscheinbarer Vorgang am Rande von Dubrovnik, der bedeutsam wird, ein Zeitpunkt, der in die Tiefe hinein sich dehnt, ein Fremder, der in der Ferne momenthaft hätte Heimat empfinden können, ein Einzelner, der in eine Gemeinschaft sich gleichwohl fremdbleibend hätte eintragen dürfen, ein Gegenbild, das in einem zwischen Literatur und Realität oszillierenden Text nicht erfunden, sondern aufgefunden wird, ein weitgehend noch handwerklicher Vorgang – das Beladen eines Schiffes –, der wie eine ästhetische Opposition gegen die moderne, technisierte Welt sich aufbewahrt sieht, der fünfzackige Partisanenstern schließlich, der als Zeichen des erfolgreichen Widerstands gegen den Faschismus und zugleich als Vorzeichen einer rebellischen Fahrt in die Zukunft, in die Freiheit hinein dient.

Genau diese Konstellation ließe sich in allen Texten Peter Handkes seit der *Langsamen Heimkehr* feststellen: ein ständiges Changieren in Ambivalenzen, aus dem sich der Umschlag von Leere und Fülle vorbereitet, aus dem das Gegenbild im Zwischenraum Gestalt annimmt: eine momenthafte Anwesenheit, Dauer, eine Aufhebung der Vereinzelung in einer stets brüchigen Kollektivität, die Ahnung einer Utopie, die am Horizont sich abzeichnet, umgeben von den Zeichen einer antibürgerlichen Haltung. Genau dies aber kennzeichnet – wenngleich in einer abgeschwächten, gleichsam verhaltenen Form – die Handkesche Zuwendung zu Serbien. Die winterliche Reise zu den Flüssen Donau, Save, Morawa und Drina spielt folg-

lich nicht nur deshalb ins Literarische, weil der Reisebericht in seinem Nachtrag als Erzählung sich ausgibt, sondern weil die hier ausgestellten Wahrnehmungsmuster von der gleichen Qualität sind wie die, die in den literarischen Texten Handkes ihre Anwendung finden. Anders gewendet: Handke sieht in seiner Reise nach Serbien strukturell genau das, was der Reisende am Pier von Dubrovnik schon lange gesehen hat. Es ist der selbe ästhetisch-ästhetisierende Blick, der angesichts einer wie auch immer konkret konfigurierten Schwellenlage die literarische wie nichtliterarische Wirklichkeit formt bzw. überformt.

Diese Rotation in sich selbst beginnt bereits in den einleitenden Auslassungen zu Kusturicas neuestem Film, von denen schon die Rede war. Nicht nur, daß dessen neuestes Filmopus einer ähnlichen Konstellation seine Kraft verdanken soll, wie die, von der Handke selbst zehrt, auch die lobende Darstellung des festlichen Filmendes – samt der hier sich ereignenden Verwandlung des Tölpels in einen »sanftest autoritär[en] [...] Märchenerzähler«[10] – scheint wie ein verschobener Kommentar auf das Handkesche Theaterstück *Die Stunde da wir nichts voneinander wußten*.[11]

Entscheidender aber sind die Beschreibungen der Menschen, denen Handke an seinem ersten Abend in Belgrad sowie am nächsten Morgen begegnet. Es sind gleichsam utopische Bilder, die sich angesichts der unter dem leuchtenden Halbmond vorbeischlendernden Menschen in dem »großen südeuropäischen Zentrum« einstellen. Es waren, wie Handke betont, sehr viele Menschen unterwegs, aber diese Passantenströme lösen sich gleichsam in sich ihrer selbst und den anderen bewußte Individuen auf, »schweigsamer« und »bewußter« (HRei, 57) als anderswo, begabt mit einer »sehr besonderen Höflichkeit« (HRei, 57), die dem anderen Raum läßt. Wir begegnen Straßenhändler, die unaufdringlich Distanz bewahren gegenüber einer Kundschaft, für die sie sich still bereithalten. Wir begegnen einer Schar von Menschen, die »eigentümlich belebt« auf den Betrachter wirkt, die wie aus einer »großen Nachdenklichkeit, einer übergroßen Bewußtheit« (HRei, 58-59) nachgerade »gesittet« (HRei, 58) einherschreiten, in ihrem Stolz nicht auftrumpfende Individuen in »einer geradezu würdevollen Vereinzelung« (HRei, 59). Und dann tags darauf die vielen alten Männer, die »fast ein jeder für sich [...] so schweigsam müßiggingen« (HRei, 59). Eine gleichfalls seltsam individuierte Masse (»fast ein jeder für sich«), die wie folgt charakterisiert wird: zu »glattrasiert für balkanische Verhält-

[10] Peter Handke: *Eine winterliche Reise zu den Flüssen Donau, Save, Morawa und Drina oder Gerechtigkeit für Serbien*. Frankfurt/Main 1996, S.25. Im folgenden abgekürzt durch: HRei.

[11] Siehe hierzu meinen Aufsatz: *Dramatisches Schweigen. Anmerkungen zu Handkes neuestem Schau-Spiel »Die Stunde da wir nichts voneinander wußten«*. In: »Zagreber Germanistische Beiträge. Jahrbuch für Literatur- und Sprachwissenschaft«, Beiheft 2 (1994), S. 57–67

nisse« strahlen sie ein »Standesbewußtein« (HRei, 59) aus, ohne doch pensionierte Arbeiter oder aber ehemalige Beamte oder gar ehemalige Freiberufler zu sein. Sie sind alte, dabei jedoch nie greise Männer, wirken weder orientalisch noch europäisch, sondern ähneln am ehesten noch »Spaziergängern auf einer diesigen Promenade im Baskenland« (HRei, 60). Es sind »deutliche Gestalten im Nebel« mit grimmigen Mienen, die für den Betrachter mit der Zeit »eine Art Präsenz« ausdrücken. Es sind zugleich Witwer und Waisen, die keinem politischen Lager sich zuordnen lassen und alle den gleichen Verlust erlitten zu haben scheinen. Das Passantenszenario am Abend wie am Morgen besteht folglich aus einer Kollektivität, die das Individuum aufbewahrt, gleichsam eine Gemeinschaft von Fremden, von seltsam Deplazierten, die auch deshalb schon besser ins Baskenland passen, eine von eindringlicher Präsenz gezeichnete Versammlung von Zwischensubjekten, die das Merkmal ihrer würdevollen Identität gerade im Nichtidentischen im Nicht-Identisch-Sein, im Fremdsein besitzen und deshalb auch im Nebel sich deutlich konturieren, weil die Bestimmung ihres nachhaltig präsenten Seins in einer Serie von Weder-Nochs stets sich entzieht. Das abendliche wie morgendliche Belgrad erscheint so in seinen vereinzelt versammelten, in Würde, Gesittetheit und Nachdenklichkeit präsenten Menschen als Märchenland, als utopische Insel, auf der sich genau jenes Spiel der Ambivalenzen in der Gemeinschaft der einander Fremden aufhebt – selbst wenn dies im Zeichen eines Verlustes geschieht. Und auch dieser ist schließlich am Ende der Reise verschwunden. Denn:

> Geblieben ist mir, gerade in der eben kristallscharf zu spürenden Vereinzelung fast eines jeden dort, überhaupt erst etwas wie das sonstwowohl zu Recht längst totgesagte 'Volk': faßbar, indem dieses im eigenen Land so sichtlich in der Diaspora haust, ein jeder in der höchsteigenen Verstreutheit. (HRei, 115)

Natürlich bedient das von Handke gesehene Serbien den rebellischen Gestus. Es fungiert gerade in seiner als Ursprünglichkeit imaginierten Rückständigkeit auch als politisches Gegenbild zur spätkapitalistischen Maschinenwelt, die Handkes Freund und Reisebegleiter Žarko wie folgt beschreibt:

> Die Welt als Maschine. Auch die Häuser sind Maschinen. Das Gekläff der Hunde auf den Straßen gleicht dem Kreischen der Maschinen in den Fabrikhallen. In den Selbstbedienungsläden ist es, als würdest du Schrauben kaufen, keine Milch. In den Schlachterläden, als würdest du Nägel kaufen, keinen Schinken. In den Apotheken, als würdest du Hämmer kaufen, kein Aspirin. (HRei, 102)

Demgegenüber erscheint Serbien als ein unter den Sanktionen erst richtig erblühendes Land ursprünglicher Handelslust, die Käufer und Ver-

käufer gleichermaßen ergreift (HRei, 72) und dem Vorgang des Kaufens und Verkaufens »eine Lebendigkeit, etwas Heiteres, Leichtes, wie Beschwingtes« (HRei, 71) verleiht. Und das in Flaschen oder kleinen Kanistern für den Kunden aufbewahrte Benzin zeigt sich in solcher Verpackung nicht einfach als Ware, sondern wieder als das, was es ursprünglich war: als »*Bodenschatz*« (HRei, 88).

Eine Vielzahl von politischen Motiven ist in diesen Texten versammelt, die allesamt das einstige Jugoslawien und das jetzige Serbien als Gegenbild zu einer hochtechnisierten, hochabstrakten, von medial inszenierten Wirklichkeiten und kapitalistischen Wirtschaftsinteressen dominierten Welt inszenieren, während das unabhängige Slowenien mit dem Gewinn seiner Souveränität – so der österreichische Autor – zugleich seinen Stolz verloren oder besser an die wirtschaftlich überlegenen Nachbarn verkauft hat. An die Stelle einer vormals ruhigen Gelassenheit ist hier eine allumfassende Servilität gegenüber dem Westen und gegenüber den westlichen Touristen getreten. Das serbische Schwellenreich aber mit seinen in stolzer Anwesenheit erblühenden Menschen, mit seinen Passanten, die zu einem wahrhaft aus Einzelnen sich zusammensetzenden Volk in der Fremde sich formen, erscheint so als mystische Gegenwelt: diese dem Ursprung nahe individuelle Kollektivität, dinghaft präsent, Sein verströmend und dabei der übermächtigen Maschinenwelt des Kapitals opponierend, diese heimische Fremdheit mystifiziert auch das mystifizierende Subjekt, daß sich »kaum je so stetig und beständig in die Welt oder das Weltgeschehen [...] eingemeindet gefunden« (HRei, 103) hat wie in der Gegend von Bajina Bašta in der Nähe der bosnischen Grenze. In diese letzte bizarre Verschmelzungsleistung in der Fremde mit einem zu Hause angeblich in der Diaspora sich befindenden Volk der vereinzelten Serben mündet am Ende die mystifizierende Kraft Peter Handkes im Wirklichen wie im Literarischen ein.

Handkes *politische* Stellungnahme zum Zerfall Jugoslawiens ist mit Recht *politisch* kritisiert worden. Diese Kritik müßte aus literaturwissenschaftlicher Persepktive radikal erweitert werden: Jenseits der Kritikwürdigkeit der konkreten politischen Positionen Handkes zum ehemaligen Jugoslawien scheint mir die entscheidende Problematik seiner Texte darin zu liegen, daß insbesondere die Reiseberichte nach Serbien und dem serbischen Teil Bosniens die Authentizität des in ihnen Dargestellten unterstreichen, während sie gleichzeitig die Grenze zwischen den fiktionalen und den nichtfiktionalen Texten einreißen. Inszeniert sich der *Abschied des Träumers vom Neunten Land* noch als ein radikal autobiographischer Text, indem er die in ihm postulierte Wahrheit seiner politischen Behauptungen auch als eine rein subjektive lesbar macht, so verlangen Handkes *winterliche Reise* und der dazu verfaßte *Nachtrag* gebieterisch als Reportagen über tatsächliche Geschehnisse, tatsächliche Erlebnisse gelesen zu werden. Ethisch – um

diesen Ausdruck hier zu bemühen – problematisch ist hieran meiner Meinung nach vor allem die Tatsache, daß der Kärntner Autor das mythische und auch als Mythos transparente Slowenien- bzw. Jugoslawienbild[12] seiner literarischen Texten distanzlos mit der vergangenen gesellschaftlichen Realität Sloweniens und der gegenwärtigen gesellschaftlichen Realität Serbiens identifiziert und dabei die während der Reisen wahrgenommenen Alltagsszenen aus Serbien und Bosnien dergestalt arrangiert, daß sie sich in der gleichen Weise wie in seinen anderen literarischen Texten symbolisch überhöhen lassen. Handkes Texte zu Jugoslawien organisieren folglich mit literarischen Mitteln eine als wahr deklarierte politische Meinung. Anders ausgedrückt: Die bei Handkes literarischen Texten wirksamen Mechanismen zur Simulation einer sinndurchfluteten fiktionalen Welt dienen dazu, die Beweise für Aussagen über real existierende politische Konflikte herbeizuschaffen.

Daß die Handkesche Arbeit an einer stets gefährdeten, stets sich verzögernden Heimkehr, an einer Kehre hinein in ein heimeliges Reich der Präsens/z, in eine utopische Heimat, ausgerechnet nach Višegrad und Srebrenica zu den bosnischen Serben führt, die – so der Autor aus Kärnten – von den Hängen herab und von allen verlassen ihre Freiheit wie einst die Indianer verteidigen[13], daß folglich die anfänglich pazifistische, in bestimmten Momenten fast schon anarchistische Kritik an dem seine Eigenstaatlichkeit durchsetzenden Slowenien umschlägt in eine offene Parteinahme für den aggressivsten Faktor innerhalb des jugoslawischen Bürgerkriegs und daß dies am Ort eines seiner schlimmsten Verbrechen, nämlich in Srebrenica, geschieht – zeigt meiner Meinung nach – wie die in Handkes literarischen Texten lediglich latente Gewalttätigkeit mythischer Schreib-, Denk- oder Wahrnehmungskonzepte im politischen Feld unerbittlich sich auslebt.

Literatur:

1. Ulrich Dronske: *Handkes epische Spiegel*. In: »Zagreber Germanistische Beiträge. Jahrbuch für Literatur- und Sprachwissenschaft«, 1. Jg. (1992).
2. Ulrich Dronske: *Dramatisches Schweigen. Anmerkungen zu Handkes neuestem Schau-Spiel »Die Stunde da wir nichts voneinander wußten«*. In: »Zagreber Germanistische Beiträge. Jahrbuch für Literatur- und Sprachwissenschaft«, Beiheft 2 (1994).

[12] Zur mythischen Qualität insbesondere des Handkeschen Slowenienbildes siehe den Aufsatz von Fabian Hafner: *Expeditionen ins neunte Land. Slowenien und die Slowenen im Werk Peter Handkes*. In: Gerhard Fuchs, Gerhard Melzer (Hg.): *Peter Handke*. Graz–Wien 1993.

[13] Siehe SN, 91-92

3. Jürgen Egyptien: *Die Heilkraft der Sprache. Peter Handkes 'Die Wiederholung' im Kontext seiner Erzähltheorie.* In: »Text + Kritik. Zeitschrift für Literatur« 24 ([5]1989 - Neufassung).
4. Michel Foucault: *Was ist ein Autor?* In: ders.: *Schriften zur Literatur*. Frankfurt/Main 1988.
5. Erika Greber: *Mystifikation und Epochenschwelle. Cerubina de Gabriak und die Krise des Symbolismus*. In: »Wiener Slawistischer Almanach«, Bd. 32, 1993.
6. Fabian Hafner: *Expeditionen ins Neunte Land. Slowenien und die Slowenen im Werk Peter Handkes*. In: Gerhard Fuchs, Gerhard Melzer: *Peter Handke*. Graz–Wien 1993.
7. Peter Handke: *Aber ich lebe nur von den Zwischenräumen. Ein Gespräch, geführt von Herbert Gamper.* Frankfurt/Main 1990. (HInt)
8. Peter Handke: *Abschied des Träumers vom Neunten Land. Eine Wirklichkeit, die vergangen ist: Erinnerung an Slowenien*. Frankfurt/Main 1991 (HAbs).
9. Peter Handke: *Die Lehre der Sainte-Victoire*. Frankfurt/Main 1984.
10. Peter Handke: *Die Stunde, da wir nichts voneinander wußten*. Frankfurt am Main 1992.
11. Peter Handke: *Die Wiederholung.* Frankfurt/Main 1989.
12. Peter Handke: *Eine winterliche Reise zu den Flüssen Donau, Save, Morawa und Drina oder Gerechtigkeit für Serbien.* Frankfurt/Main 1966 (HRei).
13. Peter Handke: *Epopöe vom Beladen eines* Schiffs. In: *Noch einmal für Thukydides*. Salzburg und Wien 1990 (HEpo).
14. Peter Handke: *Langsame Heimkehr*. Frankfurt/Main 1984.
15. Peter Handke: *Mein Jahr in der Niemandsbucht*. Frankfurt am Main 1994.
16. Peter Handke: *Sommerlicher Nachtrag zu einer winterlichen Reise*. Frankfurt/Main 1966 (HSN).
17. Peter Handke: *Versuch über die Jukebox.* Frankfurt/Main 1990.
18. Peter Handke: *Versuch über die Müdigkeit*. Frankfurt/Main 1989.
19. Peter Handke: *Versuch über den geglückten Tag*. Frankfurt/Main 1991.
20. Jürgen Wolf: *Visualität, Form und Mythos in Peter Handkes Prosa*. Opladen 1991.

Zagreber Germanistische Beiträge 6(1997), 83–92

ÖSTERREICHISCHE LITERATUR IN KROATIEN (II)

Dragutin HORVAT
(Universität Zagreb)

4. Der vergessene Schnitzler

Zusammenfassung

Der Beitrag zeichnet die nun genau hundert Jahre währende Rezeption Arthur Schnitzlers in Kroatien nach. In ihrer ersten Phase (1898–1937) weist diese sich durch ein sehr reges Interesse der kroatischen Kulturtätigen an dem erzählerischen und dramatischen Werk des Autors aus, während die zweite Phase (ab 1957) vom Schicksal eines Schriftstellers Zeugnis ablegt, der in Kroatien so gut wie vergessen ist.

Im Zagreber Verlag »Školska knjiga« (»Schulbuch«) ist vor kurzem ein Sammelband kulturgeschichtlicher Studien erschienen, dessen Erwähnung mir im Zusammenhang der hier beabsichtigten, aufrißartigen Chronik laufender und gelaufener österreichisch-kroatischer literarischer Ereignisse nicht nur geboten sondern geradezu unerläßlich scheint. Der genannte Verlag, der größte spezialisierte Verlag in Kroatien, der mit seinen Publikationen an die 90 Prozent des Bedarfs an Lehrbüchern im gesamten Bildungswesen des Landes deckt, ist in der letzten Zeit darum bemüht, seine Tätigkeit zu erweitern und zwar dadurch, daß er einen Bereich intellektuellen Lebens für sein Programm entdeckt, der schon seit geraumer Zeit (auch) unter germanistischen Literaturforschern immer mehr Anhänger, Interessierte und Befürworter findet. Es ist der Bereich der Interkulturalität, des internationalen Transfers von Kulturgütern und der – politische Grenzen überschreitenden – Wechselwirkung von Elementen nationaler Kulturen in aller Mannigfaltigkeit, wie es der heutige Alltag denkbar und realisierbar macht. Den Anfang hat man vor ein paar Jahren mit der (immer noch Neu-

erscheinungen bringenden) Edition »Nobelpreisträger« gemacht, welche Reihe bis jetzt ihrem Grundkonzept treu geblieben ist. Zum einen ist sie nämlich darauf aus, eine repräsentative Auswahl aus dem Opus einzelner Autoren zu bringen, die mit dem weltbekanntesten (jedoch nicht immer und nicht unbedingt nach literarischen bzw. künstlerischen Maßstäben zuerkannten) Literaturpreis geehrt worden sind, und zum anderen zeichnet sie auch ihre Rezeptionsgeschichte (falls vorhanden) auf, legt die Wirkung fest, die diese Werke und ihre Autoren in der kroatischen Kultur und Literatur gezeitigt haben. Der anfangs erwähnte Sammelband *Fin de siècle. Zagreb - Wien*, so der Titel des Buches, geht in dieser Richtung weiter, widmet sich ja vielmehr ganz der Sphäre des Kulturtransfers, dabei aus dem Vollen der Interkulturalität einer Zeit schöpfend, in der man den Begriff noch nicht, wohl aber das Phänomen selber in seiner vollen Breite und Vielgestaltigkeit gekannt und praktiziert hat. Dem Herausgeber des Bandes, dem Zagreber Philosophen Damir Barbarić, ist es gelungen, die namhaftesten Wissenschaftler Kroatiens – Historiker, Kunsthistoriker, Literaturhistoriker, Philosophen u. a. – um ein Vorhaben zu sammeln, das einen ebenso wertvollen wie notwendigen (Rück- und Ein-)Blick in das Gestern der eigenen Kultur und der sie befruchtenden Kultur des Nachbarlandes ermöglicht. *Fin de siècle*, in dieser Hinsicht zweifellos ein Beitrag (übrigens einer der ersten) zur interkulturellen Geschichte Kroatiens, bringt im Anhang eine Auswahlbibliographie von Übersetzungen österreichischer (nicht nur Literatur-)Autoren der Jahrhundertwende, in der ein rezeptionsgeschichtliches Faktum zu finden ist, das uns zum eigentlichen Thema dieses Beitrags bringt. Aus der erwähnten Bibliographie ist nun einmal herauszulesen, daß der meistpublizierte Schriftsteller, neben dem weltweiten Publikumsliebling Stefan Zweig, gerade der Erzähler und Dramatiker Arthur Schnitzler ist.

Um die Rezeption dieses Autors in Kroatien ins rechte Licht zu rücken, soll und muß hier einiges an notwendigen Informationen vorausgeschickt werden, was zum Grundsätzlichen der (internationalen) Kommunikation in der Kultur zu gehören scheint.

Betrachtet man die Aufnahme österreichischer Literaturwerke im Kulturleben Kroatiens zwischen zwei Jahrhundertwenden, von denen die letztere gerade im Begriffe ist, ihren geschichtlichen Auftritt zu absolvieren, der Auftritt der ersteren dagegen hundert Jahre zurückliegt, so drängt sich das Opus Arthur Schnitzlers gleichsam als Paradigma auf. Die Präsenz der erzählenden Texte dieses Autors im Bewußtsein kroatischer Leser und der Anteil seiner dramatischen Werke an den Spielplänen kroatischer Theaterhäuser zeigt ein jähes Auf und ein über lange Zeit anhaltendes Ab (um nicht zu sagen Aus), die, verglichen mit dem ‚Schicksal' anderer österreichischer Autoren und ihrer Werke, auf bestimmte Charakteristiken und Konstanten des Literaturtransfers zwischen Österreich und Kroatien

schließen lassen. Falsch wäre es allerdings anzunehmen, daß die Rezeptionsmechanismen, die aus diesen Untersuchungen erschlossen werden konnten, bzw. die Rezeptionsgewohnheiten, auf die dabei zu schließen ist, ein geschichtliches Spezifikum der österreichisch-kroatischen Literaturbeziehungen darstellt, daß die besagten Mechanismen und Gewohnheiten ihre ausschließliche Gültigkeit für die Aufnahme von literarischen Erzeugnissen der Alpenrepublik und der ihr vorangegangenen Donaumonarchie behalten sollten. Vielmehr ist hier eine Gesetzmäßigkeit zu entdecken, die - wie ich dies bereits am Beispiel der Rezeption Ödön von Horváths zu zeigen versucht habe[1] - literarischen Moden und/oder anderen Geboten der Stunde entspringt und ihre Relevanz für die Gesamtheit des Kultur- bzw. Literaturklimas eines Landes erhält oder dies wenigstens zu beanspruchen trachtet, und zwar ohne Rücksicht darauf, welcher (inter-)nationalen Provenienz die dieses Klima beeinträchtigenden Kulturgüter sein mögen.

Ein wichtiges (wenn nicht sogar das allerwichtigste und das ausschließliche) Kriterium der einzusetzenden Rezeption eines Autors ist ohne Zweifel sein Bekanntheitsgrad, oder – anders ausgedruckt – die Zahlen, die sich einmal auf die Auflagenhöhe seiner publizierten Texte und das andere Mal auf die Aufführungen seiner Theaterstücke beziehen. Die in beiden Fällen entsprechend hohen Zahlen scheinen gute Qualität zu verbürgen und sind zumeist d i e Faktoren, die die Rezeption eines literarischen Phänomens außerhalb der Grenzen seines Ursprungslandes und seiner Ursprungskultur in Gang setzen. Auf diese Weise sind Peter Handke bzw. sein *Kaspar* und Ödön von Horváth bzw. seine *Geschichten aus dem Wiener Wald* nach Kroatien gekommen und so hat vor wenigen Wochen auch Werner Schwab, das tragische Enfant terrible des zeitgenössischen österreichischen und deutschsprachigen Theaters, mit seinen *Präsidentinnen* den Eingang in das Zagreber Theater &TD gefunden.

Die kroatische Rezeption der Werke Schnitzlers ist am besten und am ausführlichsten im Bereich des Theaters untersucht und dokumentiert worden. Dies ist vor allem das Verdienst von Branko Hećimović, dem langjährigen Leiter des Literatur- und Theaterwissenschaftlichen Instituts der Kroatischen Akademie der Wissenschaften und Künste. Der von ihm herausgegebene zweibändige *Spielplan kroatischer Theater 1840-1860-1980* (*Repertoar hrvatskih kazališta*), erschienen 1990 im Zagreber Globus-Verlag, gibt (wohl den genauesten) Aufschluß über Schnitzler als den ‚kroatischen' Bühnenautor.

Die Erfolge, die Schnitzler als Dramatiker schon vor der Jahrhundertwende verbuchen konnte, waren zweifelsohne maßgeblich daran beteiligt, daß

[1] Vgl. meinen Artikel *Der Wienerwald-Horváth* in ZGB 5 (1996).

auch die kroatischen Theatermacher den Mut gefaßt haben, nach seinen Texten zu greifen. Noch immer, wie dies um die Mitte des 19. Jahrhunderts die Gepflogenheit war, schaute man – insbesondere in Zagreb – nach Wien hinüber, um nach dem Rechten und Richtigen oder sollte man sagen nach dem Aktuellen und Erfolgreichen zu sehen. So wird schon 1898, drei Jahre nach der Uraufführung im Wiener Burgtheater, *Liebelei* auf die Bühne des Zagreber Nationaltheaters gebracht. Als Übersetzer wird Milko Zec angegeben (höchstwahrscheinlich ein Pseudonym, das heute nicht mehr zu entschlüsseln ist). Das Stück erlebt immer wieder Neuinszenierungen und findet sich noch 1934 auf dem Spielplan, was die tragische Geschichte des ‚süßen Mädels' zum meistgespielten Text Schnitzlers in Zagreb macht. Insgesamt verzeichnet Hećimovićs *Spielplan* vier Inszenierungen mit einer für die damaligen Zagreber Theaterverhältnisse nicht unbedeutenden Zahl von 23 Aufführungen. Ein Jahr nach der *Liebelei*, gelangt dann noch *Abschiedssouper* aus dem *Anatol*-Zyklus als letzte Aufführung im vorigen Jahrhundert auf die Zagreber Bühne. Die Übersetzerin ist Nina Vavra, eine aus der Reihe großer Schauspielerinnen, der sich das erste Theaterhaus des Landes um die Jahrhundertwende hat rühmen können. Der vollständige Zyklus ist, wie es scheint, bis heute weder übersetzt noch aufgeführt worden. Fünf von insgesamt acht Teilen (den aus dem Nachlaß stammenden *Anatols Größenwahn* mitgerechnet) – *Die Frage an das Schicksal*, *Weihnachtseinkäufe*, *Episode*, *Abschiedssouper* und *Anatols Hochzeitsmorgen*, alle übersetzt von Nina Vavra, erleben ihre kroatische Uraufführung erst 1916, bleiben aber auf dem Spielplan in Zagreb bis 1924.

Wenn schon von *Anatol* die Rede ist, darf hier nicht unerwähnt bleiben, daß die erste gedruckte kroatische Übersetzung eines Textes von Schnitzler gerade diesem Zyklus entnommen ist. In der Zeitschrift mit dem bezeichnenden Titel – »Mladost. Smotra za modernu književnost i umjetnost« (»Jugend. Revue für moderne Literatur und Kunst«), einem der wichtigsten Periodika der kroatischen literarischen Moderne, das zum Neujahr 1898 in Wien (!) zu erscheinen begonnen hat und dessen Spiritus rector der damals erst fünfundzwanzigjährige Kritiker und Theoretiker der neuen Bewegung Milivoj Dežman Ivanov (1873–1940) gewesen ist, finden wir in der vierten (von insgesamt sechs erschienenen Nummern) *Weihnachtseinkäufe* (*Božićnica*), die, sieben Jahre nachdem sie (zu Weihnachten!) in der »Frankfurter Zeitung« (in der zwanzig Jahre später Joseph Roth seine journalistische und erzählerische Begabung unter Beweis stellen wird) veröffentlicht worden sind, in demselben Jahr, am 13. Januar 1898, in Wien endlich ihre Uraufführung erlebt haben. Der Übersetzerr der *Weihnachtseinkäufe* ist Dušan Plavšić Nikolajev, einer der Herausgeber der Zeitschrift. Erwähnenswert ist auch noch, daß unter den an die Redaktion von »Mladost« zugesandten, jedoch unveröffentlicht gebliebenen Manuskripten die

Übersetzung von Schnitzlers Novelle *Die Toten schweigen* (*Mrtvi šute*) aus der Feder des Zagreber Literaturkritikrs Artur Schneider zu finden ist.[2]

Bis 1914 hat dann das Zagreber Theaterpublikum noch *Das Vermächtnis* (*Amanet*, 1903), *Literatur* (*Literatura*), *Die letzten Masken* (*Posljednje maske*) und die Groteske *Der grüne Kakadu* (alle 1904) sehen können, von denen aber keine der Inszenierungen die zweite Aufführung überlebt hat.

Noch etwas ist aus Hećimovićs Publikation herauszulesen und gerade das ist es, was uns gewisse Schlußfolgerungen hinsichtlich der auf das kroatische Kulturleben zutreffenden Rezeptionsmechanismen erlauben kann. (Daß die besagten Mechanismen möglicherweise ihre Gültigkeit auch außerhalb kroatischer Grenzen haben könnten, soll uns hier nicht weiter beschäftigen.)

Schnitzler ist nämlich auch außerhalb von Zagreb intensiv gespielt worden. Zwischen 1908 und 1928 gehört er zu den Spielplänen der Theaterhäuser in Osijek (ab 1908), Varaždin (ab 1916) und Split (ab 1922), es sind jedoch, mit einer einzigen Ausnahme, der Osijeker Inszenierung des *Kakadu* (1926), immer und immer wieder nur zwei Texte – *Anatol* (entweder alle fünf übersetzten Teile oder nur vereinzelte Szenen) und *Liebelei*, mit denen der Dramatiker den kroatischen Theaterbesuchern vorgestellt wird. Offensichtlich haben die Schauspielhäuser in der Provinz, um mit und in ihren Spielplänen nicht fehlzugehen, das in Zagreb Aufgeführte als das Richtige oder auch das Maßgebliche gegen besseres Wissen übernommen.

Mit der letzten Aufführung der *Liebelei* im Kroatischen Nationaltheater in Zagreb, am 18. November 1934, verschwindet Schnitzler für sehr lange Zeit von den kroatischen Bühnen.

Ganze achtundzwanzig Jahre liegen zwischen dieser und der nächsten Inszenierung, die zugleich die erste kroatische Aufführung der ‚Komödie von schlechten Manieren' ist, wie dies im Theaterprogramm nachgelesen werden kann. Gemeint ist damit der skandalumwitterte *Reigen*, uraufgeführt in Pula 1962. Darauf folgt eine Pause von fünfzehn Jahren. Erst 1977 wird Schnitzler wieder gespielt und zwar von dem Zagreber Kammertheater der Klassik. Die Ad-hoc-Gruppe professioneller Schauspieler, deren Absicht es gewesen ist, dem breiten (vor allem jüngeren) Publikum Klassiker der dramatischen (Welt-)Literatur vorzustellen (und nebenbei die Intendanten der institutionalisierten, staatlich subventionierten Schauspielhäuser an ihre Unterlassungssünden bezüglich Spielplangestaltung zu erinnern), nahm es (wiederum) mit *Anatol* auf und zwar mit den *Weihnachtseinkäufen*, diesmal vom Regisseur und Leiter der Gruppe, Janko Marinković, neuübersetzt als *Božićni darovi.*

Dieselbe Schauspielergruppe nimmt sich dann 1986 nochmals des *Anatols* an und führt unter dem Titel *Tri priče o Anatolu* (*Drei Geschichten über*

[2] Vgl. Stanislav Marijanović: *Fin de siècle hrvatske moderne. (Generacije 'mladih' i časopis »Mladost«).* Osijek 1990, S. 122, 127.

Anatol), *Weihnachtseinkäufe, Anatols Hochzeitsmorgen* (*Anatolov vjenčani dan*) und *Denksteine* (*Uspomene*) auf.

In der Spielzeit 1991/92 hat dann im Theater &TD, welches seit seiner Gründung, Mitte der Sechziger, Mut für Experimente mit Neuem und Altem im Bereich der Bühnenkunst beweist, die bisher letzte Inszenierung Schnitzlers in Kroatien stattgefunden. Man hat es Pula nachgemacht. Mit dem *Reigen*, der in der neuen Übersetzung des erfahrenen Theatermachers Mladen Škiljan sechzehn Aufführungen erlebt hat.

Nicht viel besser sieht es auch mit den Veröffentlichungen von Schnitzlers Texten aus. Ohne im geringsten zu übertreiben, kann man sagen, daß die Suche nach den publizierten Titeln, seien es diejenigen aus dem Bereich des epischen oder diejenigen aus dem Bereich des dramatischen Schaffens, so gut wie gleichbedeutend ist mit der Suche nach bibliophilen Raritäten. Diese kann zwar einem Literaturforscher viel Freude bereiten, der aktuellen Rezeption eines Autors erweist sie jedoch nicht einmal einen schlechten Dienst. Allerdings muß da, um den Stand der Dinge genau wiederzugeben, hervorgehoben werden, daß es einen ganz deutlichen, sowohl quantitativen als auch qualitativen Unterschied zwischen der ersten und der zweiten Phase der Schnitzler-Rezeption in Kroatien gibt. Die erste Phase meint dabei den Zeitraum zwischen der Jahrhundertwende, als die ersten kroatischen Veröffentlichungen und Aufführungen zu verzeichnen sind, und den ausgehenden dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts, die zweite Phase dagegen setzt, nach einer zwei Jahrzehnte langen Pause, erst Ende der fünfziger, Anfang der sechziger Jahre ein.

Wie bereits erwähnt, sind die *Weihnachtseinkäufe* (*Božićnica*) aus dem *Anatol*-Zyklus, erschienen 1898 in der Zeitschrift »Mladost« (»Jugend«), die erste gedruckte Schnitzler-Übersetzung. Zugleich ist es auch die einzige, die vor der Jahrhundertwende veröffentlicht worden ist.

In ihrer Gesamtheit genommen, ist die Liste der in Buchform publizierten Übersetzungen nicht einmal bescheiden zu nennen. Die Bestände der Zagreber National- und Universitätsbibliothek, die gemeinhin verläßlichste Quelle für derartige Untersuchungen, verzeichnet insgesamt elf Titel, welche in einer Zeitspanne von fast hundert Jahren an die lesende kroatische Öffentlichkeit gebracht worden sind. Bei diesen elf Titeln handelt es sich aber um nur sieben Texte aus dem Opus des Wiener dichtenden Arztes und arztenden Dichters. In den übrigen Fällen geht es nämlich das eine Mal um wiederholte Ausgaben des *Leutnant Gustl* und das andere Mal um eine Teilübersetzung aus dem *Reigen* unter dem Titel *Er und sie* (*On i ona*), von welcher letzteren noch später die Rede sein wird.

Das zweifellos Wichtigste in der Geschichte der Schnitzler-Rezeption in Kroatien ereignet sich außerhalb der Landesmetropole in den Jahren unmittelbar nach dem Ersten Weltkrieg.

Ein kleiner Verlag in Koprivnica, der Hauptstadt der nördlichen kroatischen Provinz Podravina, bringt zwischen 1918 und 1921 drei Schlüssel-

texte der frühen Schaffensphase Schnitzlers an das kroatische Literaturpublikum, das zusammen mit den Literaturübersetzern die ersten, nicht gerade geschickten, teils gewollten teils gezwungenen Schritte in Richtung der jugoslawischen Kulturgemeinschaft und Sprachvereinheitlichung tut.

Der dortige Buchdrucker Vinko Vošicki, der auch in die Geschichte der kroatischen Literatur der Zwischenkriegszeit als Verleger des linksorientierten Lyrikers, Epikers, Dramatikers und Essayisten Miroslav Krleža (1893 – 1981) Eingang gefunden hat, gründet 1918, auf Anregung des Epikers, Dramatikers und Grillparzer-Übersetzers Milan Begović (1876–1948), die Reihe »Bibliothek berühmter Werke« (»Biblioteka glasovitih djela«), die – wie es im Werbetext am Ende jedes Bandes heißt – »nur berühmte und anerkannte Werke der Weltliteratur bringt«. Nebenbei bemerkt, hat die »Bibliothek« das im soeben zitierten Werbetext Versprochene nur in beschränktem Maße gehalten. Neben den wahren Klassikern der europäischen Belletristik sind nämlich in ihr immer wieder Texte zu finden, die unmißverständliche Eingeständnisse an den Geschmack der breitesten Leserkreise sind. Zumeist sind dies ins historische Kostüm gekleidete, rührende Geschichten von der unglücklichen, weil gegen die Ständeklausel verstoßende Liebe (wie etwa Julius Zeyers *Andreas Tschernischew*), oder Werke, die – wie Benesch-Trebizskys *Die verirrten Seelen* – ihr Publikumserfolg auf der bewährten, alle Ingredienzien gut aufeinanderabstimmenden Mischung von geschichtlicher Faktizität, sentimental-melodramatischer Love-Story und idealistisch ausgemalter Vaterlandsliebe baut.

Als zweiter Band dieser Reihe erscheint 1918 Schnitzlers Erzählung *Sterben* (*Umiranje*), entstanden 1893, in demselben Jahr als der Autor zum ersten Mal seinen Frühlingsurlaub in Opatija/Abbazia an der kroatischen Adria-Küste verbringt. Der Name des Übersetzers wird nicht angegeben, es liegt jedoch die Vermutung nahe, daß es Begović selber sein könnte. Gerade die Tatsache, daß in dem soeben genannten Fall der Name des Übersetzers verschwiegen wird, oder daß es in zahlreichen anderen Fällen (wo es sich möglicherweise um renommierte Schriftsteller oder angesehene Kulturtätige gehandelt hat) hinter einem Pseudonym verborgen bleibt, vermag einiges auszusagen über das damalige (fragwürdige) gesellschaftliche Ansehen der Literaturübersetzter und über die (ebenso fragwürdige) Einschätzung ihrer kultur- und literaturvermittelnden Tätigkeit. Inwieweit sich nun einmal die diesbezügliche Lage siebzig (und etwas mehr) Jahre später zum Besseren gewendet hat, darauf möchte ich in diesem Zusammenhang nicht eingehen.

Zwei Jahre nach dem *Sterben* bringt Vošicki als Band 4 seiner Klassiker-Reihe den gerade zu dem Zeitpunkt öffentlichen Eklats[3] entgegenblick-

[3] Vgl. unter anderem den Beitrag von S. Schmid-Bortenschlager:*»Über die peinliche Notwendigkeit, denken zu müssen«. Skandale um den Reigen.* In: ZGB 5(1996), S.1-12.

enden *Reigen*. Die autorisierte Übersetzung der zehn Dialoge, unter dem Titel *U kolu* (*Im Reigen*) besorgt Dr. E. Dominiković, der sich – nicht ohne Erfolg – redlich die Mühe gibt, die von Schnitzler meisterhaft vorgenommene Charakterisierung der Wiener Fin-de-siècle-Gesellschaft und ihrer typischen Vertreter möglichst treu widerzugeben. Zwar wird *Reigen* auszugsweise noch einige Jahre früher in kroatischen Zeitschriften veröffentlicht, jedoch können es diese Arbeiten der anonym gebliebenen Übersetzer mit Dominković nicht aufnehmen. Vielmehr scheint ihre Absicht in der Behandlung des Textes die Richtung einzuschlagen, die die bereits erwähnte, vier Jahre nach der Buchausgabe des *Reigen* erschienene Publikation, nur unschwer zu erkennen gibt.

In der in Zagreb (aus verständlichen Gründen ohne Angabe des Verlegers) veröffentlichten »Intimen Bibliothek« (»Intimna biblioteka«) druckt man 1924 als Band 24 den dialogisierten Text *On i ona* (*Er und sie*), als dessen Autor – nicht ganz mit Recht – Arthur Schnitzler angegeben wird. Es handelt sich hier zwar um drei Szenen aus dem *Reigen* (Szene IV: *Der junge Herr und die junge Frau*; Szene V: *Die junge Frau und der Ehemann* und Szene VI: *Der Gatte und das süße Mädel*), die Art und Weise jedoch, in der der Übersetzer mit dem Original umgeht, grenzt an etwas, wofür Trivialisierung, ja sogar Fälschung keine unpassenden oder übertriebenen Ausdrücke wären. Nicht nur werden die bei Schnitzler stellenweise sehr ins Detail gehenden, für die angemessene Stimmung sorgenden Bühnenanweisungen radikal gestrichen, es wird darüber hinaus auch noch die fein nuancierte Dialogführung, die mit Andeutungen, mit ironischen Bemerkungen und geistreichen Anspielungen arbeitet, in solch einer Weise banalisiert und auf das Dürftige reduziert, daß die beabsichtigte erotisierende Wirkung der drei Szenen – wenigstens aus der Optik des heutigen Lesers betrachtet – im höchsten Maße fragwürdig bleibt.

Der wohl bekannteste Erzähltext Schnitzlers wird mit relativ großer, aber einigermaßen verständlicher Verspätung ins Kroatische übersetzt. Der auf Anregung Felix Saltens[4] 1900 entstandene *Leutnant Gustl*, der erste konsequent in der Technik des inneren Monologs geschriebene Text in der europäischen Literatur, erlebt seine kroatische Erstausgabe 1919, neunzehn Jahre nach dem Original, also zur Zeit als keine Möglichkeit mehr bestand, den Ehrbegriff der k.u.k. Offiziere anzutasten und so einen ähnlichen Skandal zu provozieren, wie ihn der Autor Schnitzler hat erleben müssen. Der Übersetzer Iso Velikanović, dem die kroatische Kultur zahlreiche Übersetzungen klassischer Werke der deutschen, spanischen und

[4] Vgl. Reinhard Urbach: *Schnitzler-Kommentar zu den erzählenden Schriften und dramatischen Werken*. München 1974. S.103. Nach Urbach (S.149) stand Salten Pate auch beim Entstehen von *Liebelei*.

französischen Literatur verdankt, veröffentlicht den mit *Poručnik Gustl* betitelten Text zuerst im Kalender »Zabavnik« (»Unterhaltungsblatt«) und zwei Jahre danach in Buchform. *Gustl* erscheint dann noch einmal 1937 in der Novellenanthologie *Tisuću najljepših novela* (*Tausend schönster Novellen*) und wird so zum letzten Text Schnitzlers, der in kroatischer Übersetzung vor dem Zweiten Weltkrieg publiziert worden ist. Zum Unterschied von der Geschichte um den in seiner Ehre gekränkten Leutnant, erscheint *Fräulein Else,* der andere Text, der in virtuoser Weise die Technik des inneren Monologs zur Verwendung bringt, erstaunlich schnell in kroatischer Sprache. Schon 1925, nur ein Jahr nach dem Erstdruck des Originals, ist die Erzählung den kroatischen Lesern vorgestellt worden.

In der ersten Phase der Schnitzler-Rezeption in Kroatien, die unmittelbar vor der Jahrhundertwende, mit dem Jahr 1898, d.h. mit der Übersetzung der *Weihnachtseinkäufe* und der Zagreber Inszenierung der *Liebelei* einsetzt und in den späten dreißiger Jahren ihr Ende nimmt, sind die übersetzten Texte Schnitzlers, das in Zeitungen und Periodika Erschienene mitgerechnet, sowohl quantitativ als auch in ihrer Auswahl durchaus in der Lage, dem kroatischen Lese- und Theaterpublikum eine Einsicht in das Repräsentative im Schaffen dieses Schriftstellers zu gewähren.

Schon 1903 druckt die Zeitschrift »Narodna obrana« (»Volksverteidigung«) in Osijek die im Jahr darauf in Zagreb gespielte Groteske *Der grüne Kakadu*, im Feuilleton von »Obzor« (»Rundschau«), einer der führenden Zagreber Tageszeitungen in den ersten Jahrzehnten des zwanzigsten Jahrhunderts, erscheint 1905 die Erzählung *Mrtvi šute* (*Die Toten schweigen*) und im Jahr danach *Proročanstvo* (*Die Weissagung*), und die Zeitschrift »Hrvatski pokret« (»Kroatische Bewegung«) veröffentlicht 1912 die Szene *Denksteine* (*Uspomene*) aus dem *Anatol*-Zyklus und die Erzählung *Posljednje pismo Andreasa Thalmayera* (*Andreas Thalmayers letzter Brief*). Im Kalender »Zvonimir« für das Jahr 1917 wird dann auch noch die Erzählung *Sliepi Jeronim i brat mu Drago* (*Der blinde Geronimo und sein Bruder*) publiziert.

Die zweite Phase der Rezeption, als deren Anfang die *Reigen*-Inszenierung in Pula 1962 genommen werden könnte, zeichnet sich durch ein Verhältnis kroatischer Kultur- und Literaturtätigen zum Opus Schnitzlers aus, dessen Merkmale schon im Titel dieses Beitrags klar genug (so will ich wenigstens hoffen) angedeutet worden ist. Zwar taucht vier Jahre vor der Inszenierung in Pula in der Wochenzeitung »Vjesnik u srijedu« (»Kurier am Mittwoch«) die erste Übersetzung nach dem Zweiten Weltkrieg auf – es ist *Neženjina smrt* (*Der Tod des Junggesellen*) – aber weder damals noch 1962, als sie ein zweites Mal (diesmal in dem Wochenblatt »Telegram«) erscheint, weckt sie ein Interesse für den Autor und sein Opus. Neben den bereits erwähnten drei Zagreber Inszenierungen, das eine Mal der *Weihnachtseinkäufe*, das andere Mal der drei *Anatol*-Szenen und das dritte Mal des *Reigens,* kann nur noch das vor zwei Jahren im Zagreber

Durieux-Verlag erschienene Buch *Gospođica Elza* mit Neuübersetzungen von *Leutnant Gustl* (*Lajtnant Gustl*) und *Fräulein Else* (*Gospođica Elza*) und der ersten Übersetzung der Erzählung *Die Fremde* (*Strana žena*) erwähnt werden. Als Übersetzer zeichnen Marija Vrbetić und Ivan Ott, die sich im Fall des *Gustl*, das sogenannte Agramer/Zagreber Deutsch des ausgehenden neunzehnten und der ersten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts verwendend, um die mundartliche Färbung des Textes bemühen und so sowohl einem innertextlichen stilistischen Gebot Folge leisten als auch einem außertextlichen, kultur- und politisch-geschichtlichen Faktum ein Zeichen setzen.

Was für Schlußfolgerungen können und sollen aus allem hier Gesagten gezogen werden? Welche auch immer es sein mögen, so lautet leider die Antwort, sind sie nicht gerade erfreulich.

Schnitzler wird, wie es scheinen will, nicht nur vergessen, sondern geradezu systematisch verschwiegen, umgangen und ignoriert. Worin die Gründe dafür liegen mögen, ist schwer zu sagen. Es bleibt uns nur Vermutungen zu äußern, die etliches einschließen und einiges klarstellen. So unter anderem das Fehlen eines durchdachten und konsequent zu realisierenden Spielplans kroatischer Schauspielhäuser, der sich um die klassischen Texte der europäischen Dramenliteratur des ausgehenden 19. und des 20. Jahrhunderts bemühen würde. Oder, im Bereich des Verlagswesens, das ebenfalls fehlende systematische Veröffentlichungen der klassischen Texte der modernen europäischen Literatur, die unter anderem ihre Funktion als willkommene und wünschenswerte Lektürevorschläge zu (interkulturell konzipierten) kroatischen Mittelschulprogrammen des Literaturunterrichts finden könnten, oder aber als Vorschläge an Theaterintendanten hinsichtlich der Spielplangestaltung in den von ihnen geleiteten Schauspielhäusern dienen sollten.

Denn Schnitzler, der es wie selten einer gewußt hat, die verborgensten Winkel der Seele zu erforschen und die feinsten Regungen der Gefühle literarisch zu gestalten, hat wohl auch dem Menschen an der Schwelle des dritten Millenniums noch etwas zu sagen. Es kommt nur darauf an, sich in seine Texte einlesen, sich in ihnen wiedererkennen zu wollen. Um jedoch dazu zu gelangen, muß man bereit sein, einiges von den Gewohnheiten zu ändern, die unseren heutigen Alltag beherrschen.

Zagreber Germanistische Beiträge 6(1997), 93–107

DIREKTE UND INDIREKTE HINWEISE ZUR DEUTSCHEN AUSSPRACHE AUF KROATISCHEM BODEN VOM 16. – 19. JH.

Stanko ŽEPIĆ
(Universität Zagreb)

Die deutsche Sprache auf kroatischem Boden war als gesprochene Spache in den Städten immer ein österreichisches Deutsch. Mit der Ansiedlung der sog. Donauschwaben wurden fremde Dialektelemente nach Ostslawonien und der Wojwodina importiert, die in einigen Aufnahmen der Lautbibliothek der europäischen Sprachen und Mundarten aus diesen Gegenden noch heute erkennbar sind.[1] Ausspracheregeln und Schreibvarianten in Wörterbüchern und Grammatiken seit dem Ende des 16. Jahrhunderts erlauben uns, die gesprochene Sprache mit ihren dialektalen Besonderheiten ziemlich genau zu rekonstruieren und das jahrhundertelange Bestehen der deutschen Sprache in Kroatien als kulturschaffende Kraft zu erkennen. Als Zeugen für die deutsche Sprache in Kroatien werden nur einheimische Verfasser

[1] Hanna Popadić: *Deutsche Siedlungsmundarten aus Slawonien/Jugoslawien* (= Phonai, Monographien 10), Tübingen 1978. In den drei ausgewerteten Aufnahmen stellt die Verfasserin eine Mischung des vorwiegend Rheinfränkischen mit dem Bairischen fest.

Zusammenfassung

Grammatiken und Wörterbücher einheimischer Verfasser enthalten Ausspracheregeln, die eindeutig zeigen, daß in Kroatien eine österreichische, stark dialektal gefärbte Umgangssprache gelehrt und gesprochen wurde. Durch Unsicherheit in der Schreibung und Schreibvarianten wird die Existenz dieses österreichischen Deutsch auf kroatischem Boden bestätigt.

herangezogen: als Lexikographen Vrančić, Ende des 16. Jahrhunderts, und Jambrešić, erste Hälfte des 18. Jahrhunderts, als Grammatikschreiber Relković, Matijević und Kornig, zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts. Verglichen werden auch serbische Grammatikschreiber dieser Zeit Lazarević und Vujanovski.

Das älteste Zeugnis für Deutsch in Kroatien ist das handschriftliche polyglotte Wörterbuch der Heilpflanzen *Liber de simplicibus*, Mitte des 15. Jahrhunderts, das wenigstens teilweise in Zadar entstanden ist. Deutsche Entsprechungen in diesem Wörterbuch sind verschiedenen nieder-, mittel- und oberdeutschen Quellen entnommen, so daß es für das autochthone Deutsch in Kroatien von keinerlei Bedeutung ist.

Vrančić (1959)

Der erste wichtige Beleg für die deutsche Sprache in Kroatien ist das *Dictionarivm qvinqve nobilissimarvm Evrope lingvarvm* von Faust Vrančić aus dem Jahr 1595. Einen ersten Hinweis auf die Aussprache bietet der Verfasser im Vorwort:[2] »Teuthonica igitur lingua, quantum ego animaduertere potui, ab ijs populis Germaniae, qui ad Septentrionem & Occidentem degunt, sicuti scribitur ita plerumque & pronunciatur; ab ijs uero qui ad Orientem & Meridiem sunt aliter exprimitur. Regulas eius rei, mihi homini peregrino dare, non satis licet; tuae tamen commoditati studens, paucis aliquid insinuabo. Hi pro littera A saepius O, pro E, A proferunt; ita pro V, consonante F; pro dupplici VV, B; pro B, P; Sch pro sola littera S, sed graui sibilo prolata.« Aus diesen Zeilen geht hervor, daß Vrančić den dialektalen Unterschied zwischen dem »protestantischen Norden« und dem »katholischen Süden« kennt und sich trotz seiner Inkompetenz gezwungen sieht, für seinen süddeutschen Dialekt Abweichungen von der buchstabengetreuen Aussprache im Norden und Westen anzugeben. Die erwähnten Regeln spiegeln die wichtigsten Besonderheiten des bairisch-österreichischen Dialekts wider: dunkle Aussprache von <a>, Fehlen des Umlauts (Senkung æ = ā), weil nur so die Regel »pro E A proferunt« zu verstehen ist, stimmlose Aussprache der Lenes und okklusivierte Aussprache des wohl bilabialen <w>, d.h. [β]. Alle diese Regeln und die nicht erwähnte ungerundete Aussprache der Vokale sind mit zahlreichen Schreibungen und Schreibvarianten bestätigt: *Selig* Beatus – *Salig* Foelix; *Apffel* Pomum – *Augopffel* Pupilla, *Opffel-baum* Malus; *Heilen* Plangere – *Heulen* Planctus, *Grießen* Salutare, *Heche* Altitudo; *Becher* Cyatus – *Peher* Poculum, *Peherle* Pocillum, *Boden* Fundum, Solum – *Poden* Pauimentum, *Tach* Tectum, *Tachziegel* Tegula, *Dapffer* Strenuus, *Dapfferlich* Fortiter, Firmiter, *Dorn* Sentis,

[2] Zitate sind immer genau in der Orthographie der angeführten Quelle wiedergegeben. Zusätze sind in eckigen Klammern.

Spina – *Torn* Dumus, *Gunckel* Colus – *Kunckleten* Stamen; *Beck-Füren* Auehere – *Vveggehen* Abscedere, *Bayhen* Caedere (= cedere), *Du virst nit habe frembde-Geütter* (= Götter) *Vor-mier – Du birst nit nemě den-nomen des-herren*... Die Regeln für die Aussprache der Buchstaben <v> und <sch> sind angeführt, weil sie der Aussprache der lateinischen Buchstaben nicht entsprechen. Latein wird (neben Kroatisch) immer wieder als bekannte Größe zur Erklärung der deutschen Aussprache herangezogen, mit der Überzeugung, daß Latein immer und überall gleich gesprochen wird.

Jambrešić (1742)

Bis zum nächsten Denkmal der deutschen Sprache in Kroatien, bis zum 1742 veröffentlichten *Lexicon latinum* von Jambrešić und Sušnik mußten 150 Jahre vergehen. In dieser großen Zeitspanne bestand anscheinend kein Bedürfnis nach einem kroatischen Wörterbuch der deutschen Sprache, weil es genügend lateinisch-deutsche und deutsch-lateinische Wörterbücher gab, wie etwa die von Frisius oder Kirsch, die alle intellektuellen Bedürfnisse kroatischer Muttersprachler in bezug auf das Deutsche ausreichend befriedigten. In diesem großen Wörterbuch von Jambrešić und Sušnik (über 1100 Seiten) wird auch die deutsche Aussprache verhältnismäßig ausführlich behandelt. Die Besonderheiten sind in 16 Regeln zusammengefaßt, die hier in abgekürzter Fassung angeführt werden.

»Regula 1ma. Litera A, in vocibus *germanicis* positia absque omni nota enunciari sic debet, quemadmodum apud *Croatas* litera O. Excipe tamen voces, in quibus praeponitur vocali U, tunc enim retinet tonum literae A, ut patet in voce *auch*. Notata vero *duobus punctis* in vocibus *pluralis numeri* enunciatur plerumque per modum literae E... Alias *duobus punctis* signatum A effertur in tono proprio literae A.« Der erste Teil der Regel bestätigt die dunkle Aussprache von <a>, ausgenommen ist der Digraph <au>. Der zweite Teil der Umlautsregel ist eine etwas ungewöhnliche Formulierung für das Fehlen des Umlauts in Jambrešićs Dialekt. Dort, wo in der »Schriftsprache« der Buchstabe <ä> geschrieben wird (ausgenommen Plural), spricht Jambrešić [a]. So wird er wohl das Wort *Käss*, s.v. caseus, [ka:s] ausgesprochen haben, wie es auch heute im Dialekt üblich ist und wie Vrančić geschrieben hat (s.v. Caseus *Ein Kaß*). Die Regel kann sich auch auf die ungerundete Aussprache des Diagraphs <äu> beziehen. Für Gottsched und Adelung ist die Aussprache von <a> hingegen kein Problem (Gottsched: »wie lat., ital. und franz. *a*«; Adelung: »so rein und unvermischt als in dem Lateinischen«). Erst Heyse weist kontrastiv auf die dialektale Aussprache hin (»hell und rein... nicht wie *o* oder *oa*«).[3]

[3] Zitiert wurden Gottsched, *Kern* 1745, Adelung, *Sprachlehre* 1781 und Heyse, *Schulgrammatik* 1844.

»Reg. 2. Litera B eum ferme apud *germanos* habet tonum, quem apud Croatas litera P... Caeterum postposita literae M, nisi ad sequentem vocalem spectet, fere omnem tonum amittit.« Auch diese Regel zeigt die seit Vrančić beobachtete stimmlose Aussprache der Okklusive, oder genauer formuliert: den stimmlosen Eindruck der Lenes für das Ohr eines kroatischsprechenden Muttersprachlers, der nur stimmhafte und stimmlose Laute unterscheidet. Interessant ist auch die Meinung Jambrešićs über die Aussprache der Gruppe <mb>, in der <b> »den Ton fast ganz verliert«. Diese Regel ist offensichtlich ein Kompromiß zwischen der wirklichen und der buchstabengetreuen Aussprache, weil die Laute dieser Konsonantengruppe schon längst assimiliert worden sind und zu Jambrešićs Zeit immer seltener geschrieben werden. Bereits im 16. Jahrhundert finden wir Jambrešićs Regel sinngemäß bei Ölinger: »B vel P post *m* eadem in syllaba, non clare effertur, & plerunque in scribendo omittitur, vt in his, die kompt vnd bricht blümblein ab.«[4]

Die 3. Regel bezieht sich auf die Aussprache des deutschen Buchstabens <c>, das wie kroatisch <k> gesprochen wird.

»Reg. 4. Litera D in principio vocis cujuspiam *germanicae* collocata servat eundem tonum, quem apud *Croatas* eadem litera D; quanquam praeposita vocali praesertim U, uti & non numquam in medio vocis posita, accedat aliquantum ad tonum literae T, quem in fine vocum sita plene exprimit.« Hier ist die Auslautsverhärtung genau formuliert, wie wir sie z.B. bei Adelung ein halbes Jahrhundert später finden: »Hart und wie ein *t* hingegen lautet es... am Ende... *blind*, *Bad*...« Gottsched betont nur den Unterschied zu *t*: »wie lat. *d*, gelinder als *t*«, aber er gibt keine Regel für den Auslaut. Sogar ein Jahrhundert später versucht Heyse noch einen Unterschied in der Aussprache herauszuhören: »Schwer zu unterscheiden sind die Auslaute in *bat* und *Bad*, *Rad* und *Rath*...«. Die genaue Aussprache von <d> (»wie kroatisch D«) im Anlaut wird zuweilen durch Schreibungen im Wörterbuch widerlegt: s.v. Compluvium *Ein Orth, da sich von Tächeren das Regen Wasser sammlet*, s.v. Tectum *Tach*, *Dach*, s.v. Germania und Germanicus *Teutschland* und *Teutsch* (diese letzteren sind jedoch normale obd. Formen). Auf jeden Fall besteht die Unsicherheit in der Aussprache von <d> und <t>, wie dies Jambrešić für Anlaut vor Vokal und Inlaut formuliert.

»Reg. 5. Litera E cuipiam ex vocalibus I, U, Y praeposita acquirit tonum literae *Croaticae* A; alias eundem retinet, quo apud *Croatas* gaudet.« Diese Regel beweist, daß alle *e*-Diphthonge ohne Unterschied nur ungerundet ausgesprochen werden. Deswegen finden sich im Text des Wörterbuchs »falsche« Schreibungen: Luceo *Leichte*, sonst mit <u> wie s.v. Lucerna *Leuchte* und Lucesco *Anfange zu leuchten*; s.v. Duco als Übersetzung von Nate Dea

[4] Ölinger, Neudruck, S. 12.

potes hoc sub casu ducere somnos *Da dir dein heldens Leben / Ein Göttin hat gegeben: / Kannst gleichvohl dieses leyden, / Auch schlaffen ohne freyden*. S.v. Distento: Sic cytiso pastae distentent ubera vaccae *Der süsse Klee macht die Eyter /Bey dennen Kühe all'zeit breiter*.

»Reg. 6. Litera H in principio vocis *germanicae* se sola tam plenum sonum edit, quam apud *Croatas*. Hunc fere totum in medio, aut fine vocis posita amittit, nisi vel cum *sequ. Voc*. syllabam faciat, vel immediate litera C praeponatur, cum qua semper plenum literae Croatice H sonum exprimit: ut in voce *Lerch*.« Aus diesen Zeilen geht hervor, daß der Verfasser den Unterschied zwischen Hauchlaut und Ich- bzw. Ach-Laut nicht hört, weil er für beide das kroatische Äquivalent <h> ansetzt. Interessanter ist jedoch die Frage, wie das Syntagma »fere totum (sonum) amittit« zu verstehen ist. Wird zu Jambrešićs Zeit noch der Hauchlaut im Inlaut gesprochen, oder ist diese Regel wiederum ein Kompromiß zwischen Aussprache und Schrift. Noch bei Adelung finden wir eine ähnliche Regel: »...ein gelinder Hauch... am Anfang eines Wortes, wo er am schärfsten lautet... als auch in der Mitte, zwischen zwei Hülfslauten, wo es gelinder ist«, mit eindeutigen Beispielen *Oheim*, *Uhu*, *früher*, *blühen*, *die Schuhe*, *ströhern*. Gottsched verlangt »einen deutlichen Hauch« vor Vokal, aber es ist nicht klar, ob er auch den vokalischen Inlaut meint, weil seine Beispiele nur den Hauchlaut im Anlaut haben. Heyse meint, daß der Hauchlaut inlautend zwischenvokalisch noch gesprochen wird: »Mitten im Worte als Endbuchstabe einer Stammsilbe zu einer tonlosen Nebensilbe hinübergezogen wie in *sehen*, *fliehen*, *geschehen*, *Mühe*, hat es nur einen schwachen Laut und dient mehr, die beiden Silben aus einander zu halten.«

»Reg. 7. Litera O apud *germanos* pronuncianda est tono medio inter literam Croaticam O & U. hinc est, quod in sui enunciatione notabiliter magis os claudat, quam Croatica litera O. quod vero *duobus* punctis... signata fuerit, scito eam instar literae E toni non plene aperti efferendam esse.« Der kontrastive Hinweis auf die merklich geschlossenere Aussprache, »notabiliter magis os claudat«, ist durchaus berechtigt, weil ein phonetischer Unterschied zu <a> (d.h. [ɔ]) am besten artikulatorisch erklärt wird. Interessant ist, daß das umgelautete <ö> mit <e> nicht ganz zusammenfällt (»instar literae E toni non plene aperti«).

»Reg. 8. Si litera S simplex praeponatur cuipiam vocalium, enunciari debet fere sicut litera Z apud *Croatas*. Duplicata vero proxime accedit ad tonum literarum *Croaticarum* sz simul junctarum.« Die Aussprache von <s> im Anlaut vor Vokal ist demnach beinahe stimmhaft (»fere sicut litera Z apud Croatas«). Gottsched verlangt, daß <s> »wie ein lat. *s*« gesprochen wird (also stimmlos), erst Adelung formuliert den Unterschied genau und erläutert ihn mit Beispielen: »gelinde«: *Rose*, *Reisen*, »scharf«: *Röschen*, *Reiß*, *Rosse*, *Reißen*, aber er gibt keine Beispiele für den Anlaut. Erst Heyse gibt die Regel, daß *s* vor Vokal stimmhaft gesprochen wird: »Es bewahrt seinen

sanften Laut überall, wo es als Anlaut einer Silbe unmittelbar vor einem Vocal steht... *sehen*, *sagen*, nicht: *ßehen*, *ßagen*.« Der genau Lautwert des Buchstabens <s> bleibt bei uns bis ins 20. Jahrhundert umstritten. *Njemačka slovnica za srednja učilišta* (Deutsche Grammatik für Mittelschulen) von Franjo Marn aus dem Jahr 1898 verlangt für den Anlaut vor Vokal die Aussprache [s], im Inlaut vor Vokal dagegen [z]. Dasselbe gilt noch in einem Übungsbuch aus dem Jahr 1906 von Hinko Scheidela (*Njemačka vježbenica za prvi razred srednjih učilišta*) mit eindeutigen Beispielen in kroatischer Umschrift: *sehe = sȇe*, *lese = lẽze*. Derselbe Verfasser verlangt aber in seiner Schulgrammatik ein Jahr später (*Njemačka Grammatika za srednja učilišta*) auch im Anlaut vor Vokal stimmhaftes [z]: *sagen = zagen*, *sehen = zeen*.

»Reg. 9. Litera V duplicata VV vel W eo tono enunciatur, quo a Croatis litera B. simplex vero V obtinet tonum literae F.« Diese Regel bestätigt die seit Vrančić bestehende okklusive Aussprache des labialen Spiranten [v] oder [β]. Gottsched und Adelung merken diese Aussprache überhaupt nicht als Problem an, weil sie in Zentralgebieten deutschsprachiger Länder nicht vorkommt. Im Zusammenhang mit den Lauten [b] und [v] macht Adelung auf die spirantische Ausprache des Okklusivs [b] aufmerksam: »Zwischen zwey Hülfslauten und nach den *e* und *r* wird es oft so gelinde als ein *w* ausgesprochen: *Bibel*, *Liebe*, *sieben*, *Pöbel*, *Schwalbe*, *Elbe*, *Erbe*, *herbe*.« Die okklusive Aussprache des spiranten [v] als [b] ist offensichtlich in den Randgebieten, die an slawische Sprachen angrenzen, üblich.[5] Auch viele Lehnwörter im Kroatischen und Slowenischen belegen diese Lautsubstitution wie z.B. slow., kroat. *bajer* »Fischteich« → d. *Weiher*, kroat. ugs. veralt. *bajbok* »Gefängnis« → d. *Beiwacht*, kroat. ugs. *birtija*, *bircus* »Gasthaus« → d. *Wirtshaus*, kroat. *bermet* »aromatisierter Wein« → *Wermut(wein)*, kroat. *bilikum* »Glas oder Becher, in dem der Willkommenstrunk gereicht wird« → d. *willkommen*, kroat. *bizon* → d. *Wisent*, slov. *basúlja* »gemästetes Schwein«, kroat. *basulj* »eine Schweinesorte« → mhd. *vasel*, kroat. ugs. *biksati* »(Parkett) bohnern, polieren« → d. *wichsen*.

»Reg. 10. Litera U postposita literae E ita, ut cum hac unam syllabam efficiat; uti &, si *duobus punctis* ...notata fuerit, efferenda est instar literae I; alias suum proprium tonum servat...«. Die (ungerundete) Aussprache des Diagraphs <eu> ist somit auf zwei Regeln verteilt, die Reg. 5 für den ersten Vokal, die Regel 10 für den zweiten Vokal. Nicht nur Jambrešić, auch deutsche Grammatiker hatten bekanntlich Schwierigkeiten mit der Beschreibung von Diphthongen. Für die ungerundete Aussprache von <ü> gibt es

[5] Kehrein gibt Beispiele für <b> statt <w> und erwähnt Schöpf, der diese Lautsubstitution in seiner Grammatik feststellt: »... in einigen Dialekten, wie im Österreichischen, spreche man *Bein*, *Basser* statt *Wein*, *Wasser*.« (H. Schöpf: *Institutiones in linguam Germanicam...*, Mainz 1625).

auch im Wörterbuch Beispiele: Colluvies *Zusammen geflossenes Spihl-Wasser*, Bellus *Schön*, *hipsch*, Crapula *Viellerey in Fressen und Sauffen*.

»Reg. 11. Litera Z in vocibus *germanicis* quoad pronunciationem adaequate convenis cum *Croatico* CZ«. Das ist in Jambrešićs Schreibsystem die Affrikata [ts].

Andere Buchstaben haben denselben Ton im Deutschen und Kroatischen, nur ihre Position kann eine andere Aussprache verlangen, wie dies noch die folgenden Regeln beschreiben:

»Reg. 12. Literae tsch apud *Germanos* simul positae aequivalent Croaticis Ch, bei Jambrešić [tš].

»Reg. 13. Literae vero Sch conjunctae enunciari postulant eo tono, quo a Croatis dup. S. id est Ss. Sie tamen praecedat lt. n, eundem tonum habebunt cum Croaticis Ch, v.g. *Mensch*.« Demnach ist die falsche Aussprache des Wortes *Mensch* mit dem eingeschobenen *t* zwischen *n* und *š* uralt und wird sogar als Regel postuliert.

Die Regeln 14, 15 und 16 beschreiben die Aussprache der Diagraphe <tz>, <ck> und <dt>. Sie sind für die Besonderheiten der Aussprache von keinerlei Bedeutung.

Relković (1767)

Eine Ausführliche Beschreibung der deutschen Aussprache bietet die älteste deutsche Grammatik in Kroatien, kroatisch und deutsch verfaßte *Nova slavonska, i nimacska grammatika*, *Neue Slavonisch- und Deutsche Grammatik* von M. A. Relkovich, erste Auflage, Zagreb 1767. Das Kapitel zur deutschen Aussprache bleibt auch in der zweiten Auflage 1774 und in der dritten Auflage 1789 unverändert.

Eindeutige Beschreibung und zahlreiche Beispiele ermöglichen eine genaue Rekonstruktion der Aussprache. In dem einschlägigen Kapitel *Kratko Uputjenje u Nimacsku Slovosloxnost*, *Kurze Anleitung zu der deutschen Orthographie* geht der Verfasser alphabetisch vor und gibt zuerst die »phonetische« Beschreibung und dann Beispiele in kroatischer Umschrift.

Für <a> bleibt die »phonetische Umschrift« aus, aber aus der gleichen Beschreibung der »Artikulation« von <o> läßt sich schließen, daß <a> und <o> gleich gesprochen werden: »A otvorenim mallo ustima izreknese...; O mallo otvorenima ustma izreknese...« (»mit ein wenig geöffnetem Mund ausgesprochen«). Diese Angaben bestätigen eine Verdumpfung von <a>, ohne daß aber ein Unterschied zur Aussprache von <o> formuliert wird. Daß für <a> phonetische Beispiele fehlen, läßt sich nur so erklären, daß Relković sein Beispiel *Andacht* nicht in der schriftlichen Form *Ondoht* wiedergeben wollte, wie sein Nachahmer Matijević es ohne Bedenken tut. In allen anderen Fällen sind die Beispiele, obwohl sie in geschriebener Form un-

gewöhnlich anmuten, genau phonetisch angeführt. Erwähnenswert sind folgende Angaben (die kroatische Beschreibung ist ins Deutsche übersetzt, weil dieses Kapitel trotz zweisprachiger Anlage der Grammatik nur für den kroatischen Leser bestimmt und deshalb nur kroatisch geschrieben ist):

»B hat einen schwächeren Ton als P... *Brod* sprich *prot*, *Berg* sprich *perg*, *Bruder pruder*, *bey paj*.«

»D hat einen schwächeren Ton als T, aber manchmal wechseln sie einander ab wie *Deutsch* und *Teutsch*, *dichten* und *tichten*, *dunkel* und *tunkel*.

»E hat seinen reinen Ton wie in *gehen*, *sehen*, *stehen*. Vor *j*, *i*, *y* werden *ei* und *ey* wie *ai* gelesen... *frey* sprich *fraj*, *mein main*, *dein tain*, *seyn sain*; *eu* wird wie *ai* gelesen, *Heu* sprich *hai*, *Feuer* sprich *faier*.«

»G behält in einigen Wörtern seinen Ton bei: *Gott*, *Gebeth*, *geben*, *der Tag*, *der Weg*, *Drangsal*, in einigen wird wie K gelesen, *der Garten* sprich *ter Karten*, *Gersten Kershten* [d.i. *keršten*], *gut kut*, *ganz und gar nicht kanc und kar nihts*. Und schließlich wechseln sie einander in einigen Wörtern ab wie in den Wörtern *Glock* und *Klocke*, *Gluckhenne* und *Kluckhenne*.« Aus dieser Beschreibung läßt sich schließen, daß ein Unterschied in der Aussprache der Wörter im gehobenen Stil (*Gott*, *Gebet*) zu den Wörtern der Umgangssprache (*keršten*, *kanc und kar*) besteht. Daß im Auslaut [g] gesprochen wird, ist wahrscheinlich dem Einfluß der kroatischen Muttersprache des Vefassers zu verdanken, die stimmhafte Okklusive auch im Auslaut duldet.

»H am Anfang des Wortes und vor Vokal vird scharf gesprochen, in der Mitte schwächer und am Ende am schwächsten: *hart*, *Hirt*, *Bahn*, *Wahn*, *Stroh*, *Floh* etc.« Die Regel und die Beispiele weisen wieder auf die Aussprache der Buchstaben und nicht auf die wirkliche Aussprache hin.

»CH nach Vokalen *a e i o u* wird wie das slawonische H gesprochen. *Bach* sprich *pah*.« Der zweite Teil der Regel beschreibt die Aussprache von *ch* nach *s* (»wie das alte illyrische shaj«), der dritte die Aussprache im Anlaut (*Christus*, *Churfürst*, *Chor*).

»K hat einen schärferen Ton als G, d.h. wie bei den Slawoniern.« L M V werden »wie in anderen Sprachen« ausgesprochen.

Für O ist die Regel schon bei A erwähnt. Die Umlautsregel lautet: »Im Plural und bei der Vergrößerung der Wörter wird über dem o ein e geschrieben und dann ausgesprochen wie das *e* allein... *Loch*, pluraliter *Löcher* sprich, als wäre *leher* geschrieben, *groß größer* sprich *greser*.«

»P hat einen stärkeren Ton als B, *Pfand*, *Pferd*, *Pitschaft*, *Priester*, *Pulver*, aber sie werden unterschieden in den Wörtern *Pein* und *Bein*.«

»R hat einen scharfen Ton: *der Herr wird der Hoffärtigen Freude in kurze zerstöhren*...« Mit Sicherheit kann das gerollte Zungenspitzen-*r* angenommen werden.

»S hat einen gelinden [kroat. *lagan*] Ton in den Wörtern *Sache*, *Seele*, *Sorge*, *Suchen* etc.« Es ist nicht klar, ob <s> in diesen Wörtern stimmhaft oder stimmlos ausgesprochen wird, weil das Adjektiv »lagan« die Opposition

zur »schärferen« Aussprache von *s* + Konsonant beschreibt (*Spiel*, *Streit*, *Stein*, *Stille*).

»T hat einen härteren Ton als D: *Thurm*, *Thun*, *That*.«

»U hat einen reinen Ton: *Uhr*, *unser*, *Ursach*. Wenn das Wort »vermehrt« wird, so wird [der Buchstabe] mit einem *e* bedeckt und wie das *i* ausgesprochen: *Gut*, *Güter* sprich *giter*, *über* sprich *iber*.«

»W wird wie das slawonische V gesprochen: *Wort*, *Werth*, *Wahrheit*, *Wirth*. Es ist aber nicht gut, daß einige diesen Buchstaben mit dem Buchstaben B verwechseln und sprechen: *es ist bahr* statt *es ist wahr*, *auf ein Bort* statt *auf ein Wort*, *Bahrheit* statt *Wahrheit* etc., weil B immer stärker (kroat. *krupnie*) gesprochen wird als W, siehe Buchstabe B.« Offensichtlich ist die okklusive Aussprache des Spiranten [v] in Kroatien durchaus üblich, wenn die Aussprache tatsächlich okklusiv war, ohne Unterschied vom einheimischen Substrat, aus dem der Idiolekt des Verfassers hervorgeht (Vrančić Čakavisch, Jambrešić Kajkavisch und Relković Štokavisch). Eine andere phonetische Erklärung ist vielleicht auch möglich. Wenn dieser Spirant bilabial [β] ausgesprochen wurde, dann konnte er von den phonetisch ungeschulten Ohren als Okklusiv interpretiert werden. Relković muß jedoch neben seinem slawonischen Deutsch auch andere deutsche Dialekte kennengelernt haben, in denen [v] nur als labiodentaler Spirant ausgesprochen wurde. Als österreichischer Offizier war er im Siebenjährigen Krieg in Gefangenschaft geraten und da hatte er die Gelegenheit, ein ganz anderes Deutsch zu hören, als es bei ihm daheim in Slawonien gesprochen wurde. Wahrscheinlich hält er deswegen die okklusive Aussprache für falsch. Aber es verwundert eigentlich mehr, daß er kein Wort über andere Aussprachegewohnheiten sagt, die er ganz bestimmt kennt.

»Für X ist im Deutschen *chs* und *cks* üblich wie *Flachs* (kein Beispiel für *cks*), manchmal *x* wie *die Axt*, *die Hexe*, obwohl ihre besseren Gelehrten *Hechse* schreiben, was besser ist als *Hexe*.«

Von Y behauptet der Verfasser, daß es beinahe nur noch im Inlaut und Auslaut nach e gebraucht wird (*Freyen*, *schreyen*, *frey*), aber er gibt keine Ausspracheregel.

»Z hat denselben harten Ton wie das slawonische *c*: *zehen* [= 10], *ziehen* sprich *Cehen*, *Ciehen*...«.[6]

Abschließend stellt der Verfasser fest, daß viele deutsche Wörter nur orthographisch zu unterscheiden sind, mit folgenden Beispielen: *Bein*, *Pein*; *Her*, *Herr*, *Heer*, *hehr*.

[6] Die Schreibung *Ciehen* deutet auf die diphthongische Aussprache des Diagraphs <ie> hin, obwohl im Text eine entsprechende Regel fehlt.

Matijević (1771)

Der Grammatik von Relković folgt chronologisch die Grammatik von Matijević aus dem Jahr 1771. Matijević übersetzt fast wörtlich den orthographischen Teil aus der Grammatik von Relković aus dem Slawonisch-Stokavischen in seine kajkavische Sprache, übernimmt alle Beispiele in der gleichen Transkription, mit Ausnahme des Buchstabens <a>, den er konsequent mit <o> wiedergibt: »*Andacht* sprich *Ondoht*; *Garten*, *ganz und gar nichts* lies wie *Korten*, *Koncz und kor nihts*; *Hart* sprich *hort*, *Rath* sprich *Rot*, *Bach Poh*, *Nacht Noht*.« Aber er gibt auch eine zusätzliche Regel für die Aussprache von <o>, das »bei den Deutschen mit einem mittleren Ton zwischen kroatisch O und U mit nur ein wenig geöffnetem Mund gesprochen wird«. Also genau die Regeln für <a> und <o>, die auch Jambrešić gibt. Matijević formuliert auch die Umlautsregel für <ä> genau so wie Jambrešić (die Regel fehlt bei Relković): »... im Plural und Komparativ E..., sonst in seinem Ton A« mit einem einzigen Beispiel »*äußerlich*... sprich *aiszerlih*«. Es kann angenommen werden, daß auf dem ganzen kroatischen Gebiet keine Umlaute in jenen Wörtern gesprochen wurden, wo der Umlaut auch heute im österreichischen Umgangsdeutsch fehlt. Eine späte Bestätigung dieser Vermutung finden wir in der Grammatik von Dragosavljević 1851, der genau zwischen dem »gesprochenen Deutsch« und »Bücherdeutsch« unterscheidet (wobei für ihn das gesprochene Deutsch das »richtige« Deutsch ist). Und so formuliert er auch die Regel für die 2. und 3. Pers. Sing. Präs. einiger starken Verben: »In den Büchern steht die Du-Person und Er-Person (*tiova i onova ličnost*) mit dem Umlaut *a* zu *ä*, *o* zu *ö*, im Sprechen gibt es keinen Umlaut, z.B. *ti spavaš*, *on spava – du schläfst*, *er schläft* wird richtig gesprochen: *du schlafst*, *er schlaft*...«.[7]

Erwähnenswert bei Matijević sind noch einige Wörter, die sich nur orthographisch unterscheiden: *Bähr*, *Beer*, *bis*, *Biß*, *Bein*, *Pein*, *her*, *Herr*, *Heer*.

Anfangsgründe (1772)

Ein Jahr später erscheint anonym *Nemska Grammatika oder Anfangsgründe der Deutschen Sprachkunst* (dem Varaždiner Lehrer und Direktor des Jesuitengymnasiums Antun Rajsp zugeschrieben), die jedoch nur »Lesen und Schreiben« beibringen will (so der Verfasser im Vorwort), so daß sie die einzige in der Reihe der Lehrbücher dieser Zeit ist, in dem eine Aussprachelehre, d.h. ein Kapitel »Orthographie« fehlt.

[7] Dragosavljević, S. 87.

Vujanovski (1772)

Zur gleichen Zeit erscheinen zwei in slaweno-serbischer Sprache verfaßte Grammatiken, die von Stefan Vujanovski 1772 und etwas später die von Sava Lazarević 1774, beide in Wien, beide schon unter Gottscheds Einfluß. Vujanovski hält sich in seiner Transkription genau an die deutsche Schreibung (obwohl das Kapitel *Über die Aussprache der deutschen Buchstaben* heißt) und gibt in kyrillischer Schrift sogar Doppelkonsonanten wieder: *Irrwisch* Irrvišъ, *Offen* Offenъ. Stimmhafte und stimmlose Konsonanten werden (unter Hinweis auf das Slawenoserbische) genau auseinandergehalten, wie dies auch von Gottsched verlangt wird. Nur im Vokalismus hält sich der Verfasser an Gottscheds Vorschriften nicht und transkribiert gerundete Vokale und Diphthonge mit kyrillischen ungerundeten Lauten. Gottscheds Regel, daß *ei* und *ai* verschieden ausgesprochen werden müssen, wird nicht erwähnt, weil die Regel für die Aussprache von *ei* fehlt, aber die wenigen für andere Buchstaben angeführten Beispiele sind eindeutig: *Kayser* Kajzerъ, *Deutscher* Daičerъ, *Leiden* Lajdenъ, *Säule* Saile (zweiter Diphthongteil wird mit i oder j transkribiert). Umlaute sind auch ungerundet: *Brüder* Briderъ, *König* Kenigъ. Die wenigen Beispiele für den Buchstaben <s> zeigen im Anlaut stimmlose Aussprache: *Sauberkeit* Sauberkaitъ, im vokalischen Inlaut stimmhafte Aussprache: Weyse [= Waise] Vayze (*y* wird »wie serbisch oder genauer gesagt wie griechisch ѵ« gesprochen. Gottscheds Vorschrift, daß *y* wie *ij* gesprochen wird (*ay* = *aij*, *ey* = *eij*), wird nicht befolgt. Das einzige Beispiel mit *s* nach Konsonant wird stimmlos transkribiert: *Persien*, *Persianer* Persienъ, Persijanerъ.

Lazarević (1774)

Lazarević hält sich in seinem Lehrbuch (das eigentlich keine Grammatik im herkömmlichen Sinn ist) genau an die Ausspracheregeln von Gottsched, führt aber in der Beschreibung der Diphthonge, die er sich in der Gottschedschen Aussprache wahrscheinlich nicht vorstellen kann, die Unterscheidung »pravilno« (= richtig, d.h. wie Gottsched es verlangt) und »po prostomu« (= nach gemeiner Art, d.h. wie er und seine Landsleute zu sprechen gewohnt sind). Er unterscheidet zehn Diphthonge: *ai au ay ei eu ey oi oy uy äu*, die nach folgenden Regeli ausgesprochen werden:

ai wie slawenoserbisch аї [ai]; *au* wie sl.-serb. аѵ [au]; *ay* wie sl.-serb. аѵ̈ (phonetisch etwa [ay]); *ei* (richtig) wie sl.-serb. єи [ei], (nach gemeiner Art) аи [aɨ]; *eu* (richtig) wie sl.-serb. єи (phonetisch etwa [eɨ]), (nach gemeiner Art) аи (phonetisch [ai]; *ey* nicht sehr verschieden von *ei*, aber es darf nicht mit *ai* oder *ay* verwechselt werden; *oi* wie sl.-serb. ої oder ωи (zwei Schreibungen für [oi]); *oy* wie sl.-serb. ωѵ̈ (phonetisch etwa [oy]) d.h. stärker als

oi; *uy* wie d. *uij* oder sl-serb. oyÿ; *äu* wie in den Wörtern *häufen* χέыφενъ *Käufer* κέыφεръ. Diese Unterscheidung der richtigen und der gemeinen Art wird jedoch im Text des Lehrbuchs nicht konsequent durchgehalten, weil in der Transkription Beispiele der »gemeinen Art« auch häufig vorkommen, neben *schweigt* (šveigt), *Geist* (geistъ), *kleider* (kleiderъ) kommen auch *leib* (laibъ), *Heiligung* (hailigungъ), *Gekreuziger* (gekraыcigterъ) u.v.a. Beispiele vor. Das umgelautete *ö* wird trotz der von Gottsched übernommenen Regel (*»ä* halb *a*, halb *e*; *ö* halb *o*, halb *e*; *ü* hat einen mittleren Laut zwischen *u* und *i*«) ungerundet transkribiert: *Böses* (bezesъ), *Tröster* (tresterъ), *Schöne* (šene), während ü mit ы wiedergegeben wird: *Schützen* (šыcenъ), *Sandühnlein* (sandыrlainъ). Auf die genaue Unterscheidung der stimmhaften und stimmlosen Okklusive wird mit einigen Beispielen hingewiesen, die zeigen sollen, wie gesprochen wird, aber nicht gesprochen werden darf: »nicht *Prausende*, sondern *Brausende*, nicht *Babierhandel*, sondern *Papierhandel*, nicht *Temidiger*, sondern *Demüthiger*, nicht *Tutzet Tucaden*, sondern *Duzend Ducaten*!« Einzelne Beispiele im Text zeigen, daß der Verfasser trotz Gottsched seinen Dialekt spricht: *Constantinopel* (konštantinopelъ), *Landoberster* (landoberšter, -ster), *Sclaven* (šklafenъ).

Grammatica germanica (1806)

Gottscheds Grammatik gelangt in unsere Gegenden mit Verzögerung, aber seine Autorität bleibt noch lange Zeit unangetastet. *Grammatica germanica ex gottschedianis libris collecta*... (dem Verfasser von *Pomum granatum* Matijević zugeschrieben) erscheint vierzig Jahre nach Gottscheds Tod und ist im phonetischen Teil für die Beschreibung der hier gesprochenen deutschen Sprache völlig ungeeignet. Deswegen wird in einigen heiklen Fällen die Aussprache des das einheimische Deutsch sprechenden Lehrers zum Vorbild genommen, nicht die Autorität Gottscheds. Für alle Konsonanten wird die Ausspracheregel »pronuntiatur ut lingua latina« oder »sicut apud latinos« angegeben. Erwähnenswert sind folgende Angaben: Der Hauchlaut [h] wird auch in zwischenvokalischer Position gesprochen: »H Germanica est semper aspirata,... in medio ante consonantem, item in medio post vocalem haec litera non auditur...«. <k> muß von <g> und <j> unterschieden werden: »K pronunciatur ut kappa graecum, in cujus locum latini posuere *ck* debet proferri ex intimo gutture, ut distinguatur ab *j* & *g* quae dulcius sonant. Gradus pronuntiationis in literis *j*, *g* & *k* melius percipes a magistro tuo...«. Die Instanz des Lehrers wird in der Aussprache der Diphthonge der Autorität Gottscheds vorgezogen, weil die für das Oberdeutsche ungewöhnlichen Forderungen Gottscheds überhaupt nicht erwähnt werden: *»ai* Dipht[h]ongus ista quomodo pronuntietur, iterum addisce a tuo magistro; similiter exquire ab ipso distinctum dip[h]thongos

hasce *ei* & *eu* efferendi modum e.g. *der Kaiser* Imperator, *die Reise* iter, *das Feuer* ignis; *aü* [so, nicht *äu*] & *ay* pronuntiantur ut *ei* & *ai*.« Für Umlaute gelten folgende Regeln: »*ö* exprimitur sicut *œ* apud latinos..., *ü* pronuntiatur ut *i* latina...«. Ob der alte lat. Diphthong *oe* um 1800 in Kroatien tatsächlich, wie es heute in deutschen Schulen üblich ist, [ø] gesprochen wurde, ist mehr als zweifelhaft. Und die ungerundete Aussprache von <ü> ist auch nicht im Sinne Gottscheds.

Kornig (1795), **»Menschenfreund«** (1810)

Auch die kroatischen Sprachlehren, die für deutsche Benutzer bestimmt sind, enthalten kontrastive Hinweise auf die Aussprache kroatischer Laute. In erster Linie handelt es sich um die genaue Unterscheidung der kroatischen stimmhaften und stimmlosen Laute, von denen stillschweigend vorausgesetzt wird, daß der deutsche Muttersprachler sie nicht unterscheidet: »*b* wird allzeit weich und gelind ausgesprochen, z.B. *brate*, lese nicht *prate*, wie mans gemeiniglich von den Deutschen in dem Worte *Bruder*, *Pruder* höret, sondern recht weich, *brate*.« Dieser und ähnliche Hinweise aus der kroatischen Grammatik von Kornig werden mit dem Abdruck des »bekannten Meßliedes« beispielhaft erläutert, »wie selbes auf kroatisch geschrieben werden müßte, wenn es der Kroat nach deutscher Mundart aussprechen sollte«:

Vir verfen uns darnider,
For dir Got Szabaot!
Erhere unzre lider,
Da vir nah dem gebot,
Dir dizesz opfer bringen:
Ferleihe nun, dasz vir
Esz andahtszfol bezingen,
Und volgefalen dir.
Den tag for Jezu leiden
Beim leczten abendmal,
Indem er volte sheiden
Ausz dizem jamertal,
Hat er dasz brot gebrohen,
Und auszgeteilt den vein,
Gezegnet und gesprohen:
Disz tut, und denket mein.

(S. 18–19)

Das Bemerkenswerte an dieser »kroatischen Transkription« ist die Aussprache des Digraphs <ei> genau nach Gottsched (»daß man das *e* höre«)

oder vielleicht schon nach Adelung (»Der unangenehme Oberdeutsche Doppellaut *ai* findet im Hochdeutschen nur noch in einigen wenigen Wörtern statt.«). Einen Beweis dafür, daß sich diese Norm in Kroatien nicht durchsetzen konnte, bringt die anonym, von einem »Menschenfreund« herausgebrachte kroatische Grammatik (eine Bearbeitung der Grammatik von Kornig, vermutlich durch Matijević, Verfasser von *Pomum granatum* und *Grammatica germanica*), in der alle phonetischen Vorschriften und das »bekannte Meßlied« wortgetreu wiederholt werden, mit dem einzigen Unterschied,daß der Diagraph <ei> durch <ai> ersetzt wurde: *Ferlaihe*, *laiden*, *Baim*, *shaiden*, *auszgethailt*, *vain*, *main*.

Die Sprache der kroatischen Grammatiken ist demnach weiterhin das lokale, schon Jahrhunderte alte Oberdeutsch, abgesehen von dem »hochdeutschen« Einfluß Gottscheds, der hier als eine Episode von kurzer Dauer den österreichischen Sprachusus nicht verändern konnte. Das beweisen zahlreiche Grammatiken, die einer späteren Zeit angehören und die das gesprochene österreichische Deutsch auch weiterhin abbilden, sowie zahlreiche Lehnwörter, die größtenteils der gesprochenen österreichischen Umgangssprache entnommen sind.

Literatur

a) Quellen

Faust Vrančić: *Dictionarivm qvinqve nobilissimarvm Evropae lingvarvm...*, Venedig 1595 (Neudruck, Zagreb 1971).
Jambrešić – Sušnik: *Lexicon latinum...*, Zagreb 1742 (Neudruck, Zagreb 1992).
Matija Antun Relković: *Nova slavonska i nimacska grammatika. Neue Slavonisch- und deutsche Grammatik*, Zagreb 1767, Wien ^{2}1774, Wien ^{3}1789.
Josip Matijević: *Pomum granatum... der wahre Kern der Deutschen Sprache...*, Zagreb 1771.
[Antun Rajsp]: *Nemska Grammatika oder Anfangsgründe der Deutschen Sprachkunst...*, Wien 1772.
Stefan Vujanovski: *Njemeckaja grammatika iz razlyčnyh avtorov najpačeže Gotšedovyh knig sobranna...* (Deutsche Grammatik aus verschiedenen Autoren, vor allem aus Gottscheds Büchern zusammengestellt); Wien 1772.
Sava Lazarević: *Načalo oučenija hotjaštym oučitsja Knig pismeny njemeckimi...* (Anfang der Lehre für diejenigen, die Bücher in deutscher Schrift lernen wollen), Wien 1774.
[Matijević]: *Grammatica Germanica ex Gottschedianis libris collecta...*, Zagreb 1806.
Franjo Kornig: *Kroatische Sprachlehre...*, Zagreb 1795.
[Matijević]: *Horvaczka grammatika oder Kroatische Sprachlehre... von Einem Menschenfreunde verfaßt...*, Zagreb 1810.

b) Sonstiges

J. Chr. Gottsched: *Kern der Deutschen Sprachkunst*..., Leipzig [2]1754.
J. Chr. Adelung: *Deutsche Sprachlehre*..., Berlin 1781.
Joh. Christ. Aug. Heyse: *Theoretisch-praktische deutsche Schulgrammatik*..., Hannover [14]1844.
Adam Dragosavljević: *Deutsche Grammatik*..., Pesth [2]1851.
Joseph Kehrein: *Grammatik der deutschen Sprache*..., Leipzig 1863.
Die Deutsche Grammatik des Albert Ölinger, hrsg. von Willy Scheel, Halle 1897.
Franjo Marn: *Njemačka slovnica za srednja učilišta* (Deutsche Grammatik für Mittelschulen), Zagreb [4]1898.
Hinko Scheidela: *Njemačka vježbenica za prvi razred srednjih učilišta* (Deutsches Übungsbuch für die erste Klasse der Mittelschulen), Zagreb [2]1906.
Hinko Scheidela: *Njemačka gramatika za srednja učilišta* (Deutsche Grammatik für Mittelschulen), Zagreb 1907.
Hanna Popadić: *Deutsche Siedlungsmundarten aus Slawonien/Jugoslawien* (Phonai, Monographien 10), Tübingen 1978.

Zagreber Germanistische Beiträge 6(1997), 109–129

GERMANISMEN IN DER ČAKAVISCHEN MUNDART VON BRIBIR

Nada IVANETIĆ
(Universität Rijeka)

1. Einleitung

Der Ort Bribir liegt im nordadriatischen Küstengebiet, im sog. Vinodol-Tal. Sein nichtslavischer Name zeugt davon, daß er seit spätestens römischer Zeit kontinuierlich besiedelt war. Er teilte die wechselreiche Geschichte der kroatischen Gebiete: er war im Mittelalter im Feudalbesitz der bekannten Adelsfamilie der Frankopanen, zuerst unter dem ungarischen Königreich und seit 1527 unter den Habsburgern und wurde mal von den Österreichern (z.B. unter der Hofkammer in Graz oder als Teil des österreichischen Küstenlandes u.a.) mal von den Ungarn (z.B. im ungarischen Küstenland gegen Ende des 18. Jh.s) regiert.

Seit alters her, bis zur Mitte des 20. Jh.s lebte die Bevölkerung überwiegend von der Landwirtschaft. In der ganzen Gegend war außerdem Fuhrverkehr mit Zugpferden eine wichtige Erwerbsquelle. Im 17. Jh. gab es beispielsweise im Gebiet 500–600 Pferde, deren Besitzer Waren von der Küste ins Hinterland und umgekehrt beförderten (Bićanić 1953: 159). Es gab auch Handwerker, von denen vor allem die Maurer geschätzt waren, die – be-

Zusammenfassung

In der Mundart von Bribir ist zahlreiches fremdsprachliches Wortgut vertreten, darunter auch etwa 500 Germanismen, die das Korpus der vorliegenden Untersuchung ausmachen. Aufgezeichnet wurde auch die im Verschwinden begriffene Lexik, weil man eine möglichst umfassende Bestandaufnahme an Germanismen machen wollte. Es wird die Adaption der Modelle an die Nehmersprache auf phonologischer, morphologischer und semantischer Ebene analysiert.

sonders ab Mitte des 19. Jh.s – in die Welt zogen, um den Lebensunterhalt zu verdienen.

Im Ort wird eine čakavische Mundart gesprochen, deren Lexik bezeugt, daß sie unterschiedlichen fremdsprachlichen Einflüssen ausgesetzt war. Neben Italianismen und Germanismen gibt es Ungarismen und Turzismen[1], und als das neueste alloglotische Segment kommt heutzutage das allanwesende Englisch hinzu.

Leider gibt es bis auf die wenigen Urkunden keine schriftlichen Spuren, die dazu beitragen könnten, diese Einflüsse näher zu rekonstruieren.

Auf welchem Wege sind Germanismen in diese ländliche Gegend gelangt? Die ersten Berührungen mit dem deutsch/österreichischen Sprachelement sind natürlich nicht datierbar, reichen aber weit in die Vergangenheit zurück. Der Ort Bribir war im Mittelalter ein wichtiges religiöses Zentrum[2], Adlige, deren Muttersprache Deutsch war, lebten und verkehrten hier[3], fremde und einheimische Handwerkehr kamen und gingen, Bauarbeiten (Kirchen) zogen Meister an, das schon erwähnte Fuhrgeschäft brachte Menschen aus verschiedenen Gegenden und Ländern zusammen. Mit den Habsburgern kamen auch ihre Verwaltungssprache und der Militärdienst, und wichtig war natürlich der ständige Kontakt mit der etwa 15 km entfernten Militärgrenze, mit den Exerzierregeln und Kommandos in deutscher Sprache.[4] Nicht zu vergessen sind die vielen Kriege, in denen die hiesigen Einwohner zusammen mit oder gegen die Deutschen/Österreicher kämpften.

Die großen Bauarbeiten und intensive wirtschaftliche Tätigkeit[5] in der Region führten Menschen und Sprachen zusammen. Zwischen 1725 und

[1] Sie gelangten ins Čakavische durch die ständige Zuwanderung der Einwohner aus den von den Türken besetzten Gebieten und durch den Einfluß der Standardsprache. Zu vermuten ist jedoch, daß die neue Bevölkerung auch andersartige Sprachelemente, darunter auch Germanismen, mitbrachte.

[2] Im sog. *Gesetz von Vinodol*, einem Statut von 1288, in dem die Rechte und Pflichten der neun Dorfgemeinden und ihrer Feudalherren niedergelegt wurden, steht, daß Bribir u. a. durch einen »arhiprvad«, den Stellvertreter des Bischofs für die ganze Gegend, vertreten wurde. Auch mehrere namentlich bekannte Priester stammen von oder lebten hier, glagolitische Kirchenbücher wurden hergestellt, 1619 fand eine Synode statt u.ä.

[3] Für die Kultur Vinodols waren besonders der Fürst Stjepan und sein Sohn Bernardin Frankopan von großer Bedeutung. Beide verrichteten diplomatische Aufträge in Vatikan, am ungarischen und neapolitanischen Hofe und waren außerdem mit angesehenen Adelsfamilien verwandt. Sie gaben sich Mühe, manche Errungenschaften ihrer Zeit auf ihre Lehngüter zu übertragen (Matejčić 1983:327f).

[4] Deutsch war z.B. 1660 die Besatzung der Militärfestung im benachbarten Ledenice (Pavličević 1981:342); es waren die österreichischen Soldaten und Offiziere, die nach der Hinrichtung der Adeligen Zrinski und Frankopan deren Güter plünderten.

[5] 1750–1824 war z. B. in Rijeka eine Zuckerrafinerie in Betrieb, die im Jahre 1768 704 Arbeitnehmer hatte, darunter 21 Angestellte aus Hamburg und einen preußischen Meister (Mirković 1958: 181).

1811 wurden nämlich drei wichtige Straßen gebaut, die aus Karlovac Richtung Küste führten, und 1770 begann unter Karl VI. der Bau des Hafens im unweiten Kraljevica, der dazu bestimmt war, sich zum österreichischen Kriegshafen zu entwickeln.

Ob zum Bestand an Germanismen auch die 1787 gegründete Trivialschule mit den ersten Lehrbüchern in deutscher Sprache einen Beitrag geleistet hat, soll dahingestellt bleiben.

2. Korpus

2.1. Bei der Erstellung eines Korpus an fremd-, in unserem Falle deutschsprachlichen, Elementen begegnet man einigen Problemen. Erstens stellt sich die Frage danach, was mit Germanismus gemeint ist, denn gewöhnlich versteht man darunter Sprachelemente, die sowohl aus der deutschen als auch aus anderen germanischen Sprachen stammen (z. B. Simeon 1969).

Im Versuch, den Terminus Germanismus zu präzisieren, unterscheidet Babić (1990:217) echte und unechte Germanismen. Die letzteren umfassen Halbgermanismen – das über eine Drittsprache vermittelte deutsche Wortgut – und Scheingermanismen – nichtdeutsche Wörter, die durch die deutsche Sprache kamen. Halbgermanismen wären im Dialekt Bribirs z.B. *frtalj, hahar* oder *huncut*, wo das Ungarische oder *sala*, wo das Italienische vermittelte.

Unter den Scheingermanismen unterscheidet Babić wiederum einerseits zwischen dem aus verschiedenen Sprachen stammenden Lehngut, das sich dem Deutschen phonologisch und/oder semantisch angepaßt hat (z.B. *Ziegel* < lat. *tegula*) und andererseits demjenigen, wo keine Angleichung stattfand (*Dozent*, z.B.) und wo das Deutsche bloß eine Vermittlerrolle hatte. Da die meisten Lexeme der zweiten Gruppe der sog. Bildungssprache angehören, spielen sie in einer ländlichen Mundart fast keine Rolle.

Um so schwieriger ist es aber herauszufinden, ob ein deutschklingender mundartlicher Ausdruck romanischer Herkunft direkt aus dem Italienischen oder über deutsch/österreichische Vermittlung übernommen wurde, ob sie also echte Romanismen oder Scheingermanismen sind. Man darf nämlich nicht vergessen, daß das Italienische – vorwiegend in seiner im ganzen Mittelmeerraum als Verkehrssprache verbreiteten venezianischen Ausprägung – seit dem 11. Jh. an der Ostadria präsent ist. Die Feudalherren Vinodols dienten sowohl dem ungarischen König als auch dem venezianischen Dogen und an ihren Gütern stellten sie italienische Angestellte ein. Die benachbarten Häfen unterhielten rege Handelsbeziehungen mit Italien und im unweiten Rijeka gab es schon im 15. Jh. eine italienische Kolonie der Seefahrer und Händler (Bićanić 1953: 212); Italienisch setzte sich im 18. Jh. hier als die Sprache des öffentlichen Lebens durch

(Bićanić 1953: 399), und an der Nautikschule im nahen Bakar wurden manche Fächer bis 1918 auf Italienisch unterrichtet.

Die Entlehnungsquellen und -wege mancher Wörter sind hier deswegen anders als in Nordkroatien. So kann man beispielsweise mit ziemlicher Sicherheit die direkte Übernahme aus dem Italienischen bzw. Venezianischen bei *fažol* < *fagiolo*, *kapa* < *cappa* und *kredenca* < *credenza* vermuten; bei *sekirat* kommen beides *secare* und *sekkieren* genauso wie bei *ura ora* und *Uhr* (Gluhak hält hier beides für möglich) oder bei *štala stallo/stalla* und *Stall* in Frage, während *matura* durch das österreichische Schulsystem zu uns gelangte und als Scheingermanismus klassifiziert werden kann.

Nicht selten wurden die Ausdrücke für gleiche Denotate sowohl aus dem Italienischen als auch aus dem Deutschen entlehnt, so daß es manchmal zwei- bzw. dreisprachige Formen gibt: *frtalj: kvarat, kragljin/kragna: kolet, birtija: oštarija: gostiona, štoverak: kvadrić: kocka (cukara)*.[6]

Der angedeuteten historischen Konstellation und der Form des Lehnguts nach ist anzunehmen, daß übernommene Germanismen vorwiegend österreichischen bzw. süddeutschen Ursprungs sind und meistens im Kontext des Habsburgischen Staates entlehnt wurden. Mit anderen Worten handelt es sich hier größtenteils um Austriazismen. Der Terminus Germanismus wird jedoch beibehalten, weil man weder bei jedem Wort den genauen sozio-geographischen Ursprung bestimmen kann noch diese Abgrenzung das Ziel dieser Arbeit war.

2.2. Wichtig ist in diesem Kontext auch die Zeit der Entlehnung. Die sehr alten, meistens schon im Altslavischen aus dem Althochdeutschen übernommenen Entlehnungen werden nicht mehr als fremdsprachliche Elemente empfunden, weil sie sich mit der Zeit völlig in die kroatische Standardsprache integriert haben.

Nach Babić (1990: 219) wurden Germanismen in drei Zeiträumen ins Kroatische entlehnt:

1. Im Zeitraum bis 1527, also bevor kroatische Adlige den österreichischen Kaiser Ferdinand I. zum kroatischen König wählten
2. Vom Anfang des 16. Jh.s bis zum Anfang der kroatischen Nationalbewegung (Illyrismus) (1527–1835)
3. Seit dem Illyrismus bis heute.

Die im Korpus gesammelten Wörter stammen aus allen drei Zeiträumen, jedoch können die meisten eindeutig der letzten Periode zugewiesen wer-

[6] Ihr Gebrauch ist generations- oder ideolektal bedingt: *štoverak* wird entweder von den Älteren beim Erzählen von den »alten Zeiten« oder bewußt stilistisch von der mittleren Generation benutzt, wenn man altertümelt; *oštarija* und *kvadrić* werden auch als archaisch empfunden.

den, denn es handelt sich vorwiegend um Begriffe neuerer Zeit und um neuhochdeutsche Standard- bzw. Dialektalformen.

Die ältesten Entlehnungen sind in die Standardsprache völlig integriert und werden – wie bereits erwähnt – nicht mehr als Entlehnungen wahrgenommen. Das sind echte Germanismen wie *cilj, crkva, kralj, letva, marva, mito, pehar, plug* u.a. und vermutliche Germanismen wie *kabal, lanac, lug* (Babić 1990:220). Alle diese Lexeme sind auch der feste Bestandteil der Mundart von Bribir und werden nicht ins Korpus aufgenommen bis auf *škoda* < ahd. *scado* und *sala*; das erstere, weil es als ein ausgesprochen mundartliches und typisch čakavisches Wort und das letztere, weil es heute noch als fremd empfunden wird.[7]

Die Periode der Entlehnung ist andererseits auch deshalb von Bedeutung, weil die – besonders nicht-schriftsprachlichen – Repliken mit der Zeit so verändert wurden, daß deren Modelle kaum erkennbar sind oder – wenn auch erkennbar – als Abweichungen von der heutigen schriftsprachlichen Form aufgefaßt werden. Wenn man weiß, daß beispielsweise *copra* eine ältere Entlehnung aus mhd. *zouberin* und *firnajz* aus frühnhd. *Firnais* sind, dann wird auch der Übergang [uo] > [o] und [ae] > [aj] nicht als Adaptation sondern als annähernd treue Substitution erkannt.

Außer ihrer »altertümlichen« Form weist auch die Zugehörigkeit eines Wortes zu bestimmten onomasiologischen Feldern auf sein Alter hin. So sind viele Lexeme aus den Bereichen Haushalt, Nahrung, Fuhrverkehr, alte Handwerke, Militär natürlich älter als z. B. diejenigen für elektrischen Strom oder Kraftfahrzeuge. Ein weiterer Indikator für die zeitliche Schichtung ist der generationsspezifische Gebrauch bestimmten Wortguts – Historismen werden nur von älteren Generationen aktiv verwendet, bzw. können diese Auskunft über die Wörter geben, die sie in ihrer Jugendzeit von ihren Großeltern gehört haben.

2.3. Bei der Suche nach der Gebersprache und Urform leisten etymologische und Fremdwörterbücher große Hilfe. Nur sind darin erstens meistens vorwiegend standardsprachliche Ausdrücke verzeichnet (mit Ausnahme von Skok, wo eine Fülle an Dialektismen aufgenommen wurde) und zweitens manchmal widersprüchliche Angaben zu finden[8].

Trotz der Bemühungen, das ursprüngliche Modell zu rekonstruieren und genau zu bestimmen, ist dies nicht immer möglich. Deshalb bleibt die heutige deutsche Wortform als unumgängliches und oft einziges Modell

[7] Außerdem gehört *sala* zu den wenigen alten schriftlich belegten Lehnwörtern des Korpus – in der ersten bekannten Urkunde des Gebiets (1288) steht, daß sie *va sali knezi zgora imenovanih* (»im Saal der obengennaten Fürsten«) unterzeichnet wurde.

[8] Für *rajtati* führt z.B. Klaić deutschen (*reiten*) und Skok ungarischen (*rajta*) Ursprung an.

der heutigen Repliken, die wohl auch nicht mehr völlig den einst entlehnten Formen gleichen.

2.4. Das Korpus umfaßt eine Liste von etwa 500 Lehnwörtern, die alle direkte Entlehnungen sind. Ergänzt wurde jeder Eintrag durch indirekte Entlehnungen, d.h. Bildungen, die aus den direkten im Prozeß der sekundären Adaptation nach den čakavisch-kroatischen Wortbildungsmustern entstanden sind und ständig entstehen.

Das Korpus enthält alle Einheiten, die als Germanismus klassifiziert werden können, also auch Halb- und Scheingermanismen, ohne Rücksicht darauf, ob sie zum lebendigen Bestandteil des Wortschatzes aller Generationen gehören. Das Ziel der Untersuchung war nämlich, eine möglichst umfassende Bestandaufnahme an Germanismen zu machen, also auch den im Verschwinden begriffenen (und nur von den ältesten Einwohnern gekannten) Wortbestand zu verzeichnen, um auch die geringsten Reste des Kontaktes mit der deutschen Sprache zu dokumentieren. Eine Schichtung des gesamten Materials nach dem Bekanntheitsgrad bzw. dem Kriterium allgemein/aktiv gebraucht vs. passiver Gebrauch steht noch bevor.

Außer dem eindeutig Mundartlichen wurden auch standardsprachliche Germanismen aufgenommen, die mit »Realien« übernommen wurden und entweder als Europäismen (*cimet*, *valcer, vic*) oder Fremdwörter (*špinat*) bezeichnet werden.

Das aufgezeichnete Wortgut wurde aufgrund der muttersprachlichen Kompetenz der Autorin, durch Befragung der Informanten und mit Hilfe von Fremdwörterbüchern zusammengestellt. Nur ein geringer Teil davon konnte auf Grund schriftlicher Form in vier Gedichtsammlungen heimatlicher Autoren und 8 gereimten Karnevaldramoletten verifiziert werden.[9]

3. Adaptationserscheinungen

3.1. Phonologische Ebene

Bekanntlich wird bei der Entlehnung die Lautform des Modells in der Regel derjenigen der Nehmersprache angepaßt, d.h. es kommt zur Substitution der Phoneme der Gebersprache durch diejenigen der Nehmer-

[9] Es geht um folgende Quellen:
Kršul, Ivka (1983). *Čakavske pismi*. Bribir: Narodna knjižnica i čitaonica T. Strizić
Stojević; Milorad (1979). *Viseći vrtovi*. Rijeka: ICR
Stojević; Milorad (1984). *Rime amoroze*. Rijeka: ICR
Šentencija mesopusta za god. 1982., 1987-1993., Bribir: KUD Stjepan Brozičević
Ugrin, Josip (1978). *S bribirskih stran*. Rijeka: Riječko književno i naučno društvo

sprache. Die Adaptation betrifft sowohl Vokale und Diphthonge als auch Konsonanten, ebenso deren Distribution und Akzent.

Bei der Beschreibung der Entlehnungen darf nicht die Tatsache vergessen werden, daß sie nicht nur in der Nehmersprache als Repliken unterschiedlichen Änderungen und Adaptationen unterzogen werden, sondern daß es sich bei ihren Modellen sehr oft um dialektale bzw. ältere Formen handelt, die darüber hinaus von den »Entlehnern« oft nicht richtig wahrgenommen worden waren. In seiner Analyse der Ausspracheanweisungen in kroatischen und serbischen Grammatiken des 18. Jh.s zeigt Žepić (1993), daß deren Autoren oft ihre eigene süddeutsche Variante als Norm empfehlen. Demzufolge fallen »gerundete und ungerundete Vorderzungenvokale und Diphthonge« zusammen, die Auslautsverhärtung wird nicht konsequent durchgeführt, als richtige Aussprache des Vokals [a] wird mal [a] mal [o] angegeben,[10] genauso wie bei [ɔø], wo meistens [ae] empfohlen wird. Außerdem legt die sehr ähnliche Sprache der Grammatiken in kroatischen und serbischen Gebieten der Monarchie den Schluß nahe, daß »gebildete Kreise [...] eine einheitliche deutsche Koine gesprochen haben« (Žepić 1993: 90f). Deshalb muß man bei der Rekonstruktion einzelner in den vorhandenen etymologischen/Fremdwortlexika nicht verzeichneter Modelle auch an die Eigentümlichkeiten der süddeutsch-österreichischen Dialekte denken, woher die meisten kroatischen Germanismen kommen. Vor allem trifft das für ältere, heute immer weniger gebrauchte Wörter zu. Viele Abweichungen entpuppen sich dann als relativ treue Übernahmen, wie z. B. *štopat* < bayr. *stoppen* und nicht *stopfen*.

3.1.1 Vokale

Im Phoneminventar des Kroatischen gibt es keine umgelauteten Vokale und keine Diphthonge.[11] Deshalb werden sie bei der Entlehnung systematisch transphonemisiert: das fremde Phonem wird durch ein ähnliches einheimisches ersetzt. Die umgelauteten Vokale werden folgendermaßen wiedergegeben:

[**ɛ**]- Laute:	> [e]: *rückw**ä**rts, Tr**ä**ger* > *rikv**e**rc, tr**e**ger*
	> [a]: *L**ä**rm*> *l**a**rma*
[**ø:**],[**œ**]-Laute	> [e]: *M**ö**bel, R**ö**ckel* > *m**e**bel, r**e**klja*
[**y**]- Laute:	> [**i**]: K**ü**hler, zur**ü**ck >k**i**ler, cur**i**k
	> [**u**]: *Ger**ü**st, k**ü**ssen* > *gr**u**št, k**u**ševat*

[10] Nach Skok (1956:222) ist *a* > *o* in den Entlehnungen aus dem Alt- und Mittelhochdeutschen in den slavischen Sprachen die Regel. Bei *škare* < ahd. *scari* handelt es sich offensichtlich um eine Ausnahme.

[11] Von Brozović wurde jedoch auch für das Kroatische der Diphthong /ye/ postuliert (vgl. Muljačić 1972:123).

3.1.1.1 Die übrigen deutschen Vokale werden sehr oft mit denen der eigenen Mundart gleichgesetzt und durch die ähnlichsten čakavischen substituiert; es wird also komplette Transphonemisierung durchgeführt. Dabei können folgende Entsprechungen festgestellt werden:

a-Laute > [**a**] wie bei *A**a**nl**a**sser: **a**nl**a**ser, F**a**chm**a**n : f**a**km**a**n;* Die [o]-Aussprache wie bei *auzl**o**g, fajr**o**nt, h**o**ljt, s**o**tlar, šp**o**rhet* (*Auslage, Feierabend, halt, Sattler, Sparherd*) geht auf dialektale Formen zurück.
e-Laute > [**e**] wie bei *Br**e**mse: br**e**nza,* Fl**e**ck*:* fl**e**ka, *bes**e**tzt: bez**e**c;*[12]
i-Laute > [**i**] wie bei *w**i**chsen : b**i**ksat, Z**i**ege: c**i**ga;*
o-Laute > [**o**] wie bei ***O**berlinie : **o**brlin*; *R**o**hr : r**o**l*. Die [u]-Aussprache wie bei *kufer* ist durch gleichlautende dialektale Modelle bedingt.
u-Laute > [**u**] wie bei *mu**ß:** pod m**u**s, **U**hr : **u**ra.*[13]
Der Murmellaut, der für unbetonte Silben charakteristisch ist, wird auf zwei Arten adaptiert:
> [**e**]: *G**e**päck, Spielhos**e**, Zimm**e**r > g**e**pek, špilhoz**e**, cim**e**r*
> [**a**]: *Spitz**e,** Schloss**e**r > špic**a**, šlos**a**r*.

3.1.1.2. Die deutschen Diphthonge werden in den meisten Fällen – obwohl nicht ausschließlich – als Folge zweier Laute wiedergegeben:

[**ae**] > [aj]: frei, Leibel, streifen > *fr**aj**, l**aj**bak, štr**aj**fat*
>[a]: *Fraisen, Streifen, Bleiw**ei**ß > fr**a**z, štr**a**f, flajb**a**c*
[**ao**] > [au]: *laufen, Schl**au**ch > l**au**fat, šl**au**f*
> [a]: *Schrauff > čr**a**f/ šr**a**f*
>[u] : *Wirtshaus > birc**u**z*
[ɔ**ø**] > [aj]: *F**eu**erzeug, **feu**chten, Tischl**äu**fer > f**aj**ercag, f**aj**tat, tišl**aj**fer*
>[a]: *Feuerz**eu**g, Fr**äu**lein > fajerc**a**g, fr**aj**la*

Die Aussprache von [ae] und [ɔø] als [aj], die für bayrisch-österreichische Dialekte typisch ist, verweist auf das Modell der Entlehnung, während die Adaptation von *Feuerzeug*, wo der gleiche Laut in betonter Silbe mit zwei und in unbetonter mit einem Vokal wiedergegeben wird, anschaulich die »unlogischen« Adaptationsvorgänge illustriert.

3.1.2. Konsonanten

Bei der Adaptation der Konsonanten und deren Allophone kommt es in der Replik genauso wie bei den Vokalen zur Substitution durch die ähnlichsten kroatischen bzw. čakavischen Laute. Das heißt, daß deutsche Kon-

[12] Im Falle von *falit* (fehlen) kommen nach Skok die Einflüsse von bayr. *fâlen* und it. *faglia* in Frage. Bei *falinga* läßt das adaptierte Suffix *-ung* auf deutschen Ursprung schließen.

[13] Darüberhinaus gibt es jedoch vereinzelte Fälle andersartiger Adaptationserscheinungen wie z. B. ***A**nzug > **aj**ncug, Schl**o**tter > žl**u**ndra* und *str**e**n(o)* (ahd.), nhd. Strähne > *štr**i**njica.* Das Letztere erklärt Skok (1956:234) durch die Ikavisierung von [e].

sonanten in den meisten Fällen durch entsprechende čakavische wiedergegeben werden. Da sich die beiden Systeme durch eine Reihe von Merkmalen (Aspiration, Spannung u.a.) unterscheiden, erfahren sie jedoch mehrere Veränderungen, die durch die Anpassung an das Konsonantensystem der Nehmersprache bedingt sind und die im folgenden angeführt werden:

[**b**] > [p]: im Wort-/ Silbenan- und -inlaut: ***B**lech, **B**üchse, zou**b**erin* (mhd.)
> ***p**leh, **p**iksa, co**p**ra*[14]
> [f]: *Bleiweiß* > ***f**lajbac*[15]

[**t**] > [d] : *Fal**t**e, Scho**t**ter, Stan**d*** > *fal**d**a , šo**d**ar, štand*

In der inlautenden Phonemgruppe [-**tl-**] > [-**klj-**]: *Be**ttl**er, Ki**ttel*** > *pe**klj**ar, ki**klj**a*

[**k**] > [g]: *Esszeu**g**, Zu**g*** > *escaj**g**, cu**g***
> [t]: *Wi**ck**ler* > *vi**t**ler*

[**g**] > [k]: ***G**ugelhupf* > ***k**uglof*

[**v**] > [b]: im Wortan- und -inlaut: ***w**ichsen, Blei**w**eiß; Bei**w**ach(te)* > ***b**iksat, flaj**b**ac; baj**b**ok*

Diese Substitution ist nach Skok (1956: 275) womöglich auf das bayerische [w] zurückzuführen, das als [b] perzipiiert wurde, während Žepić (1992: 93) aufgrund wiederholter Angaben in Wörterbuchern und Grammatiken schließt , daß die okklusive Aussprache von [v] in Kroatien üblich gewesen zu sein scheint.

[**s**] > [z]: *Au**s**lage* > *au**z**log*
> [c]: *Ta**ss**e* > *ta**c**a*
> [h]: im Wortauslaut: *Gru**s*** > *gru**h***

[**š**] > [č]: ***Sch**raube, Feld**sch**er* > ***č**raf, feljčar*

Die Wandlung [š] > [ž] bei *frisch* > *frižak* erklärt Skok (1956:267) durch Analogie zu *težak teška.*

In der Kombination mit -t, also im Cluster [št-], wird [š] in allen Positionen als [št] ausgesprochen: *štof, štraf, muštra, grušt, košta*, rešt < *Stoff, Streifen, Muster, Gerüst, Kost, Arrest*, während [šp-] als [šp] nur in An- und Inlautstellungen belegt ist: *špital, špotat*, *rašpa* < *Spital, spotten, Raspel*. Bei Romanismen ist eine derartige Aussprache ein Indiz für die deutsche Vermittlung: *inšpektor, rešpekt* < *Inspektor, Respekt*. Jedoch schwankt heutzutage hier der Gebrauch.

[14] Ein großer Teil derartiger [b]-Wiedergaben ist nur die Übernahme vorherrschender bayrisch- österreichischer Modelle, wovon auch die Angaben in den schon erwähnten alten kroatischen Grammatiken zeugen (Žepić 1993: 87).

[15] Gewöhnlich wird diese Substitution auch für den Auslaut angenommen und am Beispiel von *Schrau**b**e* > *š/čra**f*** illustriert. Hier ist aber der Ausgang von der nhd. Form nicht nötig, da man weiß, daß das Modell in der bayrischen Form *Schrauff* zu suchen ist (Skok).

Bei *škoda, škare* haben wir Beispiele alter Entlehnungen aus ahd. *scado, scâri.* Also wird hier [š] nicht – wie man bei Nichtbeachtung des chronologischen Aspekts denken könnte – in der sekundären Adaptation aus *Schaden, Schere* durch die Konsonantengruppe [šk-] ersetzt, denn es ist die ursprüngliche Gruppe des Modells. Dasgleiche gilt für [ž] in *žnjora,* das aus dem ahd. *snour* entstand, bei dem noch die damalige [ž]-Aussprache galt.

[**ç**] > [x]: *ri**ch**ten, Teppi**ch** > ri**h**tat, tepi**h***
> [k]: *Gewi**ch**t > gevi**k**t*
[**x**] > [x]: *Ma**ch**er > ma**h**er*
> [k]: *Fa**ch**mann, habt A**ch**t > fa**k**man, apta**k***
[f]: *Bru**ch**, Schlau**ch** > bru**f**, šlau**f***

Bei den Nasalen sieht es folgendermaßen aus:

[**m**] > [n]: *Kra**m**p, Bremse > kra**n**p, bre**n**za*
Das gleiche gilt für den Komplex [mpf] > [nf] wie bei *Stoßdä**mpf**er > štosde**nf**er.*
[**n**] > [l]: *Röntge**n** > renge**l***
[m]: *Ku**n**st > ku**m**st*
In den Clustern [sn-] und [šn-] wird [n] > [nj]: *Me**ssn**er, **Schn**ur, **Schn**itte > mež**nj**ar, ž**nj**ora, š**nj**itica.*
[ŋ] > [ng]: *Fassu**ng**, Stimmu**ng,** schla**n**k > fasu**ng**, štimu**ng;** šla**ng***
>[njg]: *Pra**ng**e, Sta**ng**e > pra**njg**a, šta**njg**a*
> [nak]: *Ga**ng** > ga**nak***
>[n]: *Ju**ng**fer > ju**n**ferica*
>[m]: *Gummilösu**ng** >gumilezu**m***

Bei manchen Wörtern, in denen [ŋ] durch [njg] und [n] durch [nj] ersetzt wurde, kommt es in der letzten Zeit zur sekundären Adaptation von [nj] >[n]: *štanjga, glanjcat > štanga, glancat.*
[**l**] > [lj] in den Suffixen **-el, -erl, -gen** und bei auslautendem [-**lt**] :
*Krüg**el**, Gabe**rl;** Kra**gen;** ha**lt,** Trinkge**ld** > krig**lj**in, gabr**lj**a; krag**lj**in; ho**lj**t, tringe**lj**t*
> [k] durch Dissimilation in *Leibe**l** > lajba**k***
Das ursprüngliche [lj] der Endungen *-el, -en > -ljin – Krügel > krigljin, Kragen > kragljin* begann man wahrscheinlich unter dem Einfluß der Umgangssprache durch *-la, -na* zu ersetzen: *krigla, kragna*. So erfährt [l] eine Rückadaptation: [l] > [lj] > [l].
Nur einmal wird [r] zu [l] dissimiliert: *Roh**r** > ro**l.***

3.1.2.1. Bei den Affrikaten kommt es zu folgenden Substitutionserscheinungen:
[**pf**] > [f] in allen Positionen: ***pf**ui, **Pf**usch, Klo**pf**er, Klam**pf**e > **f**uj, **f**uš; klo**f**er; klan**f**a*
[**ts**] > [c]: ***Z**ucker > **c**ukar*

> [z]: **z**urichten > **z**rihtat
> [č]: **Z**uspeise > **č**ušpajz
[**tš**] > [ć]: fu**tsch** > fu**ć**[16]

In dieser Phonemgruppe kann man von regelmäßiger Wiedergabe von [ts] als [c] und [pf] als [f] sprechen.

3.1.2.2. In der Transphonemisation werden Phoneme und -gruppen, vor allem aber unübliche Konsonantenhäufungen, zu weniger komplexen Gefügen reduziert, um die neuen Wörter an die phonotaktischen Regeln anzupassen. Das ist in der Regel bei den viergliedrigen Konsonantengruppen der Fall, die im Kroatischen immer Importe aus verschiedenen Fremdsprachen sind (vgl. Beispiele bei Turk 1992:75):

[**-ntsf-**] in *Hu**ndsf**ott* > [-nc-] *hu**nc**ut*
[**-ntsm-**] in La**ndsm**ann > [-nc-] *la**nc**man*
[**-rtsh-**] in *Wi**rtsh**aus* > [-rc-] *bi**rc**uz*
[**-rkšt-**] in *We**rkst**att* > [-ršt-] *ve**ršt**at*
[**-rts šl-**] in *Kurzschluß* > [-ršl-] *ku**ršl**us*
Bei den dreigliedrigen fällt oft der Mittellaut aus:
[**-r ç ts-**] /[**-r çm-**] > [rc]/[rm]: *Du**rch**zug, Du**rchm**arsch* > *durcug, durmarš*

Manchmal werden sekundäre Vokale eingefügt – [**-hlšp-**] in *Ringelspiel* > [**-ngišp-**] *ringišpilj*, [**-tsl-**] in Kan**zl**ei > kan**cel**arija. Bei den einsilbigen Wörtern entsteht dadurch eine neue Silbe, die sich der Form nach an die systemhaften Wortbildungsmuster adaptiert: *Gru**nd** > gru**nat**, Ga**ng** > ga**nak** ; He**rz** > he**rac**, Milchke**rz**e > milike**rac***.

3.1.2.3. Im Korpus können außerdem mehrere andere phonetische Adaptationen beobachtet werden:
– Aphärese: ***h**abt Acht*, ***h**ofieren*, ***A**rrest* > *aptak, ofirat, rešt*
– Apokope: *bese**tzt** > bezec, Bubiko**pf** > bubiko*
– Assimilation: *Bre**ms**e, schla**nk**, Sta**nd** > bre**nz**a,* šla**ng**, šta**nd**
– Dissimilation von Vokalen und Konsonanten: *Hu**ndsf**ott > hu**nc**ut*; *Ku**nst** > ku**mst**, Fe**ldsc**her > fe**ljč**ar, pi**mp**elig> pi**pl**jav, Roh**r** > ro**l***
– Epenthese: *Kiste > kišt**r**a, Schlotter> žlu**n**dra , spazieren > špa**nc**irat*[17]
– Prothese: *Eingemachtes > **h**ajmoc*
– Synkope: *V**e**rband > frband, Fei**e**rabe**n**d > fajront*

3.1.2.4. Das Deutsche und Kroatische bzw. Čakavische unterscheiden sich also nicht nur durch ihre Phoneminventare, sondern auch durch die

[16] Der stimmlose palatalisierte Okklusiv, der sonst als regionales Schibboleth gilt, ist in den Fremdwörtern häufiger Ersatz für **tš**, vgl. *sandwi**ch** > sengvi**ć**/ sendvi**ć**.*

[17] Ein [n] wird nach Skok (1956:267) vor dentalen eingefügt.

verschiedenen Phonemkombinationen. Ihre phonotaktischen Regeln sind demnach unterschiedlich, werden aber durch Entlehnungen innoviert. Da Dialekte – genauso wie die Umgangssprache – spontan normiert werden, sind sie für Importe offener und innovieren leichter ihr phonologisches System. Im Korpus können folgende – im Standardkroatischen nicht existente (vgl. Turk 1992:73–75) – Lautkomplexe beobachtet werden:

– im Wortanlaut: [šn-] *šnicel*, [šnj-] *šnjitica*, [žnj-] *žnjora* und [frt-] *frtalj*. Bei der in der kroatischen Standardsprache nicht erhaltenen altslavischen Phonemgruppe [čr-] handelt es sich um keine Innovation, da sie ein Bestandteil des Čakavischen ist.

– im Wortinlaut: [-sd-] *štosdenfer* (Stoßdämpfer), [-hm-] *plehmuzika* (Blechmusik), [-fn-] *krafna* (Krapfen), [-flj-] *kifljin* (Kipfel), [-cn-] *špicnamet* (Spitzname) , [-jb-] *bajbok* (Beiwach), [-jh-] *blajhat* (bleichen), [-mlj-] *škamljica* (Schemel), [-njc-] *glanjcat* (glänzen), [-žnj-] *žužnja* (Schnur), [-ln-] *kelner* (Kellner), [-ljb-] *feljbaba* (Feldwebel), [-ljč-] *feljčar* (Feldscher), [-ljh-] *špiljhoze* (Spielhose) und dreiteilige Cluster [-brlj-] *gabrlja* (Gaberl), [-krlj-] *štokrlja* (Stocker*l*), [-hpr-] *štihprova* (Stichprobe), [-ndj-] *vindjakna* (Windjake), [-rplj-] *šperpljoča* (Sperrholzplatte), [-ršt-] *verštat* (Werkstatt).

– im Auslaut – [-jz] *špajz* (Speisekammer), [-mst] *kumst* (Kunst), [-ljt] holjt *(halt), celjt* (Zeltstoff).

Viele dieser Lautgruppen sind auch in der Umgangssprache zu finden, über die ein großer Teil der moderen Germanismen in die Mundart einfließt.

3.1.3. Prosodie

Bekanntlich gehört das Deutsche zum dynamischen und das Kroatische zum musikalischen Akzenttyp. Das Čakavische zeichnet sich außerdem durch eine altertümliche aber nicht einheitliche Akzentuation aus. Die Mundart von Bribir verfügt über ein eigentümliches neues dreitöniges Akzentsystem. Die Akzente können kurz-fallend *cȍpra*, lang-fallend *črâf* und lang-steigend (sog. čakavischer Akut) *krãmpus* sein. Darüber hinaus gibt es unbetonte lange und kurze Vokale, also insgesamt fünf prosodische Einheiten (vgl. Lukežić 1990: 41–44).

Die meisten Germanismen passen sich diesem prosodischen System an. Demzufolge kommt es zu Quantitäts- und viel seltener zu Akzentstellenverschiebungen. Eine unveränderte Akzentposition des Modells findet man bei einzelnen Lexemen, die als Kompromisreplik aufzufassen sind: [bə ˈzetst] : *bezec*, [gə ˈpek] : *gepek*, [špi ˈta:l] *:* špitâl.

Die langen Vokale werden oft gekürzt – *Ziege* [tsi:gə] : *cïga* – und die kurzen gedehnt. Die Dehnung entsteht gesetzmäßig vor den Konsonantengruppen mit einem Sonanten als erstem Glied: hãjmoc, aber nicht nur dort: *Gatter*:gâter, *Werkstatt* : *verštât.*

Das sind aber nur einige vorläufige Observationen über den Akzentkomplex, da dieser Aspekt des Korpus noch nicht eingehend untersucht wurde.

3.2. Morphologische Ebene

Es ist bekannt, daß Substantive unter den Entlehnungen die Mehrzahl ausmachen. Zahlreich sind auch die Verben, während die Klasse der Adjektive nur durch 7, der Adverbien durch 6 und der Interjektionen durch 5 Einheiten vertreten sind. Untpyscherweise wurden auch zwei grammatische Morpheme entlehnt – das Prafix *obr-* und das Suffix *-aj*.

Im Entlehnungsprozeß wird das Modell auch morphologisch an die Nehmersprache angepaßt, indem fremde grammatische Morpheme durch einheimische substituiert, also transmorphemisiert werden.

Oft werden Modelle jedoch morphologisch unverändert übernommen, d.h. sie werden nur partiell transphonemisiert : *ajncug, bezec, celjt, fraj, durcug, fakman, furman, gepek, kumst, pleh, purš, šporhet, štof, ziher* (< *Anzug, besetzt, Zeltstoff, frei, Durchzug, Fachmann, Fuhrmann, Gepäck, Kunst, Blech, Laufbursche, Sparherd, Stoff, sicher*).

Bei partieller morphologischer Substitution werden grammatische Morpheme des Modells – Suffixe oder Präfixe – beibehalten: *fasung* (<*Fassung), šusteraj* (< *Schusterei*).

3.2.1.Das Suffix -er der Substantive bleibt entweder unadaptiert – *frajer, fušer, maher, borer, šlajer* (< *Freier, Pfuscher, Macher, Bohrer, Schleier*) oder es wird an das kroatisch-čakavische System angepaßt, für Maskulina als -ar – *cukar, feljčar, krajcar, mežnjar, pekljar, šintar, šlosar* (< *Zucker, Feldscher, Kreuzer, Messner, Bettler, Schinder, Schlosser*) – oder als -ra für Feminina: *lojtra, muštra* (< *Wagenleiter, Muster*).

Erst sekundär werden die Entlehnungen durch folgende Adaptationen völlig transmorphemisiert:

– Hinzufügung eines -a/ -ač/ -ača/ -arija/ -aš/ -eta/ -ka/ -ica/ -oš- Morphems: *brenza, cigaršpica, mašina* (Bremse, Zigarrenspitze, Maschine); *haklač* (Häkelnadel); *rifljača, štihača* (Riffel, Spaten); *huncutarija* (Hundsfotterei); *ziheraš* (jd., der immer auf Nummer Sicher geht); *ringeta* (Faßreif); *taška* (Tasche); *kajzerica*, *štrinjica* (Kaisersemmel, Strähne); *cinkaroš* (Zinker).

– Adaptation des deutschen Morphems -el > -lja > -la, -erl >-lja und –lein > -la: *štiklja/štikla, rajsnegla, škamljica* (Stöckelschuh, Reißnagel, Schemel); *gabrlja, štokrlja* (Gaberl, Stockerl); *frajla, reklja* (Fräulein, Röcklein).

– Adaptation von -el, -en > -ljin/-lin: *kifljin, krigljin*; *kragljin, natkaslin* (Kipfel, Krügel, Kragen, Nachtkast(e)l). Skok (1956:273) ist der Meinung, daß in diesen Fällen die Replikenendung *-en* auf den deutschen *n*-Plural zurückzuführen ist. Die älteren *-ljin*-Formen weichen heutzutage zugunsten von *-la/-na* zurück: *kifla, krigla, kragna.*

– Interpolation eines silbenbildenden Vokals im Auslautcluster: *her**ac**,* miliker**ac**, gan**ak,** wodurch einsilbige Modelle zu zweisilbigen Repliken mit einheimischen Suffixen werden.

– Hinzufügung des Morphems -o: *Švabo* (Schwabe)

– Hinzufügung des Morphems -ovanje: *šalovanje* (Schalung)

3.2.1.1. Ausschlaggebend bei der Bestimmung des Genus der Substantive ist deren Form, d.h. der Auslaut. Konsonantisch auslautende Substantive sind in der Regel Maskulina: *špic* (< *Spitze*), *štimung* (< *Stimmung*), *štof* (< *Stoff*).

Auf Vokal lauten nur *feljbaba* (Feldwebel) und *Švabo* (Schwabe) aus, deren Genus durch die Bedeutung 'Mensch, männlich' determiniert wird.

Da der auslautende Vokal häufig apokopiert wird, wechseln viele Wörter ihr ursprünglich feminines Genus zum maskulinen: *Auslage – auzlog, Milly Kerze – milikerac, Schmiere – čmir.*

Vokalischer Auslaut signalisiert Feminina ohne Rücksicht auf das Genus des Modells: *Falte*: *falda, Leiter*: *lojtra, Schaden*: *škoda, Schindel*: *šindra, Schuppen*: *šupa, Wirtshaus*: *birtija.*

3.2.1.2. In der Kategorie des Nummerus gibt es einige Substantive, die ausschließlich als Pluralia tantum gebraucht weden: *cvikeri* (Zwicker), *ferije* (Ferien), *halteri* (Strumpfhalter), *glokni* (Glocken), *pinezi* (< *Pfenning*, Geld), *pumperice* (Pumperhose), *štrample* (Strampler). Bei *žužnje* (Schuhbänder), wo die Pluralform überwiegt, ist auch der Singular möglich.

3.2.2. Entlehnte Verben haben den ortsüblichen **t**-Auslaut, der an mehrere Infixe angefügt wird:

-a- + -t: *biflat, biksat, curikat, curajbat, doštukat, fajtat, muštrat*
(büffeln, wichsen, zurückfahren, mit der Reibahle glätten, stückeln, feuchten, mustern/ kosten)
-ari- + -t: *fušarit* (pfuschen)
-ira- + -t: *čmirat, faširat, kibicirat, šatirat*
(schmieren, faschieren,kibitzen, schatieren)
-i- + -t: *falit, trefit* (fehlen, treffen)
-ova- + -t: *šalovat, vrbovat* (schalen, werben)

3.2.2.1. Hinsichtlich der Kategorie des Aspekts adaptieren sich entlehnte Verben völlig an das čakavische Verbalsystem. Sie sind imperfektiv *biflat*, *cukat, curikat* (büffeln, zucken, zurückfahren) oder perfektiv *doštukat*, *kušnut* (stückeln, küssen).

Perfektivität wird vor allem mittels Präfixe ausgedrückt:

do- *dohopsat*, na- *nafajtat*, po- *pošlihtat*, pod- *podštucat*, pre- *prešaltat*, pri- *priheftat*, pro- *proflundrat*, u- *uštekat*, z- *zbiksat*, za- *začrafat*.

Zur Perfektivierung wird auch das Infix *-nu-/-n-* benutzt – *cuknut: cukat, curiknut : curikat, kušnut : kuševat.*

3.2.2.2. Einige Verben sind reflexiv: *po/trefit se, sekirat se, zalaufat se* (zu *treffen, sekkieren, laufen*).

3.2.3. Die meisten Adjektive werden unverändert, d. h. nur transphonemisiert, entlehnt: *bezec, fraj, feš, reš, šlang, šrego, ziher* (< *besetzt*, *frei*, *fesch*,

resch, schlank, schreg, sicher). Sie sind völlig unadaptiert an das morphologische System des Kroatischen bzw. Čakavischen, unterliegen also weder den Kategorien Genus (*feš žena : feš čovik*), Numerus (*feš ženi : feš ljudi*), Kasus (imamo posla samo z *feš narodon*) noch werden sie graduiert.

Im Gegensatz dazu sind Adjektive mit einheimischen Suffixen bzw. sekundär abgeleitete Formen völlig an das System adaptiert: *frižak, faličan, špicast, grancljiv, fanjski* (zu *frisch, falsch, spitz, grantzig, fein*).

3.2.4. Die Adverbien sind nur in geringer Zahl vertreten: *curik, durmarš, fuć, ganc, knap, rikverc* (< *zurück, Durchmarsch, ganz, knapp, rückwärts*), jedoch werden auch einige Adjektive adverbial gebraucht: *gre va cikcak*.

3.2.5. Unter den Interjektionen werden heute *fuj, horuk* und *kuš* (< *pfui, horuck, kusch*) allgemein gebraucht, während *fuć* und *holjt* (< *futsch, halt*) als archaisch empfunden werden. Auch die Adverbien *auf*,[18] *curik* und *fuć* werden als Interjektionen benutzt.

3.2.6. Ebenfalls wurden zwei grammatische Morpheme entlehnt – das Präfix *obr-* < *ober* und das Suffix *-aj* < *ei*. Mit *obr-* werden, neben Wortentlehnungen *obrlajtnant, obrliht, obrlin* (Oberleutnant, Oberlicht, der obere Rand), auch substantivische – *obrkurba, obrtat* (»Oberhure«, »Oberdieb«) – und adjektivische – *obrblesav, obrpametan* (erzdumm, superklug) Derivate gebildet. Das Modell hierfür ist wohl in den Militär- und Ehrenbezeichnungen der Militärgrenze zu suchen (Skok 1972). Nachträglich wurde das Präfix mit der Bedeutung 'hoher Grad von/ höchst' versehen und dient – im Unterschied zum Deutschen – auch zur Bildung von Adjektiven.

Mit dem Suffix *-aj* wurde – analog zu den Germanismen auf *-ei* (*kupleraj, tišljeraj*) – nur ein neues Substantiv gebildet: *frizeraj* (Friseursalon).

3.2.7. Wie den oben genannten Beispielen zu entnehmen ist, unterscheiden sich einmal entlehnte Germanismen in keinerlei Hinsicht von der übrigen čakavischen Lexik und können als Basis für weitere, indirekte Bildungen dienen. Da die Ableitung für das Kroatische charakteristischer als die Zusammensetzung ist, überwiegen auch im Korpus sekundäre Affix-Bildungen: *soldačija, šlanpavica, jaknić* (zu *Soldat, schlampig, Jacke*). *Die* Zusammensetzungen sind meistens hybride Komposita aus einem kroatischen und einem deutschen Lexem: *cipelcug* (*cipela*, Schuh + *Zug), šperpljoča* (*Sperr* + *ploča*, Platte*), štaubšećer* (*Staub* + *šećer*, Zucker), *termosboca*, (*Termos* + *boca*, Flasche*), tračbaba* (Tratsch + baba, Weib).

Zur Illustration der Wortbildungspotenzen einzelner Wortarten werden Ableitungen aus je einer Wortart angeführt:

[18] Genauso wie *curik* wurde auch *auf* ursprünglich im Umgang mit Pferden gebraucht, heutzutage wird es gelegentlich auf Menschen bezogen.

tanac (Tanz) – *tancur* (Tänzer) – *tancurica* (Tänzerin) – *tancat* (tanzen) – *po-/zatancat* (zu tanzen beginnen), *na-/zitancat se* (bis zum Umfallen tanzen)
landrat (herumschlendern) – *nalandrat se* (viel herumgeschlendert sein) – *landravac* (Herumschlenderer) – *landravica* (Herumschlenderin)
pipljav (pimpelig) – *pipljavac* (pimpeliger Mann) – *pipljavica* (pimpelige Frau)
curik (zurück) – *curikat* (zurückfahren/ -gehen) – *curiknut* (Perfektivbildung zu *curikat*)

3.3. Semantische Ebene

Auf der semantischen Ebene kann die Bedeutung des Modells entweder die gleiche wie in der Gebersprache bleiben, oder sie kann erweitert oder verengt werden.

Ihre ursprüngliche Bedeutung behalten gewöhnlich Lexeme mit einer einzigen Bedeutung bei: *cinkaroš, feljbaba, gastarbajter, ligeštul* (Zinker, Feldwebel, Gastarbeiter, Liegestuhl). Beide Bedeutungen wurden bei *biksat* mitübernommen ('wichsen' und 'jdn schlagen').

3.3.1. Bei der Verengung, die in der primären Adaptation stattfindet und typisch für Entlehnungen ist, wird entweder der Umfang oder das Feld der Bedeutung reduziert (Filipović 1986: 65).

Zur Verengung des Bedeutungsumfangs kommt es bei fast allen Entlehnungen – a*jncug* (Anzug) ist nur das Kleidungsstück, *durcug* (Durchzug) bedeutet 'sich durch einen Raum bewegende Luft', bei *fajtat* (feuchten) wurde nicht die Bedeutung aus der Jägersprache (Harn lassen) übernommen, *gruh* (Grus) sind nur kleine Gesteinsbrocken, *herac* (Herz) nur Spielkarte usw.

3.3.1.1. Die Bedeutung eines Wortes kann mit der Zeit eine pejorative Nuance bekommen und dadurch verengt werden: *fakman* (< Fachmann) bezeichnet einen mit allen Wassern gewaschenen Menschen, *flundra* (< Fländerlein) und *fuksa* < (Fuchsstutte) bezeichnen nur die Frau mit schlechtem Ruf, die Dirne, *škrabat/ šrajbat* 'unleserlich schreiben', *žlundra* (oberdt. Salzschlamm) hat die Bedeutung 'schlechtes Fleischstück'. Eine interessante Entwicklung zeigt *auditor,* ein Wort lateinischen Ursprungs, das über die Gerichtsbehörden der Militärgrenze zu uns gelangte und heute ausschließlich den Ankläger im Prozeß gegen den Karnevalprinzen bezeichnet.[19]

3.3.1.2. Bei einigen Wörtern wird auch das Feld verengt: *bruf* bedeutet nur 'Eingeweidebruch' (ausgelassen die Bedeutung 'Fraktur'), *feder* hat nur technische Bedeutung 'spiralförmiges Metallstück', *grušt* ist nur 'Baugerüst' und kein 'Tragwerk allgemein'.

Eine eigentümliche Übertragung erfuhr *šlafrok* < *Schlafrock* mit der Bedeutung 'geknöpftes Hauskleid' (in Form des Mantelkleids).

[19] Die Wortgeschichten sind dem Wörterbuch von Skok entnommen.

3.3.2. Eine Bedeutungsextension erfolgt sekundär, nachdem das Wort schon integriert worden ist: *bezec* kann sich auch auf Menschen beziehen (z. B. *On je bezec* »Er ist besetzt«, also hat eine Freundin/Frau), *aptak* bedeutet 'bereit sein', *feljčar* erhält die Bedeutung 'Arzt überhaupt, Pfleger', *frajer* wird zum 'Menschen überhaupt', *rol* bedeutet 'Rohr' aber auch 'Dachrinne'.

3.3.2.1. Zur Erweiterung kommt es auch durch Metaphorisierung: *cvikat* bedeutete ursprünglich nur 'mit der Zange/Schere schneiden (kurz)', erst später auch 'Karte lochen' und jetzt übertragen auch 'Angst haben', *šljakat* (zu *Schlacke*) bedeutet gaunersprachlich 'arbeiten' und *zakajlat* (zu *Keil*) 'jdm einen Knüppel zwischen die Beine werfen'.

3.3.3. Die deutschen Zusammensetzungen werden oft als Ellipsen entlehnt, bzw. nachträglich gekürzt. Die Bedeutung wird dann auf den Rest des Wortes übertragen. Da gesprochene Sprache – und Dialekte sind Sprechsprachen *par excellance* – Verkürzungen aller Art bevorzugt, wirkt das Prinzip der Sprachökonomie auch im Bereich der Entlehnungen. Unter einer Fülle elliptischer Bildungen seien zur Illustration angeführt: *celjt < Zeltstoff, čmir < Wagenschmiere, lojtra < Wagenleiter, mantel< Mantelkleid, purš < Laufbursche, šos < Rockschoß, špajz < Speisekammer, štema < Stemmeisen, štiklja < Stöckelschuh, treger < Hosenträger.*

3.3.4. Germanismen gehen auch feste Wortverbindungen mit übertragener Bedeutung ein. Im Korpus sind folgende Phraseme erfaßt: *od/z cuga* (auf Anhieb), *od šuba* (auf Anhieb), *nima dunsta* (keinen Dunst von etw. haben), *fasovat svoje* (sein Fett kriegen), *klast kajlu* (jdm. einen Knüppel zwischen die Beine werfen), *imit knedlu v grli* (einen Kloß im Hals haben), *imit klikeri* (Köpfchen haben), *nikomu delaju klikeri* (jd. kapiert schnell), *bit kuš* (kusch sein), *malo morgen* (denkste Frieda), *pod mus* (aus Zwang), *bit/ostat paf* (baff sein), *imit pik na nikoga* (einen Pik auf jdn. haben), *imit putra na glavi* (Butter auf dem Kopf haben/kein reines Gewissen haben), *pit na eks* (in einem Zug austrinken), *šibat dalje* (weitergehen), *bit aptak* (bereit sein).

3.3.5. Im Korpus gibt es auch vereinzelte Beispiele für andere semantische Umdeutungen. So ist *špicnamet* (Spitzname) Illustration für Volksethymologie – der zweite Teil der unverständlichen Lautfolge *-name* wurde mit bekanntem Inhalt (*namet*, Aufladen/Auferlegen) gefüllt.

3.3.6. Zweimal sind Eigennamen zu Appellativa geworden: die Aufschrift *Milliy Kerze* auf den Kerzenpackungen wurde als 'Kerze' gedeutet und ergab *milikerac* und die Herstellerbezeichnug *Stowellwerke* entwickelte sich zu *štoverak* (Zuckerwürfel).

3.3.7. Andererseits bleibt als einzige Spur einer Sägemühle der Toponymikon *Žaga*, wo Appellativum zum Eigennamen geworden ist. Das ist ebenfalls

mit dem Ortsteil *Štale* der Fall, der sich ursprünglich um die Ställe der Frankopanen entwickelt hat.

3.3.8. Wenn man den Bestand an Germanismen nach semantischen Feldern ordnet, fällt auf, daß sie größtenteils zu den Bereichen Handwerk/ Gewerbe, Werkzeuge/Technik, Haushalt, Bekleidung, Gastronomie, Militär, Geselligkeit/ Spiele, Personenbezeichnungen gehören. Der Umfang des Wortbestands einzelner Bereiche, deren Mitglieder manchmal zu mehreren Feldern gehören, wird durch einige Felder illustriert:

Das Fuhrwerk-Feld zeugt von einem seinerzeit sehr wichtigen und inzwischen völlig verschwundenen Segment der gewerblichen Tätigkeit des Ortes – dem Fuhrgeschäft. Hier dreht sich alles um Pferde und -wagen: *celjt*; *cugalj*, *curik*, *curikat*, *čmir*, *furman, futrat*, *klaftar*, *lipicaner, lojtra*, *rikverc*, *sotlar*, *štranjga*, *vagir*, *vinta* (Pferdedecke aus Zeltstoff, Zügel, zurück, zurückfahren, Wagenschmiere, Fuhrmann, füttern, Klafter, Lippizaner, Wagenleiter, rückwärts, Sattler, Strange, Waage in der Wagendeicksel, Kurbel).

Vom einst wichtigen militärischen Berich sind auch relativ wenige Lexeme übriggeblieben: *aptak, bajbok, befel, durmarš, fasung, feljbaba, geler, holjt, kapetan, kasarna, obrlajtnant, oficir, purš, ranac, regrut, rešt, rusak, soldat, soldačija, šanac, šmajser, špalir, šrapnel, štab, štuka, trup* (bereit sein, Gefängnis, Befehl, Durchmarsch/ durchgehend, Zylinder für Glühbirne/ das was einem gehört in Empfang nehmen, Feldwebel, Geller, halt, Kapitän, Kaserne, Oberleutnant, Offizier, Laufbursche, Ranazen, Rekrut, Gefängnis, Rucksak, Soldat, Militärdienst, Schanze, Gewehr, Spalier, Schrapnell, Stab, Stuka, Trupp).

Im Feld für Personenbezeichnungen sind Berufsbezeichnungen sehr häufig, aber auch sonstige Charakterisierungen nach auffälligen Merkmalen:

auditor (Ankläger im Prozeß gegen den Karnevalprinzen), *hohštapler* (Hochstapler,), *ciga* (Schimpfwort für weibliche Person), *cimer* (Zimmerpartner), *copra* (Hexe), *fakman* (sehr geschickter Mensch), *feljbaba* (Feldwebel), *feljčar* (Feldscher), *flundra* (Dirne), *fuksa* (Dirne), *frajer* (Geck/Mensch), *frajla* (Fräulein), *furman* (Fuhrmann), *gastarbajter*(Gastarbeiter), *hahar* (Lausbub), *huncut* (Schurke), *inšpektor* (Inspektor), *junferica* (Jungfer), *kapetan* (Kapitän), *kelner* (Kellner), *klanfar* (Klempner), *lacman* (Landsmann), *maher* (geschickter Mensch), *majstor* (Meister), *mežnjar* (Messner), *muzikant* (Musikant), *obrkurba* (»Oberhure«), *obrlajtnant* (Oberleutnant), *obrtat* (»Oberdieb«), *oficir* (Offizier), *pek* (Bäcker), *pekljar* (Bettler), *portir* (Portier), *purš* (Laufbursche), *soldat* (Soldat), *sotlar* (Sattler), *šintar* (Schinder), *šlosar* (Schlosser), *šnajdar* (Schneider) *šuster/ šostar* (Schumacher), *Švabo* (Schwabe), *tapetar* (Tapezierer), *tišljar* (Tischler), *tračbaba* (Klatschbase), *trajbar* (Viehändler).

4. Schlußwort

Jede, auch die kleinste Gemeinschaft befindet sich in ständigem Kontakt mit anderen. Da das nordadriatische Gebiet zur Interessensphäre verschiedener politischer und wirtschaftlicher Mächte gehörte und intensive Kontakte vor allem mit dem norditalienischen Raum pflegte, kam es im Laufe der Jahrhunderte auch zu verschiedenen Interferenzen zwischen Orts- und fremden Sprachidiomen. Die entlehnte Lexik spiegelt diese verschiedenartigen Einflüsse wider, und es ist bei manchen Fällen nicht einfach, die Quelle bzw. die Gebersprache eindeutig festzustellen. In der Mundart von Bribir gibt es neben den zahlreichen Romanismen auch eine beträchtliche Anzahl von Germanismen. Bis jetzt wurden etwa 500 Wörter aufgezeichnet. Sie erweitern den dialektalen Wortschatz und zeugen von kontinuierlichen und teilweise sehr alten sozialen Beziehungen mit dem deutschsprachigen Raum und seiner Kultur, sei es direkt mit den Muttersprachlern, sei es mittels sogennater Kulturentlehnung.

Die entlehnten Germanismen paßten sich größtenteils dem phonologischen, morphologischen und semantischen System des čakavischen in seiner örtlichen Ausprägung an. Teilweise beeinflußten sie es durch neue Lautkombinationen oder neue Affixe.

Im semantischen Bereich wird die ursprüngliche Bedeutung meistens auf eine einzige verengt, obwohl es auch zur nachträglichen Bedeutungsextension kommt, vor allem bei sekundären Bildungen.

Germanismen sind nicht in allen semantischen Feldern zu finden. Die meisten gehören zum Bereich der sog. materiellen Kultur und umfassen Technik allgemein, Wohnkultur, Gastronomie, Bekleidung. Von der sozialen Sphäre zeugen z.B. Personenbezeichnungen und Ausdrücke für Spiel- und andere Geselligkeitsformen. Auf ökonomische und historische Verhältnisse verweist die Lexik im Bereich historischer Handwerke (Pferdeschmiede), Gewerbeformen (Fuhrwerk) und vor allem des Militärs. Gerade hier ist der Rückgang bzw. Schwund der Germanismen am deutlichsten zu verfolgen – mit dem Schwund der Denotate, Sachverhalte und Lebensformen ist ein großer Teil des diesbezüglichen Wortschatzes wenn noch nicht verschwunden, dann zu bloßen Historismen geschrumpft. Sie werden nur von den ältesten oder am heimatlichen Idiom besonders interessierten Sprechern gekannt und verwendet. Obwohl die Wortschatzmobilität ein Bestandteil der sprachlichen Dynamik ist, ändert dies nichts an der Tatsache, daß mit diesem Wortgut auch ein Teil der sprachlich bewahrten Erfahrung und Geschichte verschwindet. Wortlisten der mundartlichen Germanismen sind ein kleiner Beitrag, Spuren des in ihnen petrifizierten Kontakts festzuhalten.

Literatur

I. Zur Linguistik

Ammon, Ulrich (1995). *Die deutsche Sprache in Deutschland, Österreich und der Schwliz. Das Problem der nationalen Varianten*. Berlin, New York: de Gruyter

Babić, Stjepan (1990). *Njemačke posuđenice u hrvatskom književnom jeziku*. In: *Hrvatska jezikoslovna čitanka*. Zagreb: Globus, 214–224

Ebner, Jakob (1992). *Österreiches Deutsch*. In: »Deutschunterricht« 44 (6): 44–55

Filipović, Rudolf (1986). *Teorija jezika u kontaktu*. Zagreb: JAZU/ ŠK

Kessler, Wolfgang (1986), *Aus der Dominanz in die Marginalität. Die deutsche Sprache in Kroatien im 19. Jh.* In: »Deutsche Ostkunde« 32:67–79

Kordić, Snježana (1991). *Germanizmi u osječkom govoru danas*. In: Andrijašević, M./ Vrhovac, Y. (Hg.). *Prožimanje kultura i jezika*. Zagreb: HDPL, 89–97

Lukežić, Iva (1990). *Čakavski ikavsko-ekavski dijalekt*. Rijeka: ICR

Mezorana, Milivoj (1953). *Kratak pregled riječkih narječja*. In: Bićanić, Rudolf et al., 435–440

Muljačić, Žarko (1972). *Opća fonologija i fonologija talijanskog jezika*. Zagreb: ŠK

Piškorec, Velimir (1991). *Germanizmi u govoru Đurđevca*. In: Andrijašević, M./ Vrhovac, Y. (Hg.). *Prožimanje kultura i jezika*. Zagreb: HDPL, 99–107

Skok, Petar (1956). *Novi prilozi proučavanju govora žumberačkih čakavaca*. *HDZ* 1: 215–278.

Turk, Marija (1992). *Fonologija hrvatskoga jezika*. Rijeka: ICR.

Turk, Marija (1995). *Njemačke primljenice u hrvatskom jeziku*. In: Berzseny, Dániel/ Tánarkédzõ, Fõiskola (Hg): *Nemzetkõzi Szlavisztikai napok V*. Szombathely, 183–193.

Žepić, Stanko (1991). *Grundbegriffe der Phonologie und ein Vergleich der phonologischen Systeme des Deutschen und Kroatischen*. Zagreb: Zavod za lingvistiku

Žepić, Stanko (1992). *Deutsche Sprache im Dictionarivm von Faustus Verantius*. In: ZGB 1: 89–103.

Žepić, Stanko (1993). *Deutsche Sprache in kroatischen und serbischen Grammatiken des 18. Jahrhunderts. Phonetik*. In: Muhr, Rudolf. (Hg.). *Internationale Arbeiten zum österreichischen Deutsch und seinen nachbarsprachlichen Bezügen*. Wien: Hölder., 79–93.

II. Wörterbücher

Drosdowski, Günther (2 1989). *Deutsches Universalwörterbuch*. Mannheim: Dudenveralg

Drosdowski, Günther/ Grebe, Paul (1963). *Das Herkunftswörterbuch*. Duden Bd. 7. Manheim..

Ebner, Jakob (1969). *Wie sagt man in Österreich* ?. Mannheim: Dudenveralg

Gluhak, Alemko (1993). *Hrvatski etimološki rječnik*, Zagreb: August Cesarec

Klaić, Bratoljub (1988). *Rječnik stranih riječi*. Zagreb: MH

Kranzmayer, Eberhard et al. (1970–1983). *Bayrisch-österreichisches Wörterbuch*. Wien: H. Böhlaus Nachf.

Mangold, Max et al. (3 1990), *Das Aussprachewörterbuch*. Duden Bd. 6. Mannheim.

Schmeller, Johann A. (1983). *Bayerisches Wörterbuch*. Bd 1, 2. München: Oldenbourg

Siebs (1969). *Deutsche Aussprache*. Berlin: de Gruyter.

Simeon, Rikard (1969). *Enciklopedijski rječnik lingvističkih naziva* I, II. Zagreb: MH
Skok, Petar (1971–73). *Etimologijski rječnik hrvatskoga ili srpskoga jezika*. Bd. 1, 2, 3. Zagreb: MH.

III. Zum lokalen sozialgeschichtlichen Kontext

Bićanić, Rudolf et al. (Hg.)(1953). *Rijeka*. Zbornik, Zagreb: MH
Buršić, Ljubo (Hg.) (1972). *Općina Crikvenica*. Monografija. Zagreb
Häusler, Maja (1996). *Von Landessprache zu Fremdsprache. Zur Geschichte des Deutschunterrichts an kroatischen Gymnasien*, *ZGB* 5:179–198
Jindra, Ivan (ur.) (1974): *125. obljetnica pomorskog školstva u Bakru*. Bakar: Pomorski školski centar
Kessler, Wolfgang (1981). *Politik, Kultur und Gesellschaft in Kroatien und Slawonien in der 1. Hälfte des 19. Jhs*. München: Oldenburg
Klaić, Nada (1988). *Vinodol od antičkih vremena do knezova krčkih i Vinodolskog zakona*. Pazin – Rijeka: Historijski arhiv Pazin/Rijeka
Matejčić, Radmila (1983). *Pregled kulturno-povijesnih spomenika Vinodola*. In: »Vinodolski zbornik« 3: 327–358
Mirković, Mijo (1958). *Ekonomska historija Jugoslavije*. Zagreb: Ekonomski pregled
Pavličević, Dragutin (1981).*Novi i okolica na starim kartama, crtežima i slikama*. In: »Vinodolski zbornik« 2:337–357
Pavličević, Dragutin (1985). I*z prošlosti Krmpota, Klenovice i Ledenica*. In: »Vinodolski zbornik« 4: 281–310

Zagreber Germanistische Beiträge 6(1997), 131–155

DEUTSCHE LEHNWÖRTER IN DEN FACHSPRACHEN DER ZAGREBER HANDWERKER

Slađan TURKOVIĆ
(Universität Zagreb)

Auf Grund der geographischen Nähe und der langen, gemeinsamen Geschichte kann Kroatien auf eine Vielfalt von Verbindungen zu seinen Nachbarländern schauen. So wirkten z. B. die engen politischen Verbindungen zum Wiener Hof, als Kroatien ein Kronland der Habsburger Monarchie war, fördernd auf den kulturellen Austausch mit Österreich. Da die deutsche Sprache Amtssprache der Monarchie war, können wir von einer sprachlichen Verbindung sprechen. Diese Vielfalt von Verbindungen hinterließ Spuren in der heutigen kroatischen Sprache, mit denen sich die Sprachkontaktforschung beschäftigt. Den Anfang der germanistischen Sprachkontaktforschung in Kroatien stellt die Dissertation von Ivo Medić über den deutschen Fachwortschatz der Handwerker in Zagreb dar.

Medić untersuchte zuerst die kultur-historischen Hintergründe sprachlicher Beziehungen, ermittelte durch Befragungen von Handwerkern eine beträchtliche Zahl von Lehnwörtern, untersuchte sie nach phonetischen, phonologischen, morphologischen

Zusammenfassung

Bedingt durch die gemeinsame Gechichte, in der Kroatien und Österreich in einem Staat, der Habsburger Monarchie, verbunden waren, kam es zu bedeutsamen Entlehnungen aus der deutschen Sprache. 1995 wurde das deutsche Lehngut in der Fachsprache der Zagreber Handwerker untersucht, wobei die Ergebnisse mit einer früheren Forschung verglichen wurden. Es stellte sich heraus, daß vor allem mehrere Reformen des Bildungswesens und die Industrialisierung der Wirtschaft zum verminderten Gebrauch des deutschen Fachwortschatzes führen.

und etymologischen Kriterien, beschrieb die sprachlichen Wandlungsprozesse zwischen dem Herkunftswort und dem Lehnwort.[1]

Es war anzunehmen, daß die sozio-kulturelle Umgebung sich in den letzten drei Jahrzehnten geändert hatte. Deshalb wurde im Jahre 1995 ein ähnliches Forschungsvorhaben realisiert, um mögliche durch die neue sozio-kulturelle Situation bedingten Änderungen im Handwerkerfachwortschatz belegen zu können.

Um nun die Ergebnisse im Vergleich interpretieren zu können, soll zunächst die Arbeit von Medić dargestellt werden.

1. Historischer Hintergrund

Im Mittelalter lebte in Zagreb neben der kroatischen Bevölkerung eine beträchtliche Zahl von Deutschen, Italienern und Ungarn. Zu dieser Zeit war das Gewerbe in Zagreb schon entwickelt. Die Handwerker waren Mitglieder von Genossenschaften oder Bruderschaften. Nach der Auflösung der Zünfte im Jahre 1872 konnten sich ausländische Handwerker unbehindert in Zagreb niederlassen. So berichten die alten Handwerker in Zagreb: »Unsere ältesten Meister waren Grazer und Wiener«. Das bezeugen auch die Nachnamen der Handwerker, die man vor dem 1. Weltkrieg in Zagreb oft auf den Reklameschildern lesen konnte: Wieland (*Bäcker*), Scholz (*Konditor*), Weinrich (*Photograph*), Strozinger (*Spengler*) usw. Es zogen auch viele kroatische Handwerker nach Österreich oder (etwas seltener) Deutschland, um sich dort fortzubilden. Diese Tradition bewahrte sich bis zum Ersten Weltkrieg. Da Kroatien zu dieser Zeit ein Kronland der Habsburger Monarchie war, brauchte man für das Reisen weder einen Reisepaß noch ein Visum. Mit dem Zerfall der Monarchie und durch die Entstehung des Königreiches der Serben, Kroaten und Slowenen, dem späteren Jugoslawien, brachen die Beziehungen zu den österreichischen Ländern ab. Durch den politischen Zusammenbruch der Beziehungen, wurden auch die Lehrlingswanderungen seltener.

Politische und kulturelle Beziehungen, nicht zuletzt die geographische Nähe der deutschsprachigen Länder bewirkten, daß in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts eine große Zahl von Lehnwörtern aus dem Deutschen ins Kroatische eingedrungen ist. Die Zagreber Handwerker brachten bei ihrer Rückkehr aus dem Ausland die deutsche Terminologie mit. Werkzeuge, neue Geräte und Maschinen wurden in Österreich oder Deutsch-

[1] Medić, Ivo: *Kulturno-historijsko značenje i lingvistička analiza njemačkih pozajmljenica kod zagrebačkih obrtnika (obrada metala, drva i kože)*. Unveröffentl. Diss. Zagreb 1962.

land bestellt, illustrierte Kataloge und Preislisten wurden in deutscher Sprache gelesen, auf den Maschinenteilen waren deutsche Aufschriften, die Gebrauchsanweisungen waren in Deutsch usw. Deshalb ist die Zahl der Lehnwörter in der Fachsprache der Zagreber Handwerker besonders hoch.

2. Befragte Personen und Arbeitsmethoden

Die befragten Personen waren nach Medićs Angabe geborene Zagreber, sprachen den kajkavischen Dialekt, der im nordwestlichen Teil Kroatiens gesprochen wird, waren älter und hatten möglichst keinen Lehrlingsaufenthalt in deutschsprachigen Ländern, bzw. keine Kenntnisse in Deutsch als Fremdsprache. Da bestimmte Handwerke nur noch wenige Vertreter in Zagreb hatten (Hersteller von Musikinstrumenten, Sattelmacher, Gerber), konnten nicht alle vorgegebenen Kriterien eingehalten werden.

Insgesamt wurden 56 Handwerker befragt; davon waren 43 gebürtige Zagreber, die anderen waren aus der Umgebung von Zagreb. Der Altersstruktur nach war die Mehrheit der Befragten zwischen 31 und 60 Jahre alt, wobei das Durchschnittsalter 49 Jahre betrug. Einige phonetische Besonderheiten wurden durch die Sprachkultur der Handwerker beeinflußt – ein Feinmechaniker (der Schreibmaschinen reparierte) oder ein Juwelier verkehrte meistens mit der Bürgerschicht. Ein Hufschmied oder Wagner verkehrte mit der Bauernschicht, die wiederum einen anderen Dialekt sprach.

Es wurden auch Lehnwörter ermittelt, die damals nicht mehr gebraucht wurden, an die sich aber die befragte Person noch erinnern konnte – sog. Erinnerungsformen. Zur Bestätigung der Lehnwörter führte Medić weitere Befragungen in Krapina (einer Stadt in der Nähe von Zagreb) durch. Obwohl in Krapina die Altersstruktur, die Bildung und die Arbeitsumgebung der Handwerker unterschiedlich waren, hatte das im allgemeinen keinen Einfluß auf die Ausspracheform von Lehnwörtern.

Die Herkunft sowie die Entwicklung der gesammelten Lehnwörter untersuchte Medić in verschiedenen Wörterbüchern der Standardsprache, in etymologischen und dialektalen Wörterbüchern und in Fachkatalogen, die er im Inhaltsverzeichnis seiner Dissertation angeführt hat.[2] Ein Studien-

[2] 1. Duden: Der große Duden. *Etymologie*. Herkunftswörterbuch der deutschen Sprache. Mannheim 1958.

2. Goulden: *Ledertechnisches Wörterbuch*, Deutsch-Englisch, Englisch-Deutsch, 1956.

3. Hügel, Franz Seraphin: *Der Wiener Dialekt*, Wien – Pest – Leipzig 1873.

4. Schmeller, Andreas: *Bayerisches Wörterbuch*, München 1872.

aufenthalt in Wien ermöglichte ihm Forschungen in der Wörterbuchkanzlei der österreichischen Akademie der Wissenschaften. Trotz allem blieb ein Teil der gesammelten Lehnwörter schriftlich unbelegt, da es sich um streng fachsprachliche Wörter handelte. Bei ungefähr 30 Wörtern konnte keine Bestätigung gefunden werden. Hierbei handelte es sich wahrscheinlich um veraltete Wörter, Regionalismen oder Deformationen.

3. Lehnwörter nach dem Berufsgebiet

Medić führte insgesamt 39 Berufe an, die er in Zagreb finden, und darüber Befragungen anstellen konnte:

Schmied, Gießer, Schlosser, Drechsler, Werkzeughersteller, Fahrradmechaniker, Feinmechaniker, Automechaniker, Uhrmacher, Optiker, Gold- und Silberschmied, Graveur, Spengler, Kupferschmied, Metalldrucker, Reifenflicker, Schleifer, Elektroinstalateur, Elektromechaniker, Radiomechaniker, Regenschirmmacher, Zimmermann, Wagner, Faßbinder, Tischler, Holzdrechsler, Holzschnitzer, Parkettbodenleger, Hersteller von Musikinstrumenten, Tapezierer, Bürstenmacher, Gerber, Schuster, Opankenmacher (Opanke = Riemenschuh), Riemer, Taschenmacher, Handschuhmacher, Beizer und Kürschner.

So wurden z. B. bei den Uhrmachern folgende Wörter ermittelt und nach einem bestimmten Oberbegriff angeführt:

Handwerk: **urar, vurar, urmaher, vurmaher**

Maschinen, Werkzeuge und ihre Teile, Handlungen: **vaga, ambus** oder **hambus, šraufštok, štrekmašina** und das Verb **štrekati, dreštul s amerikanerom, šnajcajk, bormašina,** und das Verb **borati, špiralborer, gevindborer, cafnborer** und auf ihm **troml, šmirglšajba** mit dem Verb **šmirglati, rundlaufcirkl, nitštekl** und das Verb **(za)nitati, klipl, špiralklipl, cvikklipl** und das Verb **cvikati, štiftklobn** oder **štiftnklebl, fajlklobn, štift, punzn** mit den Verben **puncati** und **puncirati, cvikcange, flahcange, runtcange, špiccange, cajgercange, federlohcange, biglcange, fajla** und das Verb **fajlati, drajekfajla, firekfajla, firkantfajla, runtfajla, halbruntfajla, nadlfajla, meserfajla, canratfajla, polirfajla, rolirfajla, rašpa** und das Verb **rašpati, šaber** und das Verb **šabati, rajbal** und das Verb **rajbati, štihl** und sein **heft, durhšlak** oder **durhšlag, krackefa** oder **kradzbirst** und das Verb **kracati, šrafnciger** und das Verb **šraufati, laupsega** oder **laubzega, šubler, eldoza, škare, glasšturc** oder **šturc.**

Uhr, verschiedene Arten und ihre Teile: **ura** oder **vura, urica** oder **vurica, štokura, šteura, švarcvalderica, tornur** oder **turnur, vekerica, štoperica, šoterica, ankerica, štifterica, cilinderica.**

Teile: **bigl, krunica, ciferblat, ca(j)ger, sekundncajger, gehajs, verk, aksa, feder, federhaus** oder **haus, federat, unru** oder **unrua, anker, sekundnrat, minutnrat, štundnrat, cvišnrat, bodnrat, ankerat, korekcijonscajger, canrat, pendl, geviht.**

Verschiedenes: **auzvinkel (ura je sva auzvinkel)**

Auf diese Art ermittelte Medić Lehnwörter auch für die anderen Berufe. Bei manchen Berufen befragte er mehrere Handwerker desselben Berufes und konnte so bestimmte Unterschiede feststellen. Die Unterschiede beziehen sich hauptsächlich auf die Aussprache. So gebraucht z. B. der eine Uhrmacher für die Bezeichnung *Uhr* das Lehnwort **ura**, der andere jedoch die Form **vura**. Ähnliche Unterschiede ergaben sich auch bei anderen Wörtern. Der Grund dafür waren meistens Verformungen, die im Laufe der Zeit durch undeutliches Sprechen oder auch als Varianten des kajkavischen Dialektes der kroatischen Sprache entstanden sind, die der einen Form Vorzug gaben oder sie durch bestimmte Analogien bildeten, auf die wir noch zu sprechen kommen.

Besonders häufig wurde z. B. das Lehnwort für *Schraube* verwendet und durch eben diesen häufigen Gebrauch entstanden viele Varianten: **šraf, šrauf, šaraf, šarauf.**

4. Herkunft der Lehnwörter

Der Hauptteil der Dissertation umfaßt ca. 3200 in alphabetischer Reihenfolge angeführte Lehnwörter mit einer kurzen Erläuterung zu ihrer Herkunft. Da sich bestimmte Lehnwörter bei verschiedenen Handwerkern bzw. Berufen wiederholen, wird unmittelbar nach dem Lehnwort in Klammern die Zahl angegeben, wie oft das Wort während der Befragungen vorkam.[3]

4.1

abdekati (1), Verb, nhd. abdecken; im Kroatischen ist *-ti* ein Morphem, das zur Infinitivbildung verwendet wird.

ajnlagbranzol (2), m., Substantiv, nhd. die Einlagbrandsohle; Synkope von **d** aus der Gruppe **nds**, bayr.-österr. Apokope der Endung **-e** wie auch im Tiroler Dialekt: *prontsoul* und *brancoul*.

[3] Medić, Ivo: S. 52, 63, 64, et passim.

ajnštrahkist (1), m., nhd. der Anstreichpinsel, wobei das Grundwort *pinsel* übersetzt wird.

aksa (9), f., nhd. die Achse, im Kroatischen haben weibliche Substantive häufig die Endung *-a*.

anlauf (1), m., Substantiv ohne Bestätigung, könnte von *der Einlauf* stammen; das Wort bezeichnet den Eingang in den Handschuh, seinen oberen Teil. Das Wort ist vielleicht als Oppositum entstanden zum nhd. Substantiv *der Auslauf*, das den unteren Teil des Handschuhes, wo er sich zu den Fingern ausweitet, bezeichnet.

aufcigati (1), Verb, nhd. aufziehen, nach der dialektalen Aussprache in Wien, Linz, Kärnten und Oberösterreich: *aufziagn, aufziegn*.

auspuh (2), m., nhd. der Auspuff; die Spiranten /f/ und /h/ verursachen einen ähnlichen akustischen Eindruck. Vielleicht ist das Lehnwort durch die Volksetymologie mit dem kroat. Verb *puhati* (blasen) verbunden.

auzgus (1), m., nhd. der Ausguß; im Lehnwort kommt es zur Assimilation nach der Stimmhaftigkeit vor dem **g**.

bajladl (3), m., nhd. die Beilade; nach dem bayr.-österr. Deminutiv *das Beiladel*.

baugurta (2), f., nhd. die Bauchgurte (bayr.-österr. Form anstatt der häufigeren: der Bauchgurt); den Laut [h] hört man bei der Mehrheit der österreichischen Dialekte nicht, z. B. *Baugurt* und *Bauguart* in Niederösterreich, *Bauguatt* und *Bauguartn* in Kärnten.

bimštajn (2) oder *bimsištajn* (1) oder *pimzlštajn* (3) oder *pimsnštajn* (1) oder *pinznštajn* (1), m., nhd. der Bimsstein; dieses Wort ist dem kroatischen Ohr ziemlich fremd, weshalb es auch so viele Varianten gibt. *pimzlštajn* konnte vielleicht nach dem steirischen *Bimselstein* entstanden sein, *pimsnštajn* nach dem Wiener *Bimsenstein*. Die letzten drei Varianten haben am Anfang einen stimmlosen Bilabial nach der bayr.-österr. Aussprache (/p/ anstatt /b/).

blauzajre (2) oder *blauzer*, m., nhd. die Blausäure; die Form *blauzer* entspricht der bayr.-österr. Variante mit apokopierter Endung -e: *Sair* in Kärnten, *Säur* in Niederösterreich, *Seir* in Tirol.

brusketn (1), m., nhd. die Brustkette; die Form ähnelt *Prustkötn* in Kärnten, *Brustkhetn* in Wien, *Brustkeʲn* in Tschechien, *Brustketn* in Salzburg; der Konsonant **t** in der Gruppe **stk** wurde synkopiert.

camzecati (1), Verb, nhd. zusammensetzen; nach der dialektalen Form *zammsetzen* in Oberösterreich, *zamsötzen* in Kärnten und *zamsetzen* in der Steiermark.

canpirstn (1), m., nhd. die Zahnbürste, nach der bayr.-österr. Form *die Bürsten* und *Zandbirstn* in Niederösterreich; im bayr.-österr. Dialekt wird anstatt des **b** das stimmlose **p** ausgesprochen.

cukšuh (2), m., gewöhnlich im Plural *cukšuhe*, nhd. der Zugschuh, nach der Wiener Aussprache, wo das **h** ausgesprochen wird wie in *Schuah*.

cvimadl (1), m., nhd. das Zwiemandl; oberösterr. Synkope von **n** vor **d**.
dihtunk (4) oder *diftunk* (2), m., nhd. die Dichtung; der deutsche Spirant /**ç**/ (der ich-Laut) ist viel stärker als der kroatische Spirant und so verwechselt der Sprecher des Kroatischen den ich-Laut mit dem stärkeren kroatischen Spiranten /f/ (in der zweiten Variante).
dikerica (1), f., nhd. die Dick(t)enhobelmaschine; aus dem ganzen langen, deutschen Wort wurde nur das Grundwort (dik-) übernommen und das kroatische Suffix *-erica* angehängt.
drajer (1), m., nhd. der Dreuel; das dem kroatischen Ohr ungewöhnliche Wort wurde volksetymologisch in ein Wort verwandelt, welches »drei« bedeutet, obwohl dieses Werkzeug mit der Nummer Drei in keiner Verbindung steht.
dornlohajzl (1), m., nhd. das Dornlocheisen; im bayr.-österr. Dialekt haben viele Komposita, dessen Grundwort ein *-ei-* enthält, den Deminutivsuffix -l. (-eisl). Die Zagreber Handwerker mögen diesen Suffix auch dort benutzen, wo er im deutschen Wort nicht vorkommt. Wahrscheinlich ist auch hier die Volksetymologie tätig wie bei den Lehnwörtern: *majzl* und *štemajzl*. Wahrscheinlich hat das Wort *Dornlocheisen* erst als Lehnwort im Kroatischen das Suffix *–l* erhalten.
dratpiršt (1) , m., nhd. die Drahtbürste, mit dem bayr.-österr. stimmlosen **p**; **š** hört man in vielen bayr.-österr. Gegenden, z. B. *Bürschtn*, *Drahtbürschtn* in Wien, *Trotbi'schtn* in der Steiermark. Der Verlust der Endung *-n* steht in Verbindung mit einigen Dialekten, in welchen bei diesem Wort auch der Suffix *-e* apokopiert wurde, z. B. *pirst* in Tirol, *Bieschd*, *Bischschd* in Salzburg.
drôt (6) oder *drot* (6), m., nhd. der Draht; nach der Form *drôt* in Niederösterreich, Tirol und Kärnten, *droth* in Oberösterreich, *drot* in Burgenland.
durhcigati (2), Verb, nhd. durchziehen; nach der Form *du'chziagn* in Wien und Niederösterreich oder *dirchizign* in Kärnten.
ekstracehart (1), Adjektiv, nhd. Extra-C-hart (Einheit für die Stärke der Firma Böhler).
erink (1), m., nhd. der Ehering; das zweisilbige Bezeichnungswort *Ehe-* wurde im Lehnwort zum einsilbigen.
ermloh (1) oder *ermiloh* (1), m., nhd. das Ärmelloch; die zwei **ll** sind kontrahiert, das reduzierte **e** synkopiert. In der zweiten Variante kann man das **i** als Ersatz für das unbetonte und reduzierte **e** oder, was wahrscheinlicher ist, in das deutsche Wort eingeschoben auffassen.
ezn (3) oder *esn* (1), m., nhd. die Öse; nach der bayr.-österr. Form *die Ösen*; **z** steht in der ersten Variante nach der hochdeutschen Aussprache, das **s** in der zweiten Variante nach der bayr.-österr. Aussprache.
fajerpurš (1), m., nhd. der Feuerbursch; der Konsonant /b/ wird im bayr.-österr. Dialekt stimmlos.

fajrunt (6) oder *fajrumt* (4), m., nhd. der Feierabend; nach der bayr.-österr. Form *fairumt*; **n** an Stelle von **m** steht in der ersten Variante des Lehnwortes wegen der akustischen Ähnlichkeit der beiden Nasale.

fazétštihl (1), m., nhd. der Facettenstichel; das **n** wurde aus der Gruppe **tnšt** synkopiert; das stimmhafte **z** an Stelle des stimmlosen **s** ist eine Eigenart der altösterreichischen Umgangssprache.

ferzenkglava (1) oder *fersenkglava* (1) oder *ferzenglava* (1) oder *frzenkglava* (2), f., nhd. der Versenkkopf; das Grundwort (der Kopf) ist übersetzt, das **s** in der zweiten Variante ist nach der bayr.-österr. Aussprache; in der dritten Variante kam es zur Assimilation des **k** vor dem **g** und zur Verschmelzung in ein **g**; in der vierten Variante wurde das reduzierte **e** synkopiert und der Konsonant **r** nachträglich vokalisiert.

finglfrezer (1), m., nhd. der Fingerfräser; Dissimilation des ersten **r** in **l**; außerdem mögen die Zagreber Handwerker das Suffix *-l*, das sie in so vielen Lehnwörtern antreffen, besonders in Deminutiven (z. B. *hobl*, *špindl*, *hakl*, *radl*), daß sie es auch dort verwenden, wo es im Original nicht steht, z. B. *klobl*, *fosl*, *kaplmaher*, usw.

firkantglava (2), f., nhd. der Vierkantkopf; das Grundwort (der Kopf) wurde übersetzt, oder noch wahrscheinlicher: analoge Bildung nach anderen Komposita mit *-firkant*, z. B. *firkantajzn*, *firkantfajla*, usw.

firtlice (1), f., plurale tantum, nhd. der Viertelschuh; das Grundwort (der Schuh) wurde durch den kroatischen Suffix *-ice* ersetzt.

flahramfajla (1), f., nhd. die Flachraumfeile; **au** hat man zwischen zwei betonten Silben nicht ganz deutlich gehört und so sprach man es nach der ersten Silbe als **a**.

forfajlati (2), Verb, nhd. vorfeilen, oder Denominativ von *forfajla*.

forgelek (1), m., nhd. das Vorgelege, mit der bayr.-österr. Apokope der Endung *-e*; das **g** am Wortende wurde zum stimmlosen **k**.

forširbati, (2), Verb, nhd. vorschieben.

fórtrajber (1), m., nhd. der Vertreiber; es ist unklar, weshalb das unbetonte Präfix *ver-* durch das betonte *vor-* (for-) ersetzt wurde.

frsaugati (1), Verb undurchsichtiger Herkunft, dem der Bedeutung nach das deutsche Verb *ersaufen* entspricht. Für das Verb **versaugen* konnte kein schriftlicher Beleg gefunden werden, obwohl das dem Sinn des Lehnwortes entsprechen würde: dem Motor zuviel Benzin zuführen, so daß er »erstickt«. Aus dem Präfix *ver-*, um ihn geht es offensichtlich, wurde das **e** synkopiert und das **r** vokalisiert.

fuš (2) oder *fûš* (2), m., nhd. der Pfusch, vor allem in Österreich (Kärnten, Wien, Oberösterreich, Tirol)

fuzbodnkist (1), m., nhd. der Fußbodenpinsel; das Grundwort (der Pinsel) wurde übersetzt; **ß** vor **b** wurde assimiliert.

galender (1), *-galender* (1), m., nhd. das Geländer; im Hauptkatalog wurde nur auf einem Zettel die Form auf *ga-* an Stelle von *ge-* gefunden – *Stiagn-*

galander und bei dem Wort: *das Gerüst – garist*. Hier könnte es sich auch um eine uneinheitliche Transkription seitens der Forscher handeln. Die Form *galender* könnte entstanden sein:
durch die Metathese der Vokale **e** und **a** in einer dialektalen Form, z. B. *gelanter*,
durch die Dissimilation der drei Vokale in der hochdeutschen Form *Geländer*,
durch eine individuelle Deformation vom Befragten, der das Wort falsch verstanden hat.

gazgevindborer (1), m., nhd. der Gasgewindbohrer; **s** wurde durch die Assimilation vor **g** zum stimmhaften **z**.

gefligelšere (1), das Genus ist nicht sicher, nhd. die Geflügelschere.

gehajs (4), m., nhd. das Gehäuse; in der bayr.-österr. Form mit der apokopierten Endung *-e* und dem Verlust der Stimmhaftigkeit des Konsonanten am Ende des Wortes

getrîba (3) oder *getriba* (1) oder *getrip* (1), f., nhd. das Getriebe; die ersten zwei Varianten entstanden dadurch, daß man fälschlicherweise annahm, das Wort *Getriebe* sei weiblichen Geschlechts und so bekam es das im Kroatischen übliche Suffix *-a*. Die dritte Variante kommt von der bayr.-österr. Form ohne das Endungssuffix *-e*, wobei der Konsonant am Ende des Wortes stimmlos wurde.

gevindeštal (2), m., nhd. der Gewindestahl.

gevint (4), *-gevint* (3) oder *gvint* (3), m., nhd. das Gewinde; nach der bayr.-österr. Form mit der apokopierten Endung *-e* und dem Verlust der Stimmhaftigkeit des Konsonantes **d** am Ende des Wortes. In der dritten Variante ist der Vokal **e** im Präfix *ge-* synkopiert nach der bayr.-österr. Aussprache.

giseraj (1), m., nhd. die Gießerei.

glancati (8), *glancati* (1) oder *glâncati* (1), Verb, nhd. glänzen; nach der bayr.-österr. Form *glanzn*.

glaziranec (1) oder *glaziranac* (1), m., nhd. das Glasiereisen; das Grundwort (das Eisen) wurde durch das kroatische Suffix *-anec*, *-anac* ersetzt.

gradzeg (1), m., nhd. die Gradsäge, bayr.-österr. Form mit der apokopierten Endung *-e*.

grapintati (1), Verb, nhd. geradebinden; *grå* anstatt *gerade* wird in Kärnten gesprochen, **p** nach dem bayr.-österr. stimmlosen **b**.

gratštanga (1), f., die Drahtstange; durch die Volksetymologie wurde das Wort als **G´radstange* verstanden, was auch der Bedeutung entsprich, denn es handelt sich um eine geradegebogene Feder aus Kupferdraht, die als Rahmen eines Lehnstuhles dient.

hafrice (2), f., plurale tantum, nhd. die Haferlschuhe; das Lehnwort stammt von dem Bezeichnungswort *Haferl-* und dem kroatischen Suffix *-ica* im Plural (*-ice*). Das **e**, das in dieser Position im bayr.-österr. Dialekt sehr

reduziert ausgesprochen wird, ist synkopiert. Das **l** ist entfallen, weil die Aussprache der Gruppe aus vier Konsonanten (davon zwei Liquida) **frlš** nicht deutlich verstanden wurde.

hâmer (9), *-hâmer* (6) oder *hamer* (1), m., nhd. der Hammer; das lange **a** steht in Verbindung mit der unklaren Quantität des Vokals in diesem Wort im bayr.-österr. Dialekt.

handbôrer (3) oder *handborer* (1), m., nhd. der Handbohrer.

hardgumi (1), m., nhd. das (oder der) Hartgummi, das **t** vor dem **g** ist assimiliert.

hauptajl (2), m., nhd. der Hauptteil; Verschmelzung der beiden **t**.

holchâmer (1) oder *holcâmer* (1) oder *holcamer* (1), m., nhd. Holzhammer; in der zweiten und dritten Variante ist der Konsonant **h** synkopiert, weil er bei schnellerem Sprechen leicht überhört wird.

holzdrēer (1), m., verkürzt vom nhd. der Holzdrehmesser mit dem Suffix *-er*, der bei vielen Werkzeugbezeichnungen wie *bôrer*, *kirner*, usw. verwendet wird. Durch Assimilation wird der Konsonant **c** /ts/ vor **d** zu **dz**.

hûfštenfel (1), m., nhd. der Hufstempel, nach der bayr.-österr. Form Hufstempfel; der Bilabial **m** wird durch Assimilation vor dem Labiodental **f** zum Alveolar **n**.

ibercuk (3), m., nhd. der Überzug.

kasla (3) oder *kastna* (1) oder *kasna* (1), *-kasna* (1), f., nhd. der Kasten; die erste Variante nach dem bayr.-österr. Deminutiv Kástl; die Synkope des Konsonanten **t** vor **l** und **n** in der ersten und dritten Variante könnte man als Assimilation des Alveodentalen vor dem Alveolar deuten; das weibliche Geschlecht könnte man in Zusammenhang bringen mit den Beobachtungen unserer Handwerker, daß Substantive mit der Endung *-en* in bayr.-österr. Dialekten sehr oft weiblichen Geschlechtes sind, wie z. B. *klapna*, *velna* von Klappe-n, Welle-n usw.

kerna (2), f., nhd. der Kern; wahrscheinlich kommt das Lehnwort von der Pluralform, die als Singularform für das weibliche Geschlecht aufgefaßt wurde.

klajderbirstn (1), m., nhd. die Kleiderbürste; das Grundwort ist nach dem bayr.-österr. die Bürsten.

klinger (1), m., nhd. die Klingel; **r** anstatt **l** enstand durch Dissimilation oder Analogie nach vielen Lehnwörtern mit der Endung *-er* wie z. B. *šalter*, *šteker* usw.

konišajzn (1), m., nhd. das konische Eisen oder ein konisches Eisen; das Adjektiv und das Substantiv wurden als ein Wort aufgefaßt, die Adjektivendung ist synkopiert (in Wien entfällt die Adjektivendung *-es* meistens nach Zischlauten).

kštel (9), *-kštel* (2) oder *geštel* (7), *-geštel* (1) oder *štel* (7), nhd. das Gestell; die erste Variante ist nach der Wiener Form Gstöll und G´stell, der steirischen

Gstöll, der tirolischen Gschtöll die auch in Südtschechien gesprochen wird, mit der Assimilation stimmhaften **g** vor dem stimmlosen **š**.

kuglpunzn (1), m., nhd. die Kugelpunze; nach der Wiener Form Kuglpunsn.

kurbl (6) oder *gurbl* (2), m., nhd. die Kurbel; die zweite Form mit der mittelbayr. Schwächung der Konsonanten **k** in **g**.

laupsek (5) oder *laupzek* (2) oder *laubzek* (1), m., oder *laubzega* (3) oder *laupsega* (2), f., nhd. die Laubsäge; die ersten drei Varianten mit der bayr.-österr. Apokope des Suffixes *-e* und Verlust der Stimmhaftigkeit des Konsonanten **g**, der nun das Wortende bildete; die erste, zweite und fünfte Variante enthalten ein normales **p** am Ende des Bezeichnungswortes; die dritte und vierte Variante hat ein assimiliertes **b** vor dem stimmhaften **z**; das **z** in der zweiten, dritten und vierten Variante ist nach der Standardaussprache, das **s** in der ersten und fünften Variante nach der bayr.-österr. Aussprache.

letštela (1) oder *lotštela* (1), f., nhd. die Lötstelle; das **o** in der zweiten Variante ist nach dem Verb *lotati*.

mistšafl (1), m., nhd. die Mistschaufel; die zweite Silbe des deutschen Wortes bleibt beim schnellem Sprechen unbetont, so daß man den Doppellaut **au** nicht immer deutlich hört und in Wien wird er sowieso monophthongiert.

nahkasn (1) oder *nachkasl* (1), m., nhd.-bayr., österr. der Nachtkasten; das **t** in der Gruppe **htk** ist synkopiert; die zweite Variante ist nach der Wiener Form Nåchtkast´l.

ôrnšpanga (1), f.; ist wahrscheinlich ein in Zagreb entstandenes Wort nach den Wörtern *haknšpanga* und *federšpanga*; das nhd. Wort die Ohrenspange gibt es, aber es bezeichnet einen Draht, mit dem Ohren durchbohrt werden zum Tragen von Ohrringen. Das Lehnwort *ôrnšpanga* bezeichnet einen Brillenteil.

peknvišlec (1), m., nhd. der Bäckerwischer; nach der bayr.-österr. Form Peckenwisch, mit dem bayr.-österr. Deminutivsuffix *-l*, vergl. das Wienerische Wischl mit dem kajkavischen Suffix *-ec*.

pîgati (3), *-pîgati* (1 oder 2 Wiederholungen) oder *pigati* (2), *-pigati* (1), Verb, nhd. biegen; Form mit dem bayr.-österr. Verlust der Stimmhaftigkeit des Anfangskonsonanten; das Wort bedeutet Eisen biegen, während *bigati* Röhre biegen bedeutet.

piksa (2), *-piksa* (2), f., nhd. die Büchse, nach der bayr.-österr. Form Püchse.

pleh (10), *-pleh* (16 Wiederholungen), oder *bleh* (1), *-bleh* (1), m., nhd. das Bleh; die erste Variante mit dem bayr.-österr. stimmlosen **b**.

podnkamp (1), m., nhd. der Bodenkamm, mit dem bayr.-österr. Verlust der Stimmhaftigkeit des Anfangskonsonanten; das Grundwort lautet nach dem bayr.-österr. Dialekt der Kamp.

pratvan (1), m., nhd. die Bratpfanne; das **p** steht wegen des bayr.-österr. stimmlosen **b**; zur Apokope der Endung *-e* vergleiche brodpfoan, Brad-

bfan in Niederösterreich und noch viele andere Formen ohne der Endung *-e*; schwerer ist es das **v** an Stelle des **f** (**pf**) zu erklären; vielleicht volksetymologisch nach den Formen *vana*, *vandl*.

puška (1), f., mhd. büchse; nach der süddeutschen Aussprache pukse, durch Metathese entstand puske, wobei die Gruppe **sk** in **šk** überging, was zeitweilig bei Lehnwörtern im Kroatischen passiert ist, z. B. *škandal*, *paškvila* neben *skandal*, *paskvila*.

rodgolt (1), m., nhd. das Rotgold; das **t** vor **g** wurde nach der Stimmhaftigkeit zu **d** assimiliert.

rolbigl (2), m., nhd. der Rohrbügel; mit der Dissimilation *r – l*.

rufati (2) oder *rupfati* (1), Verb, nhd. rupfen.

šifpodn (3), m., nhd. der Schiffboden; mit dem bayr.-österr. stimmlosen **b**.

šircl (6), f., nhd. die Schürze; nach der Wiener und niederösterreichischen Form Schirzl; vrgl. ebenfalls Schiattzal in Burgenland.

šlakhâmer (1), m., nhd. der Schlackenhammer; der Konsonant **k** aus der Gruppe **knh** wurde synkopiert.

šlauf (6) oder *šlauh* (2), nhd. der Schlauch; in der ersten Variante wurde der deutsche Spirant /x/, der viel stärker ist als das kroatische **h** vor hinteren Vokalen durch den kroatischen labiodentalen Spiranten **f** ersetzt, der in der Aussprachеintensität und dem akustischen Eindruck dem deutschen Spiranten näher steht.

šlihthâmer (1) oder *šlihthamer* (1), m., nhd. der Schlichthammer.

šlinga (1), f., nhd. die Schlinge.

šmol (1), m., verkürzt vom nhd. die Schmalbahn; es ist interessant, daß das Lehnwort den breiteren, dickeren Teil des Hammers bezeichnet, anders als im Deutschen.

šnajtpistola (1) oder *šnajtpištola* (1), f., nhd. die Schneidpistole; **št** in der zweiten Variante ist nach den Dialekten im westlichen Teil von Kärnten, in Tirol und Salzburg.

šnalštik (3), m., nhd. das Schnallenstück; der Konsonant **n** ist aus der Gruppe **lnšt** synkopiert.

šóferšajba (2), f.; eine Kombination der Lehnwörter *šofer* (aus dem Franz.) und *šajba* nach dem Vorbild deutscher Komposita, wie z. B. *šmirglšajba* usw.

šoterica (1), f., nhd. die Schottenuhr; das Grundwort wurde durch den kroatischen Suffix *-erica* ersetzt.

špajscimer (2), m., nhd. das Speisezimmer; nach der bayr.-österr. Form Speiszimmer.

šrajptiš (2), m., nhd. der Schreibtisch.

šteparica (2), f., nhd. die Stepperin; die Form mit dem kroatischen Suffix *-ica*; **a** an Stelle von **e** ist analog nach dem Verb *štepati*, sonst ist **e** üblicher, z. B. *šnajderica*, *vešerica*, *bedinerica*, usw. Auch im Wort *šteperica* würde man es erwarten nach dem Wort *šteper*, die jedoch weniger verwendet wird, weil diese Arbeit gewöhnlich Frauen verrichten.

švasaparat (8) oder *švajsaparat* (2), m., nhd. der Schweißapparat; das Bezeichnungswort in der ersten Variante hat die Wiener Form Schwaß, schwaßen.
tēšteker (1), m.; das Wort ist höchstwahrscheinlich in Kroatien entstanden aus dem Lehnwort *šteker*, dem der Buchstabe **t** vorangestellt wurde, weil der Stecker die Form eines **T** hat.
vekslštrom (1), m., nhd. der Wechselstrom.
viršlšnajder (2), m., nhd. der Würstelschneider; das Bezugswort ist die wienerische Form Würschtl mit der Synkope des Konsonanten **t** aus der Gruppe **rštlšn**.
zicpret (1), m., nhd. das Sitzbrett mit dem bayr.-österr. stimmlosen **b**.

5. Allgemeine Faktoren der Lautveränderung

Bei Entlehnungen von Wörtern aus einer Sprache in eine andere wird das Lehnwort bestimmten Gesetzen und Regeln unterworfen, die in der Zielsprache gültig sind. Auf Gesetze wie Assimilation, Dissimilation, Metathese, Kontraktion wird im Glossar von Medić bei den jeweiligen Wörtern aufmerksam gemacht. Es gibt jedoch bestimmte Gesetze und Prinzipien, die den Entlehnungsprozeß bedeutend mitbestimmt hatten und es soll kurz auf sie eingegangen werden.

So verursachte z. B. die Analogie bei kroatischen Lehnwörtern viele lautliche Veränderungen. Besonders zahlreich sind hier Substantive mit den Endungen *-l* und *-er*, entstanden unter dem Einfluß der bayr.-österr. Deminutive auf *-(e)l* sowie der Substantive mit dem Suffix *-er*.

In dem von Medić gesammelten Korpus befinden sich ca. 75 Lehnwörter, von denen nur etwa ein Drittel auf eine entsprechende bayr.-österr. Deminutivform zurückzuführen ist. Für etwa 40 Lehnwörter mit Deminutivsuffix findet Medić keinen schriftlichen Beleg, so daß er annehmen muß, daß sie nachträglich entstanden sind. Da der kajkavische Dialekt in Kroatien eine bestimmte Vorliebe für den Gebrauch von Deminutiven hat (tatek, mamek, mamica, kumek, kumica, dečec, curica, pajcek, vince), nimmt Medić an, daß die Zagreber Handwerker mit derselben Vorliebe auch den Lehnwörtern Deminutivsuffixe angefügt haben.

Substantive mit dem Suffix *-er* sind viel häufiger (ca. 200), aber nur etwa 15 sind das Resultat einer Analogie, daher erst bei der Entlehnung entstanden, wie z. B. *blauzer*, *klinger*, *šnapler*, *ciferrôla* usw., die von den deutschen Wörtern Blausäure, Klingel, Schnaperl (dialektal), Ziffernrolle stammen. Beim Wort *klinger* ist z. B. die Dissimilation *l – l* in *l – r* tätig, bei *šnapler* neben Dissimilation auch Metathese (*-erl*) in (*-ler*), bei *ciferrôla* die Synkope. Manchmal, wie die Beispiele zeigen, verlaufen mehrere sprachliche Prozesse gleichzeitig.

Zu lautlichen Veränderungen führt ebenfalls die Volksetymologie. In manchen Fällen wird das Fremdwort in Verbindung gebracht mit einem heimischen Wort, mit seiner Funktion, Form usw. So verbindet die Volksetymologie z. B. die deutschen Wörter Auspuff und Auspuffrohr mit dem kroatischen Verb *puhati* (blasen) und so entstehen Lehnwörter wie *auspuh* und *auspuhror*. Öfters aber verbindet die Volksetymologie Wörter die zwar lautlich ähnlich sind, aber keine gemeinsamen, semantischen Merkmale aufweisen. Ein typisches Beispiel dafür ist das Zagreber Lehnwort *pulfer*, das gewöhnlich im Plural steht (*pulferi*), mit dem man eine Art Stoßdämpfer bei den Straßenbahnwagen bezeichnet. Es stammt vom deutschen Wort der Puffer, wurde jedoch volksetymologisch mit dem Wort *pulfer* (pulver) in Verbindung gebracht.

Zu bestimmten Veränderungen kommt es vor allem in der Vokalstruktur, z. B. *mistšafl*, *raufunk*, *aušprechakl*, *flahramfajla*, die von den deutschen Wörtern Mistschaufel, Rauchfang, Ausspreizhaken, Flachraumfeile stammen. Diese Unstabilität im Vokalismus wird in Zusammenhang gebracht mit der Artikulationsart der unbetonten Silben. In der deutschen Sprache kommen nur betonte Silben zur vollen Geltung, während andere, unbetonte Silben beim Sprechen oft undeutlich artikuliert werden. Man hört sie also nicht ganz klar und bei der Übernahme in einer fremden Umgebung kann es dann leicht zur Reduktion, Vertauschung oder zum Ausfall von bestimmten Vokalen kommen. So wurde in manchen Fällen das reduzierte **e** in den Präfixen *ver-* und *ge-* synkopiert, z. B. *frdratunk*, *gviht*, usw. von dem deutschen Verdrahtung, Gewicht. Bei den Suffixen ist die Apokopierung der Endung *-e* zur Regelmäßigkeit geworden, wie bei *hēbl* (*hebl*), *štokrl*, *bolcn*, *doplzol* usw. vom deutschen Hebel, Stockerl, Bolzen, Doppelsohle. Meistens kommt es zu solchen Synkopen schon in der Herkunftssprache, bzw. im bayr.-österr. Dialekt. Diese Unstabilität in den unbetonten Silben führt unter anderem zum Verlust der Vokallänge in diesen Silben, z. B. *štimgabl*, *klaptir*, *kuplofn*, von dem deutschen Stimmgabel, Klapptür, Kuppelofen.

Zuletzt stellt sich die Frage, wie groß der Einfluß des geschriebenen Wortes ist.

Auf diesen Einfluß wird nur ein Wort explizit zurückgeführt: *benzinkolm* von dem deutschen der Benzinkolben, also die Verwechselung /ts/ und /z/. Auch bei dem Lehnwort *šejnhakl* (neben *šenhakl*), wo in der Aussprache des Lehnwortes ein *ej* anstatt eines *aj* steht, wird angenommen, die Aussprache richte sich nach dem Geschriebenen, z. B. auf einer Preisliste. Insgesamt aber ist es offensichtlich, daß die geschriebene Sprache einen kaum nennenswerten Einfluß auf den Entlehnungsprozeß hatte.

6. Die Untersuchung 1995

Das Forschungsvorhaben hatte zum Ziel festzustellen, in welchem Maße die Handwerker heute noch deutsche Lehnwörter gebrauchen. Zu diesem Zweck wurden Untersuchungen bei Uhrmachern, Spenglern, Schustern, Schneidern und Zuckerbäckern durchgeführt. Ich habe darauf geachtet, nach möglichst denselben Kriterien zu forschen wie Ivo Medić. Es sollten ältere Handwerker sein, die bei einem Meister in der Lehre waren, von dem sie die Lehnwörter hätten übernehmen können. Sie sollten in Zagreb wohnhaft sein, den kajkavischen Dialekt sprechen und keinen längeren Aufenthalt im deutschsprachigen Ausland gehabt haben. Die Kriterien waren nicht immer leicht zu erfüllen, denn es änderte sich inzwischen das Schul- und Bildungssystem. Obwohl in Kroatien nach dem Zweiten Weltkrieg der Deutschunterricht an den Schulen, wenn auch stark zurückgegangen doch fortbestand, hatte der Popularitätsverlust der deutschen Sprache, ausgelöst durch den Zweiten Weltkrieg, Einfluß auf den Gebrauch von Lehnwörtern aus dem Deutschen. In der Gewerbe- und Berufsschule wurde die deutsche Terminologie weitgehend gemieden und übersetzt, und es gingen nicht alle Lehrlinge bei einem Meister individuell in die Lehre. Das neuentstandene politische System, der Kommunismus, veränderte die wirtschaftliche Struktur des Landes. An Stelle von privaten Unternehmen und Werkstätten wurden große Fabriken und Unternehmen bevorzugt.

Zum Untersuchungszweck habe ich Fragebögen ausgearbeitet, die die von Medić gesammelten Wörter zum jeweiligen Handwerk enthielten. Die Gespräche mit den Befragten sind nach einem bestimmten Plan geführt worden:

1. Bezeichnung für das Handwerk (z. B. *šuster, tišler*),
2. Bezeichnung für die Werkstatt und ihre Teile (*verštat, giseraj, guspuceraj*),
3. Maschinen, Werkzeuge, und ihre Teile, Handlungen (*drēpank* mit den Teilen *prizmabet, flahbet, rajtštok*),
4. Zubehör (*štift, šraf*),
5. Material (*hiršleder, federvajs*),
6. Verschiedene Handlungen (*štelati, gerbati*),
7. Gegenstände, auf denen der Handwerker arbeitet (*ebet, kophaupt, fushaupt*),
8. Verschiedenes (*augnmas, nahklank, hoblinje*).

Die befragten Handwerker sollten beim Interview in der Werkstatt von selbst aus jeweils alle Werkzeuge, Handlungen, etc. nennen, für die sie deutsche Lehnwörter benutzen. Nachdem sie ein Lehnwort genannt hatten, suchte ich es im Fragebogen auf und markierte es als ein noch aktiv gebrauchtes Lehnwort. Auf diese Weise ermittelte ich ihren aktiven Lehn-

wortschatz, an die sie sich also von selbst erinnern konnten. Dannach habe ich ihnen die übrigen Wörter aus dem Fragebogen vorgelesen, die von den Handwerkern unerwähnt blieben. Auch von diesen Wörtern, die ich ihnen nachträglich vorgelesen hatte, benutzten sie einige aktiv. Sie erwähnten das Lehnwort im ersten Teil des Interviews jedoch nicht, weil sie dessen Bezugsgegenstand nicht vor Augen hatten. Manche Maschinen z. B. werden nicht mehr gebraucht, weil sie veraltet sind. Die Handwerker haben sie nicht mehr in der Werkstatt und haben so bei meiner Befragung die Maschine nicht von selbst erwähnt. Sie benutzen aber für die Maschine auch weiterhin das deutsche Lehnwort. Andere Wörter konnten sie zwar der Bedeutung nach erkennen, verwendeten aber ein kroatisches Wort. Solche Wörter zählte ich zu ihren passiven Wortschatz. Es blieb ein kleiner Teil der von Medić gesammelten Wörter übrig, an die sich keiner der heutigen Handwerker mehr erinnern konnte. Auf diese Weise konnten die Ergebnisse mit denen von Medić verglichen und interpretiert werden.

Für jedes Lehnwort, egal ob aktiv oder passiv verwendet, suchte ich einen schriftlichen Beleg. Zur Verfügung standen mir vier verschiedene einsprachige Wörterbücher der deutschen Sprache von Duden[4], Wahrig[5], Grimm[6] und das Österreichische Wörterbuch[7]. Für jedes gesammelte Lehnwort untersuchte ich im Wörterbuch die Herkunftsform und die Bedeutung bzw. die Erklärung des Wortes. Die meisten schriftlichen Belege fanden sich im Wörterbuch von Duden. Für die älteren und seltener gebrauchten Lehnwörter wurde hauptsächlich das Wörterbuch der Brüder Grimm – meist erfolgreich – herangezogen. Für einen Teil der Wörter stimmte die Erklärung im Wörterbuch nicht mit der von den Handwerkern genannten überein. Für einen Teil der Lehnwörter konnte kein schriftlicher Beleg in den genannten Wörterbüchern gefunden werden. Diese wurden dann von mir auf Grund der Beschreibung von Handwerkern persönlich erläutert und im Glossar mit einem Sternchen versehen; die Eintragung der Erklärung erfolgte in der Spalte für das Duden-Wörterbuch. Das Glossar ist wegen der Übersichtlichkeit in Form einer Tabelle verfaßt. In der ersten Spalte ist das Lehnwort mit der Kennzeichnung für das Geschlecht (M=männlich, F=weiblich, N=sächlich) und Wortart (V= Verb). Konnte kein Beleg in den benutzten Wörterbüchern gefunden werden oder wenn sie den Handwerkern unbekannt waren, setzte ich ein Fragezeichen (?).

[4] Duden: *Deutsches Universalwörterbuch*. Mannheim – Wien – Zürich, Dudenverlag, 1989.

[5] Wahrig, Gerhard: *Deutsches Wörterbuch.* Gütersloh, Bertelsmann Lexicon-Verlag, 1968.

[6] *Deutsches Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm*. München, Deutscher Taschenbuch Verlag, 1984.

[7] *Österreichisches Wörterbuch.* Wien, Österreichischer Bundesverlag, 1991.

Neben jedem Lehnwort sind vier Spalten, jeweils eine für das benutzte Wörterbuch. Die Eintragung der Erklärung erfolgte in der Spalte, dessen Wörterbuch ich gebraucht habe.

Im Anhang gebe ich nun einen exemplarischen, verkürzten Auszug aus dem Glossar:

A

	ÖWB	Duden	Wahrig	Grimm
ajnfasati,V	**einfassen**	*mit einem festen Rand, einer Umrandung umgeben.*		
ajskasl, M	**Eiskasten:** Kühlschrank	(südd.österr.) = *Kühlschrank; mit einer Kältemaschine ausgestatteter schrankartiger Behälter zum Kühlen od. Frischhalten von Lebensmitteln*		
***ankerat, M**		*Zahnrad im Uhrenwerk, an das sich unmittelbar der Anker anlehnt.*		
aufinger, M	**Aufhänger, der**	*auf der Innenseite in der Kragengegend eines Mantels o. ä. angenähter Streifen aus Stoff, Schnur o. ä., mit deren Hilfe das Kleidungsstück aufgehängt wird.* – diese Erklärung entspricht nicht dem Gebrauch des Lehnwortes: gemeint ist der Kleiderbügel.		
***auftrajber, M**		*ein scherenförmiges Werkzeug, mit dem Bleirohre erweitert werden.*		
auzrajbati, V	**ausreiben**		*(Hohlraum) durch Reiben reinigen;* (österr.) scheuern, durch Reiben entfernen	
***auzrašpa, F**		*Raspe bei den Schustern, mit welcher die in die Sohle eingetriebenen u. überstehenden Nägel im Inneren des Schuhes ausgeraspelt werden.*		

B	ÖWB	Duden	Wahrig	Grimm
***bigl, M**		*die Vorrichtung bei Taschenuhren zur Befestigung der Kette.*		
blajpleh, M				*zu Blech ausgewaltztes Blei.*
***bedni, M**		*Sohle, der untere Teil des Schuhes.*		
biks, M		*wachsartiges Putzmittel, das etw. glänzend macht (bes. Schuhcreme).*		

C

***cvikcvek, M**		*kleine, dünne Stifte, mit denen das Oberteil des Schuhes auf dem Leisten zur Bearbeitung befestigt wird.*		
cvišnfuter, M		*(Schneiderei) zwischen Stoff u. eigentlichem Futter eingearbeitetes festes Gewebe zur Erhöhung der Formbeständigkeit.*		

D

dihtunk, M	**Dichtung, die**	*Schicht aus einem geeigneten Material, die zwischen zwei Teile eines Geräts o. ä. zum Abdichten gelegt wird.*		
doplzol, M			*doppelte Sohle*	
dresirsak, M		*Tüte mit Metallspitze, aus deren Öffnung Creme o. ä. zum Verzieren, Formen gedrückt wird.*		

E

***eldoza, F**		*kleine, [meist] gläserne Dose zum Aufbewahren von Schmieröl.*		
endlati, V	**endeln**	(bayr.,österr.) *Stoffränder einfassen.*		

	ÖWB	Duden	Wahrig	Grimm
***endlerica, F**		*Maschine, mit der man Stoffränder einfaßt.*		

F

fajklobn, M				*zangenartiger Schraubstock*
***federat, M**		*Rad im Uhrenwerk, an das die Feder befestigt ist.*		
fitlink, M		(Technik) *bei der Installation von Rohrleitungen verwendetes Verbindungsstück mit Gewinde.*		

G

***gencn, M**		*Verbindungsrohr aus Blei, mit dem Rohre verlängert werden.*		
gojzerice, F	**Goiserer, der** *schwerer genagelter Bergschuh*	[nach der österr. Stadt Bad Goisern] (österr.) *schwerer genagelter Bergschuh.*		
gvint, M	**Gewinde, das**	*in Form einer Schraubenlinie in die Außenfläche eines zylindrischen Hohlkörpers eingeschnittene Rille von bestimmtem Profil.*		

H

hafterleder, M		a) (österr.) *Hinterleder des Schuhs;* b) (veraltet) *in der Schuhmacherei abfallendes Leder.*		
***holcmasl, M**		*ein hölzerner Hammer, mit dem Blech bearbeitet wird.*		

I

iberdreati, V	**überdrehen**			*mit Windungen bedecken.*
iberlauf, M	**Überlauf, der**	*Anlage, Vorrichtung zum Abfluß von überschüssigem Wasser.*		

	ÖWB	Duden	Wahrig	Grimm
ibervendlati, V		überwendlich: *so [gearbeitet], daß die Stiche über die [aneinandergelegten] Kante[n] hinweggehen: ü. nähen.*		

K

kaplmaher, M				*als Handwerk z. B. in Österreich.*
kifle, F		(bayr., österr.): Das Kipferl *(längliches Brot), Hörnchen.*		
kirner, M				*bei Kupferschmieden Werkzeug,* *Löcher vorzuzeichnen od. vorzuschlagen vor dem Durchschlagen, bei Schlossern ein Spitzhammer zum Durchschlagen von Löchern.*

L

***lajscier, M**		*(bei den Schustern) ein hakenförmiges Werkzeug, mit dem der Leisten aus dem fertigen Schuh gezogen wird.*		
laupsega, F	**Laubsäge, die** *ein Werkzeug*	*leichte Handsäge mit sehr dünnem feingezahntem Sägeblatt für feine Holzarbeiten.*		
leniar, M	?	?	?	?

M

masl, M	**Meißel, der**	*der Bearbeitung bes. von Stein u. Metall dienendes, je nach Verwendungszweck verschieden geformtes Werkzeug aus Stahl, das an einem Ende keilförmig zugespitzt u. mit einer scharfen Schneide versehen ist.*		

	ÖWB	Duden	Wahrig	Grimm
meserfajla, F				*bei den Uhrmachern eine Feile, mit der die Schraubenköpfe eingeschnitten werden.*
minutnrad, M				*Rad in einer Uhr, das den Minutenzeiger bewegt.*
mistšafl, M	**Mistschaufel,** (österr.): Müllschaufel, die **die**			

N

***nadlfajla, F**		*eine nadeldünne Feile, zum Feilen kleiner Gegen stände.*		
nitati, V	**nieten**	*mit Nieten verbinden, befestigen:* Blech, Eisen platten.		
noglati, V	**nageln**	*mit einem Nagel, mit Nägeln an, auf etw. befestigen.*		
nusmasa, F	?	?	?	?

O

***oberkragna, F**		*der sichtbare Außenkragen am Mantel, Sakko o. ä.*		
oberleder, M		*Leder des Oberteils eines Schuhs.*		
obertajl, M		*oberes Teil:* das O. des Kleides (od. des Schuhs).		

P

pajser, M	**Beißer, der** *ein Hebeeisen*	(österr.): *längere Eisenstange zum Lockern u. Heben schwerer od. großer Gegenstände.*		
***pertlajzn, M**		*(bei den Spenglern) eine nach außen gewölbte Unterlage, auf der das Blech gebogen wird.*		
polirati, V	**polieren**	*blank, glänzend machen, reiben.*		

R

	ÖWB	Duden	Wahrig	Grimm
rajbal, M		*Werkzeug zum Glattreiben von Bohrungen, Bohrlöchern.*		
restl, M	**Rest, der** Speisereste, Stoffreste			
ribati, V		*durch Reiben in einen bestimmten Zustand versetzen.*		
rundajzn, M				*ein vorne abgerundetes Dreheisen, womit der Zinngießer die Ausbauchung am Boden der Schüsseln u. Teller abdreht.*
***runtcange, F**		*Zange, dessen Backen gerundet sind.*		

S

salzgajst, M				spiritus salis, *Benennung der Salzsäure in der älteren Chemie.*
***sicvana, F**		*(veraltet) aus Blech hergestellte Badewanne, in der man nur sitzend baden konnte.*		
siknštok, M	?	?	?	?
singerica, F		*die Nähmaschine der Firma »Singer«.*		

Š

šarlota, F		[nach dem weibl. Vorn.] *überbackene Süßspeise aus Bisquits u. Obst.*		
šefja, F	**Schöpflöffel, der**	*großer, runder od. ovaler, tiefer Löffel mit langem Stiel.*		
šlagati, V		*durch schnelle Bewegungen mit einem entsprechenden Gerät bearbeiten, so daß ein bestimmter Zustand erreicht wird (z. B. Sahne, Eierschnee).*		

	ÖWB	Duden	Wahrig	Grimm
švajfhamer, M				*ein Hammer mit zwei abgerundeten, langen und schmalen Bahnen, gleichsam breiten Finnen, die quer gegen den Stiel gestellt sind*

T

***teštik, M**		*Verbindungsrohr in der Form des Buchstaben <T>.*		
trihterštok, M	?	?	?	?
tumplati, V		(südd.österr.) *besohlen:* Schuhe b.		

U

***unterflek, M**		*der untere Teil des Schuhabsatzes.*		
ura, F	**Uhr, die**	*Instrument, mit dem die Zeit durch Zeiger auf einem Zifferblatt od. unmittelbar durch Ziffern angegeben wird.*		
urar, M	**Uhrmacher, der**	*Handwerker, der Uhren verkauft u. repariert.*		

V

vajspleh, M	**Weißblech, das** *verzinntes Eisenblech.*	*verzinntes Eisenblech.*		
vaserštajn, M		*harte, steinartige Ablagerung, die sich in Gefäßen bildet, in denen Wasser erhitzt wird.*		
vinklajzn, M		(Technik): *Profilstahl, der im Querschnitt einen Winkel aufweist.*		

Z

	ÖWB	Duden	Wahrig	Grimm
zalotati, V	**löten** *Metallstücke mit Hilfe eines leicht schmelzbaren Metalls verbinden*	(Technik): *[Metall]teile mit Hilfe einer geschmolzener Legierung miteinander verbinden.*		
zic, M	**Sitz, der**	*Sitzgelegenheit in Form eines Möbels od. einer eingebauten Vorrichtung.*		
zicpret, M		*Brett einer Sitzfläche.*		
Ž				
žniranci, M	**Schnürriemen, der** *Schuhband*	*Riemen, mit dem etw. verschnürt, zugeschnürt wird; Schnürsenkel [aus Leder].*		
žniršuh, M		*Schuh, der geschnürt wird.*		

7. Interpretation der Ergebnisse

Durch die Forschung im Jahre 1995 konnte festgestellt werden, daß der Gebrauch von deutschen Lehnwörtern allgemein zurückfällt, wofür es mehrere Gründe gibt. Es hat sich herausgestellt, daß die Anzahl der gebrauchten Lehnwörter eng mit dem Alter der Handwerker verbunden ist. Je älter sie waren, um so mehr gebrauchten sie die deutschen Fachausdrücke. Das Schulsystem in Kroatien wurde in der Nachkriegszeit mehrmals reformiert, und das hat auch einen gewissen Einfluß auf den Gebrauch von deutschen Lehnwörtern. Die älteren Handwerker (ca. 60 bis 70 Jahre alt) machten eine mehrjährige Lehre bei einem Meister und übernahmen von diesem die Arbeitsweise wie auch die Fachausdrücke. So wurde der ganze Lehnwortschatz übernommen. Die jüngeren Handwerker (ca. 30 bis 50) besuchten eine Gewerbe- oder Berufsschule. In den Schulen mußten für alle Werkzeuge, Maschinen und Handlungen kroatische Bezeichnungen verwendet werden. Das war das Bemühen der Schulbehörden, muttersprachliche Fachwörter zu bilden und zu benutzen. Zudem verringerte sich nach dem zweiten Weltkrieg die Anzahl der Deutschlernenden, was ebenfalls einen negativen Einfluß hatte. Handwerker berichteten, daß sie die Abschlußprüfung nicht bestehen konnten, wenn sie nicht die muttersprachlichen Ausdrücke gebrauchten. Permanent wuchs

nach dem Zweiten Weltkrieg die Zahl der Auszubildenden. Durch den großen Zuwachs von Lehrlingen konnten diese nicht mehr individuell in die Lehre gehen, sondern nahmen an ihr gruppenweise in der Form eines Praxisunterrichts teil. Dieser wurde nicht nur in den kleinen Werkstätten der Handwerker abgehalten, sondern auch in den Fabriken und Schulwerkstätten, wo schon jüngere Handwerker oder Lehrer tätig waren. Die älteren Handwerker berichten, daß sie die kroatischen Ausdrücke erst von ihren Lehrlingen gehört und gelernt haben. Die Lehrlinge übernahmen aber auch einen Teil der von ihrem Meister gebrauchten Lehnwörter. Allgemein gesagt überwiegt bei den älteren Handwerkern der aktive Lehnwortschatz, bei den jüngeren der passive.

Die Veränderung des politischen Systems nach dem Zweiten Weltkrieg, die kommunistische Ideologie und wirtschaftliche Bindung an die Sowjetunion veränderten auch die wirtschaftlichen Bedingungen in Kroatien (damals als einen Teil des sozialistischen Jugoslawiens). Das politische System förderte nicht mehr Einzelunternehmen, diese wurden sogar an ihrer Arbeit mittelbar oder unmittelbar gehindert. Es wurden Großfabriken oder -unternehmen gegründet. In ihnen wurde vieles maschinell gefertigt, der Arbeiter fertigte nur einen kleinen Teil und mußte nicht viele Ausdrücke kennen. Der wirtschaftliche Fortschritt verursachte das Erlöschen vieler Berufe, weil bestimmte Dinge nicht mehr manuell gefertigt wurden oder sich ihre Reparatur nicht mehr lohnte.

Das beklagten bei der Untersuchung z. B. die Uhrmacher. Es werden heutzutage meist Quartzuhren gekauft, die sich kaum reparieren lassen, aber auch so billig sind, daß man sich kurzerhand eine neue Uhr kauft. Durch die Öffnung der Grenzen zum Westen, die hohe Zahl der Gastarbeiter in den deutschsprachigen Ländern, die Liberalisierung des Wirtschafts- und Arbeitsmarktes konnten die Handwerker ihre Ersatzteile inzwischen wieder in Österreich (Graz) und Deutschland (München) einkaufen. Von dort beziehen auch viele ihre Kataloge, Werbeprospekte, Fachbücher etc.

Die Forschung 1995 zeigte, daß aus bildungs- und wirtschaftspolitischen Gründen der Gebrauch von deutschen Lehnwörtern nach dem Zweiten Weltkrieg abgenommen hat. Durch die demokratischen Umwandlungen und die Erlangung der Selbständigkeit baut Kroatien die wirtschaftlichen und kulturellen Beziehungen zu Deutschland und Österreich wieder auf. So kann man auch dem deutschsprachigen Lehnwortschatz doch eine gewisse Erhaltung voraussagen.

Zagreber Germanistische Beiträge 6(1997), 157–184

VOM BILDUNGSWERT DES DEUTSCHLERNENS

ANALYSE DES LEHRBUCHS FÜR GYMNASIEN VON G. ŠAMŠALOVIĆ (1910)

Maja HÄUSLER
(Universität Zagreb)

Wenn früher in Kroatien vom Fremdsprachenunterricht die Rede war, dann war damit fast immer die deutsche Sprache gemeint, obwohl sie für viele Bürger Kroatiens keineswegs eine fremde Sprache war. Seit der raschen Entwicklung des Schulsystems zur Jahrhundertwende hin wurde an allen Mittelschulen Kroatiens, an Gymnasien, Realschulen, Handels- und anderen Fachschulen, sowie am Mädchenlyzeum, das Deutsche als erste Fremdsprache unterrichtet. Man benutzte dabei meistens in Wien verlegte Schulbücher kroatischer oder deutschsprachiger Autoren.

Zwischen 1882 und 1888 bekamen kroatische Gymnasien erstmalig Lehrbücher für deutsche Sprache, die von einem einheimischen Autor zusammengestellt und in Kroatien verlegt waren. Es handelte sich um fünf Bände, die ersten zwei enthielten den Lehrstoff für die erste und die zweite Klasse des Gymnasiums, die übrigen drei Bände faßten den Lehrstoff für je zwei Klassen zusammen. Die ganze Serie war das Werk eines Autors, des Zagreber Gymnasiallehrers Franjo Marn (1845–1906), der auch das dazugehörige grammatische Handbuch verfaßt hatte (1882). Die

Zusammenfassung

Das deutsche Übungsbuch von Gustav Šamšalović (1910) verfolgt neben sprachlichen auch geistesbildende Ziele. In der Vielfalt von Übungsformen und ihrem mündlichen Charakter ist der Einfluß der neusprachlichen Reformbewegung von 1882 sichtbar. Die historisierende Vermittlung des Wortschatzes steht in der Tradition der »genetischen Methode« von C.W. Mager (1843). Die Auswahl der Inhalte gründet auf der Konzeption der germanischen Kulturkunde.

Bücher von Marn wurden etwa zwei Jahrzehnte lang benutzt, dann machte sich die jüngere Generation von kroatischen Deutschlehrern ans Werk und versorgte die Gymnasiasten mit neuen Lehrbüchern.

Die Schulbücher wurden auf der Grundlage des vom Kultus- und Unterrichtsministerium der Landesregierung Kroatiens vorgeschriebenen Lehrplans für Gymnasien verfaßt. Hinsichtlich der Stundenzahl hatte dieser zwischen 1906 und 1908/9 eine wichtige Änderung im sprachlichen Bereich erfahren: Nach einer großangelegten Diskussion um die Reform vor allem des altsprachlichen Gymnasiums wurde die wöchentliche Stundenzahl für den neusprachlichen Unterricht fast um die Hälfte aufgestockt, von 18 auf 26 Stunden. Dies geschah auf Kosten des altsprachlichen Unterrichts: Der Lateinunterricht wurde um 6 Stunden reduziert (von 47 auf 41) und der Griechischunterricht um 3 (von 28 auf 25). Der muttersprachliche Unterricht behielt im neuen Lehrplan die gleiche Stundenzahl wie vorher, nämlich 26.

Während zwischen 1865 und 1908 der neusprachliche Unterricht 8,53 % des gesamten gymnasialen Lehrplans ausmachte, betrug ab 1909 sein Anteil 10,74 %, und ebenso groß war auch der dem muttersprachlichen Unterricht eingeräumte Stundenanteil. Somit wurde das altsprachliche oder humanistische Gymnasium in seinem neusprachlichen Bereich dem seit 1894 eingeführten, neuen Schultyp, dem realen Gymnasium angeglichen.[1] Diese hohe Bedeutung, die dem neusprachlichen Unterricht zugestanden wurde, war der schulpolitisch-normative Niederschlag einer sozialen und wirtschaftlichen Entwicklung, die in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts Fremdsprachenkenntnisse für eine immer größere Anzahl von Menschen notwendig machte, die nicht den privilegierten Klassen angehörten[2].

Inhaltlich folgten die Bücher dem seit 1886 etablierten gymnasialen Lehrplan, welcher das sprachlich und grammatisch orientierte untere Gymnasium vom literarisch orientierten oberen trennte: In den vier ersten Klassen sollte das gesamte grammatische Pensum durchlaufen werden, während im oberen Gymnasium (Klassen 5 bis 8), nebst Übungen in alltäglicher Kommunikation, literarische Texte gelesen und besprochen wurden und die Schüler in die Geschichte der Literatur eingeweiht. Die Progression des sprachlichen Lehrstoffs legte der Lehrplan durch die Reihenfolge fest, in welcher grammatische Regularitäten zu behandeln waren: In den zwei ersten Klassen die Formenlehre, in der dritten und vierten die Satzlehre.

[1] »Službeni glasnik« vom 30. IX. 1908, S. 318.

[2] Mair, S. 25.

Nebst der Anordnung des grammatischen und des literarischen Lehrstoffs enthält der Lehrplan von 1908/1909 (entworfen 1906[3]) ein Novum gegenüber den vorangegangenen, er gibt nämlich ausdrücklich das globale Lernziel für Gymnasien an: die zum Verstehen deutscher Bücher nötige Beherrschung deutscher Sprache und eine gewisse Sprech- und Schreibfertigkeit im praktischen Gebrauch deutscher Sprache. Im Hinblick auf dieses Ziel betont der Lehrplan praktische Sprachübungen besonders in den ersten vier, aber auch in den übrigen Klassen. Ab fünfter Klasse ist Deutsch auch Unterrichtssprache. Als eine methodische Neuerung wird im oberen Gymnasium Privatlektüre eingeführt.[4]

Was die Autorenauswahl betrifft, so werden für die siebte Klasse die »sechs Klassiker der deutschen Literatur« (Klopstock, Wieland, Lessing, Herder, Goethe und Schiller) festgelegt, während in der achten Klasse die Texte der Romantik, des Realismus und des Naturalismus, von Novalis und Tieck, über Heine, G. Freytag und Uhland, bis zu den damals zeitgenössischen Autoren wie Ebner-Eschenbach, Peter Rosegger, Detlev von Liliencron und Gerhart Hauptmann gelesen werden.

In die Zeit zwischen dem Erscheinen der ersten (1882 – 1888) und der zweiten (1902 – 1915) Serie von Schulbüchern für Gymnasien fällt die neusprachliche Reformbewegung, welche den Fremdsprachenunterricht in die spätere Entwicklung bestimmende Bahnen rückt. Eingeläutet durch Viëtors polemische Schrift *Der Sprachunterricht muß umkehren* (1882), verlangt sie vom Fremdsprachenunterricht eine stärkere Ausrichtung auf das Mündliche, da sie die Sprache primär als gesprochen aufgefaßt sehen möchte. Im Hinblick auf das Lernziel bedeutet dies die Entwicklung der Sprechkompetenz, weshalb als Lehrverfahren mündliche Konversationsübungen vorwiegen sollten, welche das mimetische Lernen ermöglichen. Die explizite Besprechung von grammatischen Regeln sollte erst dann stattfinden, nachdem sich die Lerner schon intuitiv, durch Gebrauch, die Regeln angeeignet haben. Um bei den Lernern eine gute Aussprache zu erreichen, sollten die Lehrer auch Kenntnisse in Phonetik besitzen.

Die von Vietor im Titel seiner Schrift verlangte »Umkehr« ist sozialgeschichtlich zu verstehen: In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts hatte sich der Stand von Fremdsprachenlehrern an höheren Schulen herausgebildet, die ein Philologiestudium absolviert haben. Die Sprachmeister, welche den neusprachlichen Unterricht bis dahin prägten, häufig ausgewanderte Muttersprachler, manchmal ohne ernsthaftere professionelle Ausbildung, waren damals schon verschwunden, doch die Vorstellung

[3] Vom Fachkolleg des Verbandes kroatischer Mittelschullehrer, erschienen in »Narodne novine« Nr. 39, 1906.

[4] »Službeni glasnik«, vom 31. VIII. 1908, S. 247.

vom durch Sprachmeister erteilten Unterricht lebte noch, und es haftete ihr ein Odium des Unsystematischen und Oberflächlichen an, zumal verbunden mit einem aristokratischen Dünkel. Vom auf standesgemäßes Parlieren ausgerichteten Konversationsunterricht der Sprachmeister setzten sich die Fremdsprachenlehrer durch einen methodisch strengen, philologisch fundierten und auf bürgerliche Bildung orientierten Unterricht ab. Diesen galt es nun, nach Vietor, aufzugeben und, polemisch zugespitzt gesagt, zu der Methode der Sprachmeister zurückzukehren.

In den Schulbüchern der zweiten Serie für kroatische Gymnasien hat die Reformbewegung Spuren hinterlassen. Jedoch nicht mehr als Spuren. Die Bücher für den Anfängerunterricht in der ersten und zweiten Klasse, die sich eng an eine tschechische Vorlage[5] anlehnten, bauen zwar auf Sprechübungen auf, die schülernahe Situationen versprachlichen. Der Phonetik wird jedoch kaum Beachtung geschenkt. Die Bücher für das obere Gymnasium mußten eine Auswahl von Texten aus dem literarischen Kanon enthalten. Als originelle Leistung eines einheimischen Autors tritt aus der zweiten Serie das Lehrbuch für die dritte und vierte Klasse von Gustav Šamšalović hervor, das im folgenden näher betrachtet werden soll.

Gustav Šamšalović (geb. 1878 in Valpovo, gest. 1961 in Zagreb) war zunächst als Deutschlehrer in Zagreb tätig, danach am Gymnasium in Sušak (heute Rijeka) und ab 1911 wiederum in Zagreb. Er unterrichtete auch an der Zagreber Germanistik und 1925 wurde er zum ordentlichen Professor an der Höheren pädagogischen Schule in Zagreb ernannt. Šamšalović hat Arbeiten aus verschiedenen Bereichen veröffentlicht. In der Fachzeitschrift »Nastavni vjesnik«, die vom Verband kroatischer Mittelschullehrer herausgegeben wurde, meldete sich Šamšalović regelmäßig mit fachdidaktischen, germanistischen und kulturgeschichtlichen Beiträgen. Mit H. Scheidela führte er eine Zeitlang eine scharfe Polemik über dessen Lehrbücher für die erste und zweite Klasse. Mehrere Studien zur vergleichenden Geschichte der Literatur und Sprache veröffentlichte er in der Sammlung *Begegnung in Sage und Dichtung* (1943). Sein umfangreiches deutsch-kroatisches Wörterbuch erlebte mehrere Neuauflagen. Als Schulbuchautor betätigte sich Šamšalović zweimal: Das 1910 veröffentlichte Übungsbuch für die dritte und vierte Klasse wurde 1912 noch einmal verlegt. Dreißig Jahre später, 1941 und 1943, verfaßte er erneut Bücher für die gleiche Zielgruppe.

Deutsches Übungsbuch von G. Šamšalović

Anders als die heutigen Lehrbücher, welche den Lehrstoff in aufeinander aufbauende Lektione gliedern, faßten die früheren Bücher die einzelnen

[5] Von Ernest Riha (Prag 1903).

Inhalte in Blöcken zusammen, die miteinander zu kombinieren waren. So besteht auch dieses Lehrbuch für die dritte und die vierte Klasse der Mittelschulen aus drei Teilen, die annähernd gleichen Seitenumfang haben. Es sind: grammatische Übungen (109 Seiten), der Textteil (94 Seiten) und das Glossar (112 Seiten).

1. Grammatik

Der erste Teil des Lehrbuchs enthält neben deutschen Übungsbeispielen auch kroatisch formulierte Regeln. Der grammatische Lehr- und Übungsstoff ist nach Paragraphen eingeteilt, die der Aufgliederung der Systemgrammatik folgen, d.h. den einzelnen Wort- und Satzarten oder anderen grammatischen Phänomenen gewidmet sind.

Nachdem in der ersten und zweiten Klasse die Morphologie bearbeitet wurde, umfaßt der vom Lehrplan vorgeschriebene Lehrstoff der dritten und vierten Klasse, neben Wiederholung bisher durchgenommener Strukturen, die Syntax: In der dritten Klasse sollte »in Verbindung mit dem Lesestoff das Wichtigste und Gewöhnlichste aus der Kasuslehre behandelt werden, die koordinative Satzverbindung und koordinierende Konjunktionen«. In der vierten Klasse folgt »die Rektion der Verben, die subordinative Satzverbindung und subordinierende Konjunktionen«[6].

Obwohl nicht vorgeschrieben, behandelt Šamšalović in seinem Lehrbuch auch Morphologie, und zwar jene Teile, die nach seiner Meinung im grammatischen Handbuch von Scheidela, das für den Gebrauch in kroatischen Mittelschulen zugelassen war, ungenügend erklärt oder gar falsch dargestellt waren. Seine zusätzlichen Erläuterungen betreffen die Deklination geographischer Bezeichnungen, der Eigennamen und der Fremdwörter; die Besonderheiten der Deklination und im Gebrauch von Pronomina, Adjektiven und Zahlwörtern; die Partikeln *hin* und *her*. So erklärt er z.B. den Gebrauch der Pronomina *derer* und *dessen*, *welche* und *einige* und den Gebrauch der Pronominaladverbien, bespricht die Deklination des Adjektivs nach unbestimmten Fürwörtern, den Gebrauch nicht flektierbarer Adjektive u.a.m.

Die Deklination des Adjektivs ergänzt Šamšalović, unter anderem, durch die Regel, das Adjektiv folge besonders dann der starken (pronominalen) Deklination, wenn es mit seinem Bezugsnomen hinter einem Substantiv im Genitiv steht, von dem der ganze Ausdruck abhängt, wie etwa im Beispielsatz »Die Umgebung der Stadt Düsseldorf am Nieder-Rhein ist Preußens *hervorragendster* Industriebezirk.«[7]

[6] »Narodne novine« Nr. 39, 1906, Anhang, s.p. Zitate aus kroatischen Quellen übers. von MH.

[7] Šamšalović 1910, S. 26.

Der Gebrauch des Artikels wird durch den Hinweis ergänzt, daß »das Substantiv ohne Artikel gebraucht wird, wenn es nach einem *Genitiv* steht, von dem es abhängig ist, wie in *Englands* Kolonien, *Deutschlands* Seehäfen«.[8] Was den Gebrauch der Pronominaladverbien betrifft, so weist der Autor wiederholt auf den Unterschied zwischen *darin* und *worin* einerseits und *darein* und *worein* andererseits hin, weil dieser Unterschied in Scheidelas Grammatik nicht beachtet wird: Die beiden erstgenannten Adverbien drückten den Stillstand in einem Gegenstand aus, die letztgenannten dagegen eine Bewegung im Inneren des Gegenstandes.[9] Šamšalović erklärt auch den Unterschied zwischen *herum* und *umher*, weil er bemerkt hatte, daß die beiden Adverbien in Scheidelas Lehrbüchern falsch gebraucht werden (»Rings*herum* befanden sich Sitze für die Zuschauer, deren Blicke vor dem Beginn neugierig *umher*schweiften. *Herum* znači naokolo, *umher* amo tamo.«[10]).

Die Tatsache, daß sich Šamšalović bei der Auswahl des grammatischen Lehrstoffes durch die Mängel anderer Lehrbücher leiten ließ, wirkte sich unvorteilhaft auf die Zweckmäßigkeit dieses Teils des Lehrbuchs aus: Die Regeln sind unübersichtlich, sie sind umständlich formuliert und unnötig weit verzweigt, wie z.B. in folgender Darstellung der Deklination der Ländernamen, die von einer sprachgeschichtlichen Erklärung ausgeht:

> Viele Ländernamen sind aus dem Dativ Plural entsprechender Völkerbezeichnungen entstanden und werden deshalb den Herrschernamen und -bezeichnungen mit der Präposition *von* beigefügt. Diesem Beispiel folgten auch andere Ländernamen (Die meisten Könige *von* Frankreich hießen Ludwig). Den echten Genitiv mit der Endung **s** bilden diese Ländernamen nur dann, wenn sie vor der Bezeichnung des Herrschers stehen (*Österreich***s** **Herrscher** bevorzugten die Namen Leopold, Rudolf und Ferdinand, *Preußen***s** **Fürsten** die Namen Friedrich und Wilhelm). – In anderen Fällen können Ländernamen mit dem Genitiv auf **s** sowohl vor als auch hinter dem Substantiv stehen, von dem der Genitiv abhängt (*die Städte Deutschland***s** oder *Deutschland***s** **Städte**).[11]

Zum Verlust der Systemhaftigkeit von Regeln trägt die Tatsache bei, daß umfassendere Regeln, Regeln höherer Ordnung, nicht selten erst am Ende der Behandlung eines sprachlichen Phänomens stehen, nachdem eine ganze Reihe von Regeln engeren Geltungsbereichs erklärt worden ist. So bekommen die Lerner beispielsweise erst am Ende der Darstellung von Pronominal- und Frageadverbien den Hinweis, daß diese Adverbien »eine Verbin-

[8] Ebenda.
[9] Ebenda, S. 20.
[10] Ebenda, S. 23.
[11] Šamšalović 1910, S. 4.

dung von *er* oder *sie* mit einer Präposition ersetzen, wenn sich diese Pronomina auf Sachen beziehen: Was liegt am Tische? Einige Bücher liegen *darauf*.«[12]

Die Regeln finden wir ausschließlich in Form von mit Worten formulierten Gesetzmäßigkeiten. Schematische Darstellungen, formelhafte Verallgemeinerungen, die in übersichtlicher Form das Wesentliche hervorheben und so das Erfassen erleichtern, und außerdem beim Lerner das allgemeine Bilden von Analogien fördern, verwendet der Autor nicht. Zur graphischen Hervorhebung werden im laufenden Text der Kursiv-, Fett- und Sperrdruck und mehrere Schriftarten und -grade verwendet, dazu runde und eckige Klammern. Diese Hilfsmittel werden jedoch so häufig eingesetzt, daß sie fast ihren Zweck verfehlen, weil sie vom Leser kaum noch wahrgenommen werden, so etwa die Tatsache, daß derjenige Teil des metasprachlichen Textes, der die thematische Struktur enthält, in gleicher Weise hervorgehoben wird wie der entsprechende Teil des objektsprachlichen Beispiels; in der oben zitierten Regel sind es z.B. die Wörter *Genitiv*, … *Englands* … , *Deutschlands*.

Aus der Syntax bearbeitet Šamšalović Teile der Kasuslehre, die Rektion der Verben und der Adjektive, die Arten der Nebensätze, den Gebrauch der Modi in Nebensätzen, die Kürzung der Nebensätze, den Gebrauch des Konjunktivs in Hauptsätzen und in »vermeintlichen« Hauptsätzen und die indirekte Rede. In der Behandlung der Kasusfunktionen und der Satzteile folgt er nicht der üblichen Systematik, sondern konzentriert sich auf jene Strukturen, die im Kroatischen keine direkte syntaktische Entsprechung haben.

Die Definitionen von Satzarten gehören nach der Ansicht von Šamšalović zu allgemein-grammatischen Kenntnissen und brauchen im Deutschunterricht nicht behandelt zu werden. Deshalb fügt er auch die Erklärung der Funktion einzelner Nebensatzarten nicht in sein Lehrbuch ein. Didaktisch bedeutet dies, daß er die Nebensätze nicht aus Satzgliedfunktionen ableitet, indem er etwa Übungen zur Transformation von Nebensätzen zu Syntagmen und umgekehrt gibt, wie es in der ersten Serie von Marn der Fall war, welcher der üblichen Systematik Nominalsätze – Adverbialsätze folgte. Vielmehr berücksichtigt Šamšalović bei der Behandlung der Nebensätze jene Phänomene, die ihm für das Erlernen des Deutschen als Fremdsprache vom Standpunkt des Kroatischen aus relevant scheinen, und das sind die Form der Nebensätze (eingeleitet oder nicht) und der Gebrauch verbaler Modi.

Da die Systematik bei der Behandlung der Nebensätze nicht auf deren Bedeutung und Funktion beruht, sondern auf der Form bzw. der Möglich-

[12] Ebenda, S. 21.

keit der »Verkürzung«, bespricht Šamšalović zunächst Final- und Konsekutivsätze, weil »diese zwei Satzarten ähnlich verkürzt werden. So werden z.B. auch jene Konsekutivsätze mit *um zu* verkürzt, die einen finalen Sinn haben«.[13] Es folgen Komparativsätze »die überhaupt nicht verkürzt werden«, und danach »Konditional-, Konzessiv-, Kausal-, Modal- und Temporalsätze, weil sie in gleicher Weise (nämlich mit Hilfe eines Partizips) verkürzt werden«.[14] Zuletzt werden Subjekt-, Objekt- und Attributsätze behandelt, »weil diese drei Nebensatzarten auch als indirekte Fragesätze vorkommen können«.[15]

Den Begriff des Adverbialsatzes verwendet Šamšalović nicht, weil die Einteilung der Nebensätze in Subjekt-, Objekt-, Attribut- und Adverbialsätze »nicht konsequent durchgeführt werden kann. So kann ein Adverbialsatz mit lokaler Bedeutung ein Subjekt-, Objekt- oder Relativsatz sein. Scheidela zählt Finalsätze zu den adverbialen Sätzen, vergißt aber dabei, daß es auch Relativsätze mit finaler Bedeutung gibt. Sütterlin: Deutsche Sprachlehre für höhere Lehranstalten § 277. 5. Man dachte besonders darauf, einen solchen Hahn zu halten, der sich nicht verkrähe und die Morgenstunde auf das allerfrühste ansagte.«[16] Für jede Nebensatzart behandelt Šamšalović den Gebrauch des Modus, die Auslassung der Konjunktion und die Kürzung.

Nach den Nebensätzen behandelt Šamšalović den »Konjunktiv in Haupt- und vermeintlichen Hauptsätzen« (S. 109–112). Diese Reihenfolge, d.h. die Behandlung der Nebensätze vor den Hauptsätzen, die »historisch nicht begründet ist«, weil sich »alle Nebensätze aus den Hauptsätzen entwickelt haben«, schien dem Autor zu »rein praktischen Zwecken« geeigneter. Was aber »den Konjunktiv in Hauptsätzen betrifft, so ist dieser in vielen Fällen jünger als der Konjunktiv in Nebensätzen, d.h. er ist durch die Ellipse entstanden«[17], und wird deshalb im Lehrwerk nach dem Konjunktiv in den Nebensätzen behandelt.

Die Konstruktion *möchte* + Infinitiv, die in der Umgangssprache häufig einen Wunsch zum Ausdruck bringt, wird in diesem Zusammenhang nicht behandelt. Wenn sie in den Texten des zweiten Teils des Lehrwerks erscheint – in einem Knabengedicht über Mädchen (»Die möchten wohl uns´re Gesellen sein.«) und in Lenaus Brief von der Reise nach Amerika (»Anfangs Mai möchte ich abreisen, im Spätherbst wieder kommen.«) – verweist der Autor auf die Darstellung des Konjunktivs Präteritums und Plusquamperfekts zur Bezeichnung des Wunsches. Hier geht es aber um

[13] Šamšalović 1911, S. 377.
[14] Ebenda.
[15] Ebenda.
[16] Ebenda.
[17] Ebenda.

den Wunsch, »der entweder jetzt oder überhaupt unerfüllbar ist«, bzw. »der nicht mehr erfüllt werden kann«, wobei die Wortfolge jener in einer Satzfrage entspricht.[18] Als Beispiel für diesen Gebrauch gibt Šamšalović den Satz »*Möchten* doch meine Stunden ebenso harmonisch zusammenklingen wie die Glocken (Lenau)«.[19] Das Beispiel zeigt uns, daß das Lehrbuch nicht die gesprochene Sprache vermittelt, sondern vornehmlich den hohen Stil der geschriebenen Sprache, die Sprache der Literatur, weil es auf die Rezeption von literarischen und wissenschaftlichen Werken, auf die Kommunikation von Kultur als oberstes Richtziel des gymnasialen Deutschlernens ausgerichtet ist.

Nach der Behandlung der Deklination der Fremdwörter erläutert Šamšalović einige Lautkorrespondenzen zwischen der deutschen und der lateinischen bzw. der griechischen Sprache (*tegula* und *Ziegel*, *strata* und *Straße*, papa und *Pfaffe*, *kyriaké* und *Kirche*). Diese Kenntnisse sollen als Grundlage für die Behandlung der Etymologie dienen.

Da der grammatische Teil des Lehrbuchs aus Paragraphen besteht, die der systemhaften Sprachbeschreibung folgen, enthält er keine Lektionen im strengen Sinne vorprogrammierter Unterrichtseinheiten, die etwa aus Präsentation und Einübung des Lehrstoffes bestehen würden. Eine didaktisch-methodische Gliederung des Lehrstoffes gewährleisten jedoch deutsche und kroatische Texte bzw. Gruppen kroatischer Sätze, die den Lehrstoff von jeweils etwa zehn vorausgehenden Paragraphen zusammenfassend wiederholen.

Die einzelnen Paragraphen bringen zunächst deutsche Beispielsätze, worauf die metasprachliche Erklärung in kroatischer Sprache folgt. Die deutschen Sätze versprachlichen Inhalte aus dem Bereich der Geschichte, der Natur- und Erdkunde, der Ethnographie, oder aus vorstellbaren Situationen des Alltags. Manche sind literarischen Texten entnommen. Die deutschen Beispiele können entweder im Rahmen eines einheitlichen, mit einer Überschrift versehenen Textes (a), als nicht zusammenhängende Sätze aus inhaltlich verschiedenen Bereichen (b), oder als miteinander nicht verbundene Sätze aus einem Bereich vorkommen (c).

(a) So enthält z.B. die Beschreibung des Schlosses *Die Marienburg*, die auch den deutschen Ritterorden vorstellt, in grammatischer Hinsicht die Beispiele für die Auslassung von *worden* im Perfekt und Plusquamperfekt des Passivs (»Die Marienburg … ist in der Nähe der Seestadt Danzig *erbaut* und entstammt dem 13. Jahrhundert.«), für das Zusammenziehen von Sätzen in der Nebenordnung mit *nicht nur – sondern auch*, *weder – noch* u.ä. sowie für die Kongruenz des Prädikats mit einem von einer Präposition abhängigen Substantiv (»*An die zweihundert Ritter* mit ebenso vielen Knap-

[18] Šamšalović 1910, S. 110.
[19] Ebenda.

pen und dienenden Brüdern *konnten* in diesem Riesenbau untergebracht werden«[20]).

(b) Die Beispiele für den Gebrauch von Modalverben mit subjektiver Modalität enthalten Sätze aus inhaltlich verschiedenen Themenbereichen (das Mittelalter und die Spreelandschaft), die im Übungs- und im Textteil des Lehrbuchs nach und nach zur Sprache kommen. Die drei Sätze unter 1 versprachlichen die Erwartung des Weltuntergangs um das Jahr 1000, der Satz 2 bringt eine landeskundliche Information, und jener unter 3 ist im Kontext einer konkreten Lebenssituation denkbar:

> 1. Um das Jahr 1000 erwarteten die Christen den Weltuntergang. Weder Kirchen noch Klöster wurden mehr gebaut und alles bereitete sich auf den Tod vor. Da *mag* es manchem glücklichen Menschenkinde gar schwer ums Herz *gewesen sein*. 2. Lehde an der Spree ist eine winzige Lagunenstadt, ein Venedig, wie es vor 1500 Jahren *ausgesehen haben mag*, als die ersten Fischerfamilien auf seinen Inseln Schutz suchten. 3. Sie *können* schon *abgereist sein* (noch *da sein*).[21]

(c) Die Beispielsätze können inhaltlich zum gleichen außersprachlichen Sachbereich gehören und dabei nicht oder nur lose miteinander verbunden sein, wie in der folgenden Veranschaulichung des Gebrauchs vom Infinitiv, wo die Sätze unter 1 und 5 der Geographie, die übrigen der Astronomie entstammen:

> 1. Der Nil fließt reißend. Wenn ein Boot darin kentert, *soll* niemand auch nur für einen Augenblick wieder zum Vorschein *kommen*. 2. Der Komet, welcher im Jahre 146 vor Christi Geburt beobachtet wurde, *soll* größer *ausgesehen haben* als die Sonne. 3. Viele Sterne verändern ihre gegenseitige Stellung nicht, sie *scheinen* vielmehr am Himmelsgewölbe *angeheftet zu sein*. Man nennt sie deshalb Fixsterne (feste Sterne). 4. Einige Kometen sehen wie ein bloßer Dunst aus. Andere sind zwar etwas dichter, *scheinen* aber doch viele leere Zwischenräume in ihrer Masse *zu haben*. 5. Eine Anzahl von Inseln im Großen Ozean *scheint* den Weg *anzudeuten*, der hier von Amerika nach dem Festlande von Australien und nach Asien führt.[22]

Die metasprachlichen Erklärungen beschreiben ausführlich die thematische sprachliche Erscheinung, so etwa für die obigen Beispielsätze die Auslassung der Form *worden* und den Gebrauch des Verbs *scheinen* mit dem Infinitiv I und II. Deutsche Strukturen werden am häufigsten anhand des Vergleichs mit bedeutungsgleichen kroatischen Strukturen erklärt, so etwa die Kongruenz des Subjekts mit dem finiten Verb: »An die hundert

[20] Ebenda, S. 41.
[21] Ebenda.
[22] Ebenda, S. 42.

Mann *wurden eingeschifft*; otprilike 100 momaka bilo je ukrcano.«[23] Bei der Gegenüberstellung deutscher und kroatischer Strukturen wird auch auf morphologische und lexikalische Ausdrucksmittel für die Übertragung der Bedeutungen deutscher Strukturen ins Kroatische hingewiesen, so etwa für die Bezeichnung des vermuteten Geschehens durch das deutsche Futur I und II.

Die Erklärungen enthalten weitere deutsche Beispiele (so etwa für Zeitverhältnisse in von *scheinen* abhängigen Sätzen: »Lenau schreibt: Einmal hatten wir auf unserer Seereise auch einen Sturm. Der Kapitän zeigte mir mit besorglicher Miene gegen Norden eine tiefschwarze Wolke, die wie eine Mauer senkrecht aus den Fluten *emporzuragen schien*. […] Dort schien ein Blitz eingeschlagen zu haben. […] Dieser Baum ist ganz verkohlt. Darein scheint ein Blitz gefahren zu sein.«[24]) und bieten reichhaltiges lexikalisches Material zu der besprochenen Struktur, so z.B. für Verben mit dem Akkusativ und dem Adjektiv: »Lerne auch folgende Ausdrücke: *einen glücklich machen* […], *einen frei lassen* […], *ein Kind groß ziehen* […], *etwas schwarz färben* […], *sich mäßig zeigen* (*beweisen*) […]«[25].

Als Sprachmaterial für die Phase der Anwendung können wir Texte ansehen, die den grammatischen Lehrstoff mehrerer Paragraphen zusammenfassen und dessen Einübung in größeren Kontexten ermöglichen. Gewöhnlich dienen dazu zwei längere Texte, ein deutscher und ein kroatischer. Die beiden folgenden Beispiele schließen die Behandlung vom Infinitiv und von Verben mit der Akkusativergänzung ab.

Anhand des sprachgeschichtlichen deutschen Textes *Die Verwandtschaft der germanischen Sprachen* werden Besonderheiten im Gebrauch der Modalverben (»Nach einem alten Berichte *sollen* alle europäischen Völker aus Skandinavien nach dem Süden *gewandert sein*.«[26]) und des Futurs (»Die merkwürdige Tatsache *wird* schon im Mittelalter so manchem *aufgefallen sein*.«[27]), Konstruktionen mit zwei Nominativen (»Diese gemeinsame Mutter, […] wird in der Wissenschaft *die germanische Ursprache genannt*.«) und Verben mit zwei Akkusativen (»Heute *hält* man *das Gebiet* zwischen der unteren Oder und der unteren Elbe *für die ältesten Sitze* der Germanen«.) wiederholt.

An diesen Text schließen Aufgaben zur Wiederholung früher durchgenommener Strukturen an: Die Schüler sollen die Länder aufzählen, in denen germanische Sprachen gesprochen werden. Die Namen dieser

[23] Ebenda, S. 41.
[24] Ebenda, S. 43.
[25] Ebenda, S. 47.
[26] Ebenda, S. 49.
[27] Ebenda, S. 48.

Länder sollen sie mit und ohne Adjektiv gebrauchen. Meistens wird in den Aufgaben die Manipulation bestimmter Inhalte verlangt: Nachdem die Schüler durch Übersetzung den Satz »Die deutsche Sprache ist der holländischen ähnlicher als der englischen.« gebildet haben, sollen sie nach diesem Modell weitere Sätze bilden.

Der anschließende kroatische Text gehört dem Bereich der Geographie an. Bis auf die zwei ersten erzählen alle übrigen Sätze von China. Die Sätze sind so gebaut, daß der Lerner bei der Übersetzung ins Deutsche den Gebrauch des Genitivs und des Dativs übt. Außerdem soll er dabei die Ausdrucksmittel für vermutetes Geschehen einsetzen, die anhand des Textes *Die Verwandtschaft der germanischen Sprachen* wiederholt wurden.

Die Verweise in den Fußnoten gewährleisten quer durch den ganzen grammatischen Teil des Lehrwerks die Verbindung von zusammengehörigen außersprachlichen Lehrinhalten, die durch grammatische Beispielsätze vermittelt werden. Neben den inhaltlichen enthalten die Fußnoten auch grammatische Verweise und bringen zusätzliche Erklärungen zur Kulturgeschichte, Etymologie, Semantik und Form. Sie enthalten auch Übersetzungshilfen für das Deutsche oder für das Kroatische, und manchmal auch weitere Aufgaben.

Eine besondere Eigenschaft dieses Lehrwerks, wodurch es sich von den vergleichbaren abhebt, ist die Tatsache, daß die grammatischen Beispielsätze kultur- und geistesgeschichtlich relevante Inhalte übermitteln. Während in sprachlichen Lehrbüchern und grammatischen Handbüchern grammatische Beispiele gewöhnlich möglichst informationsarm gehalten werden und daher Selbstverständlichkeiten und allgemein bekannte Inhalte versprachlichen, da ja die sprachliche Form selbst Information ist, und die Fassungskraft des Lesers durch ihm fremde Inhalte nicht zusätzlich beansprucht werden soll, nützt Šamšalović die Tatsache, daß er Form ohne Inhalt nicht vermitteln kann, dazu, geistesbildende Inhalte im Sinne des humanistischen Bildungsideals einzubringen. In der zeitgenössischen Variante dieses Ideals stammen die Inhalte nicht aus der klassischen Antike, sondern aus der germanischen Geschichte.

Als Beispiel führen wir die Darstellung der Person Karls des Großen an. Sie vermittelt einen Ausschnitt der europäischen Geschichte, jedoch nicht in Form einer trockenen Aufzählung von geschichtlichen Tatsachen, sondern durch lebendige und suggestive Erzählung, indem sie Elemente einer Sozialgeschichte mit fiktionaler Gestaltung verbindet. Durch diese Art der Darstellung glaubt Šamšalović der Forderung nach Anschaulichkeit des Unterrichts gerecht zu werden. Seiner Ansicht nach können auf diese Weise vermittelte historische Inhalte im fremdsprachlichen Unterricht die Funktion von Realia haben, die durch ihre Konkretheit und Bekanntheit (Lernernähe) leicht faßlich sind und deshalb motivierend wirken. Da sie also

den Lernprozeß fördern, sind sie zum Transport des zu vermittelnden fremdsprachlichen Materials besonders geeignet.

Die Angaben zum Karl dem Großen finden wir an zehn Stellen im grammatischen Teil des Lehrwerks verstreut, wobei der Lerner immer wieder an die zuvor behandelten Inhalte zurückverwiesen wird, so daß alle Stellen zusammengefaßt einen Auszug aus der Sozialgeschichte um den mittelalterlichen Herrscher herum ergeben. So enthalten z.B. die Sätze, die als Grundlage für die Wiederholung der Deklination von geographischen Bezeichnungen und von Eigennamen dienen, Angaben zum Aussehen des Monarchen, zu seiner Familie, den politischen Beziehungen, zu seinen Bauten und dem Interesse an Wissenschaft:

> 1. Schon *Karls des Großen* äußere Erscheinung zeigte den Herrscher. 2. Selbst aus dem Morgenlande kamen Gesandtschaften zu *Kaiser Karl dem Großen*. 3. *Aachens* Prachtbauten, die unter *Karls* Regierung aufgeführt wurden, erregten allgemeine Bewunderung. 4. Um *Kaiser Karl den Großen* war eine ganze Akademie berühmter Gelehrter geschart. 5. Der Schrift *Einhards* über *Karl den Großen* verdanken wir auch Nachrichten aus dem Leben *der schönen Luitgard*, *Karls* Gemahlin, und über die Schicksale *Bertas*, der Lieblingstochter des Kaisers.[28]

Bei der Behandlung der Rektion der Verben erfahren die Lerner von den Anstrengungen des Kaisers um die Hebung der materiellen und der geistigen Kultur in seinem Herrschaftsgebiet, von seiner Politik und den politischen Beziehungen, von der Rolle des Beraters Alkuin, und bei der Behandlung der Nebensätze von den Eroberungen des Herrschers und der Unterwerfung der Sachsen. Damit die Lerner kulturrelevante, bildende Inhalte verinnerlichen und sich für die Regeln erwärmen, läßt Šamšalović den Kaiser fiktional aufleben mit einer demokratischen Gesinnung, die bei den Schülern auf Sympathie stoßen sollte:

> Karl der Große sprach zu den vornehmen, aber trägen Schülern: »Beim König des Himmels! *Ich kümmere mich nicht* um euere vornehme Geburt und eueren Putz, wenn auch die anderen euch bewundern mögen.[29]
>
> Kaiser Karl befahl einmal den Schülern der Hofschule, ihre Hefte zu zeigen. Die hoffnungs*vollen* Söhne armer Familien wiesen vortreffliche Beweise ihres Fleißes auf. Die vornehmen Jünglinge hatten zwar ihre Hefte *vollgeschrieben*, sie selbst waren aber *voll Unwissenheit*.[30]

[28] Ebenda, S. 9.
[29] Ebenda, S. 61.
[30] Ebenda, S. 70.

2. Übungsformen

Die Manipulation des sprachlichen Materials zwecks Einübung der Formen und der Lexik ist im allgemeinen durch Mündlichkeit gekennzeichnet. Ohne es jedesmal zu verlangen, setzt nämlich der Autor die Wiedergabe der Texte und den Transfer der Inhalte voraus. Die Texte sollen in Fragen und Antworten aufgelöst und nacherzählt werden. Anschließend sollen sie als Ausgangspunkt für Gespräche über die eigene Situation und Erfahrungen der Schüler dienen, wie es exemplarisch für solche Konversationsübungen nach dem Text *Die Weltgegenden* angedeutet wird:

> Wie ist deine Stube gelegen? Werden ihre Fenster von der Nachmittagssonne beschienen? – Ja? Dann liegt sie gegen Süden. – Welche Seite eines freistehenden Hauses wird von der Morgensonne beschienen? – Wann geht die Sonne im Winter auf? Wann im Sommer? – Welcher Tag ist also der kürzeste? Welcher der längste? – Bist du ein Frühaufsteher? Sei kein Langschläfer! Morgenstunde hat Gold im Munde (u vlasti: u sav. *der Vor-mund* skrbnik).[31]

Zur Grammatik bietet das Lehrwerk eine Fülle von Übungen an. Darunter ist die Übersetzung relativ selten, die meisten Übungen bestehen in der Manipulation des deutschen Sprachmaterials. Da sie häufig als Aufgaben formuliert werden und lediglich ein oder gar kein Lösungsbeispiel bringen, muten viele Übungen als schwierig an. Das Fehlen einer ausführlichen schriftlichen Vorlage konnte jedoch der Entwicklung der Redefähigkeit förderlich sein, da es den Schülern ein Mehr an Konzentrationsaufwand abverlangte.

Die Übungsformen sind mannigfaltig. Sie bestehen in der Manipulation des sprachlichen Materials auf der Wort-, Satz- (a) oder Textebene (b) oder im Umschalten zwischen zwei Sprachen (c). Die Übungen auf der Wortebene verlangen etwa, eine geographische Bezeichnung oder einen Eigennamen mit und ohne Attribut zu beugen. Die Übungen dieser Art sind selten, da sich das Lehrbuch an Schüler mit abgeschlossener Grundstufe wendet.

(a) Bei den Übungen auf der Satzebene bilden die Schüler Sätze mit bestimmten Strukturen, die sie eben kennengelernt haben. Dabei kann lediglich die einzuübende sprachliche Form vorgegeben sein, während die Inhalte vom Schüler frei erfunden werden müssen. So sollen die Schüler beispielsweise »ein Gespräch über alltägliche Situationen führen und dabei den Konjunktiv II als Ausdruck der Irrealität verwenden«[32]. Diese

[31] Ebenda, S. 125.
[32] Ebenda, S. 112.

Übungsform ist leichter, wenn eine bestimmte Lexik vorgegeben wird, wenn etwa mit Adjektiven, die nur prädikativ verwendet werden, wie *leid tun, gang und gäbe sein, brach liegen, feind sein* oder *bleiben, kund tun, abwendig machen, gewahr werden, eingedenk sein, habhaft werden*, kurze Sätze gebildet werden sollen.

Die häufigste Übungsform besteht in der Umformulierung der Inhalte anderer Übungssätze, wobei die neu gelernten Strukturen eingesetzt werden sollen. So sollen die Schüler z.B. nach dem Modell für den Gebrauch des Konjunktivs I in Mathematik:

> 1. A B C sei ein gleichschenkliges Dreieck, B D ein Lot auf der Grundlinie. 2. Die Punkte a b seien 10 m voneinander entfernt. 3. O A B sei ein Kreisausschnitt. R sei der Durchmesser dieses Kreises.[33]

einige ähnliche Sätze bilden, indem sie die Lexik für die Beschreibung der Pyramide aus folgendem Übungstext einsetzen:

> Die dreiseitige Spitzsäule (Pyramide)
>
> Die *dreiseitige* Pyramide hat eine Grundfläche und drei Seitenflächen. Die Grundfläche ist ein *gleichseitiges* Dreieck. Die drei Seitenflächen sind *gleichschenklige* Dreiecke. Sie laufen in einem Punkte zusammen und bilden die Spitze der Pyramide. Solch eine Spitzsäule hat sechs Kanten und vier Ecken. An jeder Ecke stoßen drei spitze Winkel zusammen.[34]

Die Lösungshilfen, die der Autor manchmal gibt, zeigen, daß er damit rechnet, daß die Schüler die thematisierten Inhalte weiter entwickeln würden. So sollen die Schüler z.B. anhand des Textes *Die Marienburg* Konzessivsätze bilden, wie etwa »Die Marienburg war eine feste Burg, obwohl sie nicht auf einem hohen Berg erbaut war.«[35] Der Text bietet jedoch keine Äußerungen, die Konzessivität enthalten würden. Das Beispiel des Autors setzt zusätzliche Informationen voraus, nämlich daß sich die Burg nicht auf einem Berg befindet, und daß die Burgen, um Schutz zu gewähren, auf Anhöhen errichtet wurden.

Ebenfalls häufig sind Übungen für die Bildung von Sätzen mit vorgegebenen Strukturen bei gleichzeitigem Transfer des Inhalts der Beispielsätze in schülernahe Situationen. Die zu versprachlichende Situation kann nur angedeutet oder genauer angegeben werden. Nur angedeutet wird die neue Situation, wenn z.B. nach dem Modell mit dem Konjunktiv des Präsens als Ersatzform des Imperativs die Bildung von »ähnlichen Sätzen aus dem Alltag« verlangt wird:

[33] Ebenda, S. 109.
[34] Ebenda, S. 28.
[35] Ebenda, S. 87.

> 1. Um 4 Uhr *seien* alle reisefertig. Keiner *verspäte* sich. – Sind alle versammelt? Jeder *untersuche* vor dem Abmarsch seinen Rucksack, ob er alles Nötige mit habe. Nun *brechen* wir auf (*laßt uns aufbrechen*). 2. Lebt wohl und reiset glücklich. Daß euch nur kein Unglück *widerfahre*! Da *sei* Gott für![36]

Die zu versprachlichende Situation wird genauer angegeben, wenn z.B. nach dem Vorbild von Sätzen, die vom Dreißigjährigen Krieg erzählen und den Superlativ als Prädikatsteil und die Paraphrase des Komparativs mit *mehr* enthalten –

> Der 30-jährige Krieg war der *schrecklichste*, den Deutschland erlebt hat. Am *furchtbarsten* waren seine Folgen für den Ackerbau und den Handel. Dem Aufblühen der fürstlichen Macht war er aber mehr *nützlich* als *schädlich*. Das Ansehen des deutschen Kaisers wurde jedoch immer geringer.[37]

– der Schüler mit diesen Strukturen Sätze bilden soll, die von den Kämpfen der Kroaten mit den Türken handeln. Eine weitere Übung dieser Art verlangt vom Schüler, eine Stadt oder einen Bekannten zu beschreiben und dabei die Ausdrücke zu gebrauchen, die den Dativ für die Bezeichnung der Qualität enthalten, wie etwa *ein Mann von Stande, von Ehre, von Geschmack, von tiefem Gemüt, von bleibendem Werte, von besonderer Wichtigkeit, von hoher Gestalt, von armer Herkunft, von gelber, rötlicher Farbe*.[38]

(b) In den Übungen auf der Textebene wird häufig die Änderung der Erzählperspektive verlangt. Solche Übungen muten sehr modern an, wenn es sich dabei um Rollenspiele handelt. Es sind selbstredend nicht die Rollenspiele zum Zweck der Sozialisation, sondern sprachdidaktische Verfahren, die in der Umwandlung der Textform bestehen, wobei sprachliche Veränderungen vorzunehmen sind. Die Schüler übernehmen Rollen der Personen aus den Texten und spielen kurze Szenen vor. Als Beispiel führen wir die Übung an, die auf dem Sprachmaterial des Textes *Schelm von Bergen* gründet.

Der Text erzählt die Sage von der Entstehung des gleichnamigen Rittergeschlechts: An einem Maskenball in der herzoglichen Burg zu Düsseldorf erschien unter den Anwesenden »ein schwarzgekleideter Mann von ungemein schöner Gestalt«[39]. Die Herzogin tanzte mit ihm und wollte seinen Namen wissen. Da der Mann schwieg, riß ihm die Herzogin die Maske vom Gesicht. Zum Entsetzen der Gäste stellte sich heraus, daß der Mann der Scharfrichter von Bergen war. Von einem Scharfrichter berührt

[36] Ebenda, S. 109.
[37] Ebenda, S. 31.
[38] Ebenda, S. 38.
[39] Ebenda, S. 107f.

zu werden galt im Mittelalter als Schande. Um die Schmach von seiner Gemahlin abzuwenden, schlug der Herzog den Scharfrichter auf der Stelle zum Ritter. Er und seine Nachkommen sollten den Namen »Schelme von Bergen« führen.

Diese Geschichte sollen die Schüler in mehrere Dialogszenen umwandeln. Es sollen Gespräche der Herzogin mit dem Scharfrichter, des Scharfrichters mit dem Herzog und unter den Anwesenden gestaltet werden. Danach sollen diese Gespräche in Form der indirekten Rede wiedergegeben werden. Der Schüler, der in der ersten Szene den Scharfrichter spielte, hatte eine dankbare Aufgabe, denn er brauchte nichts zu sagen. Die Übung ist nützlich, die Änderung der Perspektive verlangt sprachliche Umwandlungen, so etwa die Verschiebung der Pronomina, des Tempus und die Änderung der Satzstruktur. Merkwürdigerweise gibt der Autor keinerlei Anweisungen zum Gebrauch der Anredeformen. Bei der Arbeit in der Klasse mußte sich diese Frage stellen. Solche Rollenspiele boten dem historisch interessierten Autor die Gelegenheit, Informationen zum geschichtlichen Gebrauch der Anredeform zu vermitteln.

(c) Bei den Übersetzungsübungen handelt es sich um die Hinübersetzung, d.h. um die Übersetzung ins Deutsche als Zielsprache. Sie erscheinen periodisch, nachdem eine größere Partie aus der Grammatik bearbeitet worden ist. Neben einigen Übungen mit zusammenhanglosen Sätzen sind es zumeist einheitliche Texte mit beispielsweise folgenden Themen: *Indien*, *Die Normanen*, *Zum Bildungswesen in Schweden und Norwegen*, *Der englische Seefahrer Drake*, *Der heilige Salzfluß*, *Die Verteidigungsmauer der Habsburg*. Ihrem Thema nach gehören diese Texte zu den gleichen Bereichen wie auch die deutschen Lesestücke, sie versprachlichen jedoch nicht dieselben Inhalte, sondern andere, und vermitteln dadurch neue Informationen.

Das Glossar am Ende des Lehrbuchs enthält in seinem deutsch-kroatischen Teil ca. 6650 Wörter, im kroatisch-deutschen Teil lediglich ca. 770. Da die Eintragung kroatischer Wörter an Übersetzungsübungen gebunden ist, bedeutet dies, daß die Schüler in solchen Übungen nur 11,5 % des neuen Wortschatzes manipulieren. Auch die geringe Anzahl von Übersetzungsübungen – insgesamt 15 auf zwei Lernjahre verteilt – zeigt, daß die Übersetzung als Mittel des Erwerbs einer fremden Sprache in diesem Lehrbuch keine große Rolle spielt. Offenbar waren die Autoren zu der Ansicht gelangt, daß die Übersetzung als Lernverfahren weniger nützlich als einsprachige Übungsformen ist. Deshalb setzt Šamšalović die Hinübersetzung nur noch in der auch heute üblichen Weise ein, nämlich zur Kontrolle des Lernerfolgs, um festzustellen, in welchem Ausmaß die neuen Strukturen erworben sind.

Ein Dilemma beim Einsatz der Übersetzung als Übungsform besteht in der Entscheidung, ob Texte oder zusammenhanglose Sätze übersetzt wer-

den sollen. Ältere Bücher, so auch die erste Serie von Marn, enthielten isolierte Sätze, die beliebig konstruiert werden können und somit die Möglichkeit eröffnen, bestimmte Strukturen gezielt zu üben. Šamšalović verwendet lieber zu Texten verbundene Sätze, die weniger gezielt eingesetzt werden können, da sie auch andere Schwierigkeiten enthalten. Hier, wie auch bei den grammatischen Beispielsätzen, verbindet er das Sprach- mit dem Sachlernen, und nutzt das zu übersetzende Material dazu, wissenswerte Inhalte zu transportieren. So enthalten die Texte – wie schon die angeführten Überschriften zeigen –, neue Informationen aus den Schülern kaum bekannten Wissensgebieten. Da sie also nicht ausschließlich den sprachdidaktischen Zweck haben, wird ihre Leistung als Kontrollmittel fragwürdig.

3. Texte

Der zweite Teil des Lehrwerks enthält unter dem Titel »Lesestücke und Anschauungsunterricht« 110 Texte, deren Länge zwischen Sprüchen von einigen Versen und zweiseitigen Texten variiert. Neben fiktionalen enthält das Lehrbuch auch Sach- und Gebrauchstexte. Die Vielfalt der vertretenen Textsorten ist auf die Entwicklung der Rezeptionsfähigkeit verschiedener Gestaltungsformen ausgerichtet. Der Leseteil ist nicht literaturdidaktisch angelegt, eine größere Rolle spielten bei der Auswahl die erziehlichen Werte und die Motivationswirkung einzelner Texte.

Die Texte sind nach ihrem sprachlichen Schwierigkeitsgrad angeordnet. An anfangs kürzere Texte mit einfachen sprachlichen Konstruktionen schließen längere, sprachlich anspruchsvollere Texte an. Die Reihenfolge der Texte zeigt auch eine Steigerung hinsichtlich der kognitiven Faßbarkeit: Am Anfang des Texteils steht eine größere Gruppe von Lesestücken zum Anschauungsunterricht, die leicht faßbar sind, weil sie Ausschnitte aus der konkreten Erscheinungswelt einfach beschreiben. Diesen Lesestücken sind fiktionale, literarische Texte ähnlichen Inhalts beigefügt. So werden beispielsweise die ländliche Umgebung und das Leben in der Natur von den Texten *Bauer und Handwerker*, *Die Störchin* (ein litauisches Gedicht), *Die Landstraße*, *Der Wagen*, *Der Bauernhof*, *Vogelhochzeit* (ein litauisches Gedicht), *Ländliche Beschäftigungen* und Lessings Fabel *Die Hunde* thematisiert.

Es folgen Texte aus dem Bereich der Geschichte und Mythologie mit ebenfalls zur Unterhaltung eingestreuten fiktionalen Texten, z.B. *Der Rheinische Städtebund, Der Blinde und der Lahme* (ein Gedicht von Gellert), *Die Blüte der deutschen Städte im Mittelalter*, *Das Riesenspielzeug* (eine Sage aus der Sammlung der Brüder Grimm), *Das mittelalterliche Rittertum I*, *Graf Eberhards Weißdorn* (Ballade von Uhland), *Das mittelalterliche Rittertum II*.

Gegen das Ende hin bringt der Autor Texte aus dem Bereich der Natur- und Erdkunde, z.B. *Ererbte Gewohnheiten der Tiere*, *Der Nil*, *Die Erde aus der Vogelschau*, *Waldlilie im Schnee* (ein Ausschnitt aus Roseggers Roman *Die*

Schriften des Waldschulmeisters), *Die Büffeljagd*, *Schwimmende Postboten*. Das Lehrbuch schließt mit Gebrauchstexten, d.h. mit privaten und geschäftlichen Briefen.

Die Anordnung der Texte folgt also nicht einem formalen Kriterium, sondern der Forderung nach Mannigfaltigkeit. Deshalb werden beschreibende Texte von fiktionalen Texten verwandten Inhalts begleitet, Sachtexte und Erzählungen, Gedichte und gereimte Rätsel wechseln einander ab. So folgt beispielsweise auf den beschreibenden Text *Das Hochgebirge* das Lied des Hirten aus der ersten Szene von Schillers Drama *Wilhelm Tell*. Es trägt den Titel *Sennenlied*. Schillers gereimte Rätsel sind inhaltlich verwandten, beschreibenden Texten beigefügt: Das Rätsel mit der Auflösung »Regenbogen« folgt nach dem Sachtext *Vom Wasser*, jenes mit der Lösung »Mond und Sterne« nach dem Sachwissen vermittelnden Text *Der Mond* aus Hebels *Schatzkästlein*, das Rätsel über »Luft und Feuer« steht nach dem Sachtext *Das Feuer*, welcher einem Buch entnommen ist, das im Haushalt nützliche Informationen enthält.[40]

Ihrem Thema nach fügen sich die Lesestücke zwanglos zu bestimmten Sachbereichen zusammen, wobei sich die einzelnen Sachbereiche nicht schroff voneinander abheben, sondern durch Texte miteinander verbunden werden. So folgt beispielsweise auf den erdkundlichen Text *Europa* das unterhaltsame *Lügenmärchen* (aus der Sammlung *Kinder- und Hausmärchen* von Brüdern Grimm), wo eine der Lügen vom Segeln über Äcker und Berge erzählt und dadurch einen neuen thematischen Bereich aufbricht, dem der anschließende beschreibende Text *Der Hafen*, die poetische Beschreibung *Im Turmstübchen* (aus Käthe Schirmachers *Danziger Bilder*) und der Sachtext *Die Flotte* angehören. Ein sternkundlicher Text schließt diesen Themenkreis ab.

Beschreibende Texte für den Anschauungsunterricht, welche der Vermittlung der Lexik dienen, sollten als Redeanlässe für Konversationsübungen eingesetzt werden. Nachdem in der ersten und zweiten Klasse Situationen aus der unmittelbaren Umgebung des Schülers bearbeitet worden sind, wie etwa Wohnen, Speisen, Schule, häusliche Verrichtungen, Familie usf., werden in der dritten und vierten Klasse Sachbereiche behandelt, die über den Horizont der unmittelbaren Schülererfahrung hinausgehen, wie etwa in den Texten *Der Tischler*, *Die Landstraße*, *Der Wagen*, *Der Bauernhof*, *Der Hafen*, *Die Flotte*, *Die Kugel*, *Öffentliche Gebäude und Anstalten einer Stadt*, *Nahrungsmittel*, *Die Kaufläden einer größeren Stadt*, *Einige charakteristische Merkmale größerer Städte*, *Vom Glase*, *Das Hochgebirge*.[41]

[40] Wildfeuer *Kreuz und Quer durch den Haushalt*.

[41] Für diese Texte gibt Šamšalović folgende Quellen an: Heinemann: A*nschauungsunterricht*; Reinelt: *Lesebuch*; Niedergesäß; Müller/Völker: *Realienbuch*.

Texte, welche die gegenständliche Realität beschreiben und wegen ihrer Konkretheit leicht faßlich waren, dienten als Grundlage für den sog. Anschauungsunterricht, der aus dem Sachunterricht in der Volksschule stammte. Er war für den Fremdsprachenunterricht besonders geeignet, da es hier um den Erwerb von Benennungen ging. Für den Anschauungsunterricht wurden auch Bilder angefertigt. Im Zuge der Reformbewegung im neusprachlichen Unterricht und mit dem Aufkommen der sog. direkten Methode in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts erweckte die Verbindung von Sach- und Sprachunterricht, wie sie von Comenius (1631 und 1658) konzipiert worden war, erneutes Interesse. In größerem Ausmaß wurden im Unterricht Bilder verwendet, nachdem die Technologie eine kostengünstigere Vervielfältigung ermöglichte. Besonders verbreitet waren Hölzelsche Tafelbilder, deren drei mit Motiven *Der Bauernhof*, *Die Stadt* und *Das Hochgebirge* Šamšalović in sein Lehrbuch aufgenommen hat.

Die übrigen Sachtexte sind der populärwissenschaftlichen Literatur entnommen, dem Bereich der Geographie (z.B. *Die Nachbarstaaten der österreichisch-ungarischen Monarchie*, *Die Gletscher, Aus der Geschichte unserer Erde*), Astronomie (*Die Weltgegenden*, *Die Sterne*[42]), der Naturkunde (z.B. *Fliegende Fische*, *Das Krokodil*, *Von den giftigen Schlangen*, *Der sibirische Bär als Fischer*, *Die Büffeljagd*, *Das Salz*, *Ererbte Gewohnheiten der Tiere*[43]). Aus dem Bereich der Ethnographie stammen die Texte *Die Eskimos* (aus W.M. Meyer: *Die Rätsel der Nordpole*), *Der Spreewald* (aus Fontanes *Wanderungen durch die Mark Brandenburg*), *Schwimmende Postboten* (aus A. Humboldts *Ansichten der Natur*). Fontanes malerische Beschreibung der Havellandschaft wählte Šamšalović deshalb, weil sie eine einfühlsame Darstellung der Sorben in der Lausitz enthalte.[44] Mehrere Sätze aus dem Text von Humboldt verwendet Šamšalović als Beispiele im grammatischen Teil des Lehrwerks.

Da sich Šamšalović wissenschaftlich mit dem Mittelalter beschäftigte, ist diese Epoche sowohl im grammatischen Übungsteil als auch im Leseteil seines Lehrbuchs besonders häufig präsent, mit u.a. folgenden Inhalten: der Untergang des Ritterwesens und das Aufkommen der Raubritter, das Femegericht, Götz von Berlichingen, die Kreuzzüge, das Leben der Spielleute, die Verbreitung von Nachrichten, die städtische Kultur, die Kirche als kulturtragende Macht, Verkehr, Handel und Handwerk.

Neben den oben erwähnten Texten über das Mittelalter wählte Šamšalović für sein Lehrbuch folgende Themen aus der deutschen Kulturge-

[42] Texte aus: Reinelt; Müller/ Völker, wie oben.

[43] Texte aus: Hebel: *Schatzkästlein*; A.W. Grube: *Tier- und Jagdgeschichten*; Th. Zell: *Streifzüge durch die Tierwelt*.

[44] Šamšalović 1911, S. 372.

schichte: *Die Buchdruckerkunst*, *Der Rheinische Städtebund* (beide Texte nach Müller/Völker: *Realienbuch*), *Naturempfinden der alten Germanen* (aus G. Freytags *Bilder aus der deutschen Vergangenheit*). Im grammatischen Teil des Lehrbuch finden wir weitere Texte zur deutschen Geschichte: *Die Geschichte der sogenannten gotischen Schrift*, *Die großen Anfangsbuchstaben im Deutschen*, *Die Erfindung des Porzellans*, *Vom Straßburger Münsterturm*, *Das Silberglöcklein der Stuttgarter Stiftskirche*, *Zur Geschichte des Holzschnittes*. Zeitgenössische Inhalte vermitteln die Texte *Deutschlands Bevölkerung* und *Das Bildungswesen in Schweden und Norwegen*.

Unter den fiktionalen Texten bilden eine große Gruppe Fabeln, Erzählungen und Gedichte mit Tieren, Pflanzen und personifizierten Naturkräften als handelnden Gestalten. Von Lessing wurden zwei Prosafabeln aufgenommen: *Die Hunde*, *Der Pfau und der Hahn*. Mehrere Fabeln und Legenden über Tiere sind Dähnhardts *Naturgeschichtlichen Märchen* entnommen. Das Gedicht *Rosenmärchen* von Sallet ist in Prosa wiedergegeben. Der Text *Rohrdrommel und Wiedehopf* stammt aus der Sammlung *Kinder- und Hausmärchen*, *Der Zaunkönig* von W. Grimm. Zu dieser Gruppe von Erzählungen gehört auch ein längerer Ausschnitt aus Roseggers Roman *Waldschulmeister*. Von Gedichten mit solchen Inhalten seien *Der Kuckuck* von Gellert und *Liebe Gäste im Garten* von J. Sturm erwähnt. Hierher gehören auch vier als Rätsel angelegte Gedichte über Naturerscheinungen von Schiller und fünf lustige litauische Kindergedichte ohne Belehrung. Šamšalović hat sie in den Lesebuchteil aufgenommen, »weil die Schüler in den kroatischen Schulen keine Gelegenheit haben, mit der Poesie dieses den Slaven sprachlich aufs engste verwandten indoeuropäischen Stammes bekanntzuwerden«.[45]

Das Einbeziehen einer relativ großen Anzahl von naturkundlichen und von fiktionalen Texten mit Gestalten, »die im engsten Kontakt mit der Natur leben« begründet Šamšalović durch seine »Überzeugung, daß die Betrachtung der Natur auf jeden Menschen und besonders auf Kinder im Alter der Zielgruppe eine edle Wirkung hat. Etwas Schönes und Vernünftiges, von einer personifizierten Tiergestalt in einer Erzählung geäußert, wird immer eine tiefere Wirkung auf das Kind ausüben, als wenn es gezwungen wird, trockene Sätze auswendig zu lernen, durch die ihm ethische Regeln in Form kategorischer Imperative eingebleut werden.«[46]

Lustige Geschichten von menschlicher Dummheit und Anekdoten mit einer moralischen Pointe wurden ebenfalls mit dem Ziel ausgewählt, zu belehren und zu unterhalten. Es sind z.B. *Das Rathaus zu Schilda*, *Schildbürgerstreiche* (aus Hebels *Schatzkästlein*), *Lügenmärchen* (aus Grimm: *Kinder-*

[45] Ebenda.
[46] Ebenda, S. 373.

und Hausmärchen), *Das Rad im Mainzer Wappen* (aus *Deutsche Sagen* von Brüdern Grimm), *Nasr-ed-din's Pelz*, *Der Teufel und der Vogt* (aus Dähnhardt: *Schwänke aus aller Welt*), Gellerts Gedicht *Till Eulenspiegel* und *Epigramm* von Hafiz. Sprüche und anekdotenhafte Erzählungen aus östlichen Literaturen, wie etwa jene vom weisen Sadi (aus Bone: *Lesebuch*), vom Sultan Saladin und Kreuzfahrern, vom Araber und seinem Pferd (von Dielitz) wählte Šamšalović »um die Kinder zu Toleranz gegenüber jenen Menschen zu erziehen, die sie gewöhnlich für minderwertig halten«.[47] Ausgesprochen belehrenden Charakters sind Mörikes Gedicht *Gebet*, mit dem der Lesebuchteil ansetzt, Hebels *Nützliche Lehren*, Gellerts Gedicht *Der Blinde und der Lahme*, und einige gereimte Sprüche von Luther, Goethe, Ebner-Eschenbach u.a.

Eine bedeutende Gruppe bilden Texte aus der germanischen Volksüberlieferung, wie etwa *Der Traum des Königs Guntram*, *Der heilige See der Nerthus* und *Die Wichtlein* (alle Texte aus Grimm: *Deutsche Sagen*), *Der heilige Salzfluß* (nach Grimm), *Der Rattenfänger von Hameln*, Uhlands *Romanze vom Däumling*, Mörikes *Elfenlied*, *Till Eulenspiegel in Hildesheim* (nach dem Volksbuch) u.a.m. Für die Sage vom *Riesenspielzeug* schien dem Autor die Grimmsche Erzählung in Prosa geeigneter als das sprachlich anspruchsvollere Gedicht von Chamisso.

Im Vergleich mit den Lesebüchern der ersten Serie von Marn, wo für die Auswahl der Texte neben ihrer erziehlichen Verwendbarkeit und motivierender Unterhaltsamkeit vor allem ihre Brauchbarkeit für die Schulung der Rezeption von Texten als allgemeiner Kulturtechnik ausschlaggebend war, zu welchem Zweck beispielsweise Texte mit gleichen Motiven vertreten waren, ist die Sammlung von Texten bei Šamšalović deutlich national geprägt, was im Zusammenhang mit seit dem Ende des 19. Jahrhunderts als akademischen Disziplinen schon etablierten nationalen Philologien zu sehen ist. Von diesen wurden nun die Lehrinhalte für Schulen abgeleitet. Außerdem liegt der Textauswahl bei Šamšalović die Konzeption eines Ansatzes der Reformpädagogik zugrunde. Die damals aufkommende Kulturkunde verlangte die Vermittlung bestimmter kulturspezifischer Inhalte. Die Vermittlung der Inhalte »germanischer« Kultur gründet bei Šamšalović auf dem Konzept der germanischen Philologie. Besonders deutlich wird dieses Konzept im Bestreben, das Bild der germanischen Kultur im Bildungskonzept kroatischer Schulen durch Inhalte aus nordischen Ländern abzurunden.

[47] Ebenda, S. 372.

4. Glossar

Neben den üblichen Angaben zur Flexion und Rektion der Lemmata gibt das Glossar im Lehrbuch von Šamšalović auch Auskunft über die Etymologie vieler Eintragungen. Damit die Lerner die etymologische Verwandtschaft der Wörter auch lautgeschichtlich nachvollziehen können, vermittelt der Autor in der Vorbemerkung zum Glossar einige Kenntnisse aus der historischen Grammatik. Er erklärt den Ablaut und den Umlaut, deren Funktion (Plural- und Tempusbildung, Bezeichnung der Kausation) und die Bildung von Wortfamilien mittels dieser lautlichen Veränderungen und der Ableitung durch Suffixe, wie z.B. in folgenden Wortgruppen: plesti, plot; lijevati, loj; sabirati, zbor; *graben*, *grub*, *der Graben*, *die Grube*, *die Gruft*; *Luft*, *lüften*; *Erde*, *irdisch*; *fahren*, *fuhr*, *führen*; *ziehen zücken*.[48]

Die Herkunft wird vor allem für kulturgeschichtlich bedeutsame Wörter angegeben. Ihre ursprüngliche oder eigentliche Bedeutung soll beim Lerner zur Einsicht in die Begriffsbildung führen und somit zum Verstehen von größeren geschichtlichen Zusammenhängen, z.B.:

> Wand die; -, -e zid (prijev. od *winden*, *wand*, *gewunden plesti*. *Germani su nekoć pravili kuće od pletera. Slično kod nas plot: plesti*).[49]
> Wappen das; -s, – (*die Waffe*) grb (*koji su vitezovi nosili na štitu, jednom dijelu obrambenog oružja*).[50]
> Wiege die; -, -n (*wiegen zibati*; *be-wegen*) kolijevka.

Die etymologischen Angaben im Glossar findet Šamšalović mehrfach motiviert: Einerseits haben sie den kulturgeschichtlich bildenden Wert, was den schulischen Fremdsprachenunterricht vom bloßen Konversationsunterricht abhebt und ihm somit die ehrwürdige Patina des altsprachlichen Unterrichts verleiht, wie es Šamšalović in der Erläuterung der didaktischen Konzeption seines Lehrbuchs in einem Artikel im Fachorgan des Verbandes kroatischer Mittelschullehrer ausführt:

> Und wozu diese Kulturgeschichte? Sie soll beweisen, daß auch das Lernen einer modernen Sprache bildenden Wert hat. Der neusprachliche Lehrer ist nicht nur ein technischer Lehrer, er ist kein Ersatz für eine Gouvernante, seine Aufgabe besteht nicht darin, die Kinder in einer fremden Sprache zum Plaudern zu bringen. Er hat vielmehr alle bildenden Momente dieser Sprache zur Geltung zu bringen. Es gilt zu beweisen, daß neuere Sprachen wenigstens teilweise die klassischen ersetzen können.[51]

[48] Šamšalović 1910, S. 213.

[49] » … (Ablaut von *winden*, …flechten. Die Germanen pflegten die Hauswände aus Flechtwerk zu errichten. Ähnlich im Kroat. plot: plesti).« Ebenda, S. 302.

[50] » … (Zeichen, das die Ritter auf dem Schild, einer Verteidigungswaffe, trugen).« Ebenda.

[51] Šamšalović 1911, S. 375.

Zu diesen Geschichtskenntnissen gehören auch »Kenntnisse aus der Geschichte entlehnter Wörter, […] weil es hier um Wörter geht, deren Begriffsbildung ein gebildeter Mensch verstehen muß«.[52] Nicht nur daß neuere Sprachen im Bildungskonzept des Gymnasiums die klassischen ersetzen können, zur Zeit von Šamšalović beginnt der Unterricht in klassischen Sprachen seine Berechtigung dem Bedürfnis nach Kenntnissen neuerer Sprachen abzugewinnen: Wenn sie die Etymologie deutscher Wörter lernen, »werden Gymnasiasten und jene Schüler, die Latein lernen, auch den praktischen Nutzen der lateinischen Sprache einsehen, der heutzutage so häufig in Frage gestellt wird«.[53]

Andererseits glaubt Šamšalović, daß die Etymologie beim Vokabellernen eine mnemotechnische Funktion haben kann:

> … denn nur wenn man die Wörter tatsächlich versteht, kann man sich die copia verborum relativ leicht aneignen.[54]
>
> Die Wörter einer fremden Sprache werden erst dann zu unserem seelischen Eigentum, wenn wir auch ihre Herkunft kennen und verstehen gelernt haben.[55]
>
> Der Schüler muß das Wort zunächst etymologisch begreifen, dann auch seine ursprüngliche Bedeutung verstehen, die übertragene Bedeutung ergibt sich von selbst aus dem Zusammenhang oder wird vom Lehrer erklärt.[56]
>
> Dieser Methode bediente ich mich hier [in Sušak, an der nördlichen Adriaküste], wo kein Schüler von Zuhause aus deutsch spricht, und hatte Erfolg damit. Kulturgeschichtliche Angaben, wie etwa über die Herkunft des Wortes *Dukaten*, werden die Aufmerksamkeit des Schülers auf sich lenken und ihn dazu bringen, hin und wieder einen Abschnitt aufmerksam zu lesen, anstatt nur ungeduldig im Wörterbuch zu blättern.[57]

5. Historisch-didaktischer Stellenwert

Die Tradition des historischen Ansatzes bei der Vermittlung des Wortschatzes können wir bis zum Schweizer Philologen Carl Wilhelm Mager zurückverfolgen. In der Abhandlung *Über Wesen, Einrichtung und pädagogische Bedeutung des schulmäßigen Studiums der neueren Sprachen und Literaturen* (1843) entwarf Mager als erster im Rahmen einer umfassenden didaktischen Gesamtkonzeption eine bildungstheoretische Grundlegung

[52] Ebenda, S. 376.
[53] Šamšalović 1910, S. 214.
[54] Šamšalović 1911, S. 376.
[55] Šamšalović 1910, S. 213.
[56] Šamšalović 1911, S. 383.
[57] Ebenda, S. 376.

des neusprachlichen Unterrichts. Seine Konzeption bezeichnete er als »Moderne Humanitätsbildung«.[58]

So wie die Grammatik für das Erlernen der Sprachformen eine feste Anordnung des Stoffes liefert, so sollte für das Vokabelnlernen, das bisher unter keinerlei leitenden Gesichtspunkten erfolgte, die Onomatik die Lehrmethode liefern.[59] Diese Methode bezeichnet Mager als »genetisches, anschauliches Vocabelnlernen«. Es soll das bisherige »anschauungslose« Verfahren ersetzen, welches auf der Ansicht beruht, daß die Wörter nur »willkürliche Zeichen« seien, und bei welchem »das Übersetzen zu einem Geschäfte wird, das ganz so geistlos ist wie das Geldwechseln. Hier ist ein deutscher Gulden – hier ist dafür ein Zweifrankenstück und zwei Sous.«[60]

Mit Mager teilt Šamšalović die Auffassung vom wahren Verstehen der Wörter durch die Etymologie, vom bildenden Wert der Etymologie, von der Anschaulichkeit etymologischer Angaben und vom Nutzen des Anknüpfens an Lateinkenntnisse und an Entlehnungen aus der Muttersprache. Šamšalović bemühte sich nicht um die methodische Folgerichtigkeit, wie sie von Mager verlangt wurde. Zwischen dem Wirken beider Autoren liegt ein halbes Jahrhundert. Mager stand am Anfang einer Entwicklung, die nur zögernd einsetzte. Der historische Ansatz im muttersprachlichen Unterricht, mit der Lektüre mittel- und althochdeutscher Texte, etablierte sich im vollen Umfang erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts[61] unter dem Einfluß von Hildebrand. Anstelle der alten, normativen Sprachlehre trat nun (1887) die Konzeption des sprachlichen Unterrichts als Sprachkunde. Die Hildebrands Konzeption kennzeichnende Zuwendung zum deutschen Altertum und die damit zusammenhängende Kulturkritik[62] konnten wir auch bei Šamšalović beobachten.

Die Vertreter der Reformbewegung im neusprachlichen Unterricht sahen dagegen die formal-bildende Wirkung des Fremdsprachenerwerbs schon im bloßen Sprachlernen. Für sie bedeutet die Beherrschung »der fremdartigen Lautwelt« schon »die Schulung der Persönlichkeit«, ebenso wie »die Zumutung der wirklichen Präsenz eines reichlichen und mannigfaltigen Wortschatzes, das breite Gebiet der idiomatischen Wendungen«, »das Erfordernis eines […] zu gewinnenden Schriftstellerverständnisses, das Bestehenmüssen vor der strengen Kritik des Richtigen durch die mitlebende Fremdwelt, auch selbst die Rolle und Pflicht der aufmerksamen Nachahmung«.[63]

[58] Flechsig, S. 16.
[59] Mager, S. 102.
[60] Ebenda, S. 103.
[61] Frank, S. 479.
[62] Ebenda, S. 477f.
[63] Zit. nach Aronstein, S. 34.

Die Etymologie hielten die Reformer für eine unnötige Belastung. Wie immer aufschlußreich für den Einblick in kultur- und geistesgeschichtliche Zusammenhänge sie sein mögen, für den lebendigen Sprachgebrauch bleiben etymologische Angaben ohne Bedeutung.

Im Kreis der Fachkollegen stieß das Glossar von Šamšalović auf allgemeine Anerkennung: »Das wirklich wunderschöne Wörterbuch im Lehrbuch von Šamšalović sollte den anderen Autoren als Vorbild dienen« befand der Rezensent eines anderen Lehrbuchs.[64]

Die übrigen Teile des Lehrbuchs fanden jedoch weit weniger Zustimmung. Die Behandlung kulturgeschichtlicher Inhalte als Realia und das Verbinden von grammatischen Regeln und Beispielen mit neuen und ansprechenden, jedoch erst zu erklärenden Inhalten, die auch an sich Lerngegenstand waren, erschwerten das Lernen der Sprache selbst. Diese unnötige Behinderung erregte den Unmut der Lehrer: »Das Buch von Šamšalović ist für die Mehrheit unserer Schüler unverdaulich«[65], bemerkt ein Lehrer in der Rezension des neuen Lehrwerks eines anderen Autors, während ein anderer Rezensent desselben Lehrbuchs seinem Aufatmen folgendermaßen Ausdruck verleiht:

> Man fühlt sich geradezu erleichtert, wenn man nach zweijähriger Arbeit mit dem Buch von Šamšalović nach diesem neuen greift. Es führt uns in unser Milieu, wir befinden uns nicht mehr im Land der Löwen, Tiger und Tapire, wir steigen nicht mehr zu den unerreichbaren Höhen der Fixsterne und dann der Kometen, wir rutschen nicht mehr auf Gletschern.[66]

So kam es, daß das Lehrwerk mit einer durchdachten germanistischen Konzeption, dessen Einbeziehung der Geschichte und der Etymologie den Interessen philologisch ausgebildeter Lehrer sicher entgegenkam, sich »als ungeeignet für die Schule«[67] erwiesen hat, nur noch ein zweites Mal verlegt und schon nach sechs Jahren durch ein neues (Pascher 1916) ersetzt wurde.

Ein weiterer Grund für die Unzufriedenheit mit dem Buch von Šamšalović war das Fehlen des Sprachmaterials für die Konversation. Šamšalović glaubte jedoch, in seinem Lehrbuch genügend Anlässe für Redeübungen angeboten zu haben:

> Ausgehend von grammatischen Übungen wird der Lehrer Gespräche mit Schülern anknüpfen. […] Aber auch aufgrund von grammatischen Regeln lassen sich Gespräche über alltägliche Begebenheiten leicht anstellen, wie es die Aufgaben zeigen.[68]

[64] Bauer 1917, S. 372
[65] Hurm, S. 229.
[66] Bauer 1917, S. 368.
[67] Ebenda, S. 371.
[68] Šamšalović 1911, S. 371.

Gleichzeitig war er aber der Ansicht, daß es unter schulischen Bedingungen nur den wenigsten Schülern gelingt, eine Sprechkompetenz zu erwerben, und der Schulunterricht deshalb auf die Rezeption von literarischen Werken ausgerichtet sein sollte. Diese kann als Fähigkeit höherer Ordnung länger erhalten werden:

> In der Stadt[69], wo der Schüler außerhalb der Schule keine Gelegenheit hat, deutsch sprechen zu hören, kann er auch mit dem besten Lehrer nicht fließend sprechen lernen. Doch soll er in der Schule wenigstens dazu gebracht werden, so bald wie möglich mit Verständnis zu lesen. Kommt er einmal in die deutschsprachige Umgebung, wird er schon losplaudern.[70]
>
> Es hat wenig Sinn, idiomatische Ausdrücke auswendig zu lernen. »Feststehende Ausdrücke werden schnell vergessen, sobald sie nicht immer wieder aufgefrischt werden. Nur die allgemeine Fertigkeit, die fremde Sprache zu gebrauchen, erhält sich längere Zeit. (Auswendig gelernte) Umgangsphrasen geben keinen Maßstab für das Sprechenkönnen ab.« (Selge) Deshalb gibt es in meinem Lehrbuch keinen besonderen Teil mit solchen Wendungen des täglichen Umgangs. Im laufenden Text wird der Schüler jedoch häufig auf sie stoßen und sie auf diese Weise auch leichter behalten.[71]

Die Sprechkompetenz bleibt also einer unbestimmten Zukunft vorbehalten. Der Lehrer kann nur hoffen, daß der so vorbereitete Schüler bei Bedarf schon zu sprechen anfangen wird. Es ist eine realistische Zielsetzung, wenn man bedenkt, daß in den ersten Klassen kroatischer Gymnasien damals über 50 Schüler saßen, so daß unter diesen Umständen auch bei der von 3 bzw. 2 auf 5 bzw. 4 und 3 erhöhten Wochenstundenzahl nur außerordentlich einsatzbereite Lehrer mehr erreichen konnten.

Die fremdsprachlichen Lehrwerke sind Kinder ihrer Zeit. Im hier besprochenen von Gustav Šamšalović aus dem Jahr 1910 haben wir es mit einem Lehrbuch zu tun, daß die Strömungen seiner Zeit umsetzt: in der fremdsprachlichen Didaktik (Übungsvielfalt, Mündlichkeit der Übungen, Rollenspiele, Übersetzung nur als Kontrollmittel), der allgemeinen Pädagogik (germanische Kulturkunde, bei gleichzeitiger Kritik der zeitgenössischen Kultur), der Psychologie (Motivierung durch Anschaulichkeit, Nähe und Konkretheit). Weniger Eingang in dieses Lehrbuch fand jedoch die neuere Linguistik, welche im Fremdsprachenunterricht dieser Zeit durch die Lautbeschreibung Anwendung findet.

[69] Sušak, heute ein Teil von Rijeka.
[70] Šamšalović 1911, S. 373.
[71] Ebenda.

Literatur

Aronstein, Ph. (1926): *Methodik des neusprachlichen Unterrichts. Erster Band*. Leipzig und Berlin, 2. Aufl.

Bauer, F. (1917): *Ernest Pascher, Njemačka čitanka za V. i VI. razred srednjih škola. U Zagrebu 1915.* In: »Nastavni vjesnik«, Bd. 25, S. 367–375.

Flechsig, K.-H. (1965): *Neusprachlicher Unterricht I.* (= Quellen zur Unterrichtslehre, Bd. 10). Weinheim/B.: Beltz.

Frank, H. J. (1973): *Dichtung, Sprache, Menschenbildung. Geschichte des Deutschunterrichts von den Anfängen bis 1945.* Bd. 1 und 2. München: dtv.

Hurm, A. (1916): *Ernest Pascher, Njemačka čitanka za V. i VI. razred srednjih škola. U Zagrebu 1915.* In: »Nastavni vjesnik«, Bd. 24, S. 228–233.

Mager, C. W. (1843): *Über Wesen, Einrichtung und pädagogische Bedeutung des schulmäßigen Studiums der neueren Sprachen und Literaturen*. In: Flechsig (Hrsg., 1965) wie oben.

Mair, W. N. (1981): *Der Methodenwechsel im Fremdsprachenunterricht: eine sozialgeschichtliche Skizze*. In: Mair, W.N./Meter, H.: *Fremdsprachenunterricht – Wozu? Historische und methodische Überlegungen zur Situation der Sprachdidaktik*. (=Tübinger Beiträge zur Linguistik 151) Tübingen: Gunter Narr.

»Narodne novine«, Nr. 39, vom 17. Februar 1906.

Riha, E. (1903): *Njemačka vježbenica za srednje škole i preparandije.* Priredio M. Kušar. Prag.

»Službeni glasnik kr. hrv.-slav.-dalm. zem. vlade, odjela za bogoštovlje i nastavu«. Zagreb 1883–1924.

Šamšalović, G. (1910): *Njemačka vježbenica za III. i IV. razred srednjih učilišta*. Zagreb (^{2}1912).

Šamšalović, G. (1911): *Njemačka vježbenica za III. i IV. razred srednjih učilišta. U Zagrebu 1910.* In: »Nastavni vjesnik«, Bd. 19, S. 370–384.

Zagreber Germanistische Beiträge 6(1997), 185–197

DIE ILLYRISTEN ALS MITARBEITER DER ZEITSCHRIFT »CROATIA« (1839–1842)

Marina FRUK
(Universität Zagreb)

0. Einleitendes Wort

Die Tatsache, daß die Illyristen[1] ihre Texte in der deutschsprachigen Zeitschrift »Croatia« veröffentlicht haben, ist in der Forschung seit langem bekannt.[2] Um welche Texte und Textsorten es sich dabei aber handelt und in welchem Maß diese Texte aufschlußreich für das Verstehen des gesamten literarischen und publizistischen Schaffens der Illyristen sein können, ist jedoch bis jetzt kaum untersucht worden. Einer der Gründe mag wohl darin liegen, daß die meisten bisherigen Forschungen gerade die kroatischen Texte der Illyristen in den Mittelpunkt ihres Interesses gestellt haben. Das will besagen, daß die deutsch-

[1] Die Illyristen waren Träger und Anhänger der illyrischen Bewegung, der kroatischen nationalen Wiedergeburtsbewegung in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, die sich in ihrem kulturpolitischen Programm unter anderem besonders für die Einführung der „illyrischen", d.h. der auf dem štokavischen Dialekt beruhenden kroatischen Standardsprache einsetzten.

[2] Vgl. Velimir Deželić: *Iz njemačkog Zagreba. Prinos kulturnoj povijesti Hrvata*, Zagreb 1901, S.51.

Zusammenfassung

Der Artikel stellt ein Segment der illyristischen Beiträge in der deutschsprachigen Zeitschrift »Croatia« dar, das von der Forschung bislang ungenügend beachtet worden ist. Es handelt sich um drei Textsorten: journalistische, populärwissenschaftliche und literarische Texte bzw. literarische Übersetzungen aus der kroatischen und slowenischen Sprache. Aus allen Texten sind die Leitgedanken der Illyrischen Bewegung herauszulesen: geistige und wirtschaftliche Erneuerung und Modernisierung Kroatiens sowie Erweckung und Steigerung des kroatischen nationalen Bewußtseins.

sprachigen Texte der Illyristen, wenn überhaupt, nur am Rande behandelt worden sind.

Daher wird sich die vorliegende Untersuchung mit denjenigen Beiträgen der Illyristen beschäftigen, die in der deutschsprachigen Zeitschrift »Croatia« in den vier Jahren ihres Erscheinens veröffentlicht wurden.

»Croatia« war ihrem Charakter nach eine Zeitschrift für Unterhaltung und Belehrung, die belletristische und populärwissenschaftliche Lesestoffe veröffentlichte und über Tagesereignisse in Kroatien berichtete. »Croatia« wurde im Jahr 1839 vom Agramer Drucker und Verleger Franjo Župan als Monatsschrift gegründet; nach anderthalb Jahren wurde sie zur Wochenschrift, die regelmäßig bis Ende 1842 zweimal wöchentlich in einer Auflage von 350 Exemplaren erschien.[3]

»Croatia« erfreute sich von Anfang an der Mitarbeit bekannter zeitgenössischer Illyristen, von denen einige auch heute als Schlüsselfiguren des Kultur- und Literaturlebens jener Zeit angesehen werden. Hervorzuheben sind dabei Mirko Bogović (1816–1893), der seine Beiträge als Em. Bogović signierte, Ivan Kukuljević-Sakcinski (1816–1889), Petar Preradović (1818–1872), Franjo Šporer (1806–1865), Pavao Štoos (1806–1862), Bogoslav Šulek (Bohuslav) (1816–1895) und Ljudevit Vukotinović (1813–1893). Während einerseits einige von den »Croatia«-Mitarbeitern zu führenden Schriftstellern des Illyrismus gehörten, wie etwa Petar Preradović und Mirko Bogović, sind anderseits unter den Mitarbeitern der Zeitschrift auch solche Autoren zu finden, wie Pavao Štoos und Franjo Šporer, die lediglich Randfiguren oder bloße Sympathisanten der Bewegung waren. Trotzdem ist ihre Rolle in der Verbreitung neuer Ideen der kroatischen nationalen Wiedergeburt nicht zu unterschätzen.

Das Schaffensfeld der Illyristen als Mitarbeiter der »Croatia« war verhältnismäßig breit. In der »Croatia« haben die Illyristen verschiedene Typen von Texten veröffentlicht, die man als literarisch, populärwissenschaftlich und journalistisch bezeichnen kann. Laut Programm der illyrischen Bewegung war die Literatur Mittel des Aufwachens des kroatischen Nationalbewußtseins und des kroatischen Einheitsgefühls, und wurde daher als Gesellschaftsaufgabe angesehen. Den populärwissenschaftlichen Lesestoffen wurde auch eine wichtige Aufgabe zugeteilt – solche Texte sollten aufklärerisch im Sinne der Idee des nationalen wirtschaftlichen Fortschritts auf das Lesepublikum wirken. Als journalistisch

[3] Die Redaktion der Monatsschrift übernahm Eduard Breier (Nr.1-12/1839-6/1840). Unter seinem Nachfolger Heinrich Börnstein (Nr. 1-36/1840) wurde „Croatia" zur Wochenschrift. Die weiteren Redakteure der Wochenschrift waren Carl Börnstein (Nr. 37/1840-26/1841), J. B. Taubner (Nr. 27/1841-51/1841) und Antonio F. Draxler (Nr. 52/1841-104/1842).

bezeichne ich jene Texte, die besonders für die Zeitschrift »Croatia« geschrieben wurden und die über aktuelle kultur-politische Ereignisse berichteten.

Die Illyristen, die die Macht der Öffentlichkeit zu schätzen wußten, haben jede Möglichkeit genutzt, um an die Öffentlichkeit zu gelangen. Sie veröffentlichten des öfteren dieselben Texte zu gleicher Zeit in der deutschen und kroatischen Sprache, mit der Absicht, dem Publikum, das der deutschen, bzw. der kroatischen Sprache nicht mächtig war, die Ideen der Illyrischen Bewegung näher zu bringen.

Die Zahl der Beiträge der Illyristen in der »Croatia« ist nicht groß, sie sind aber kontinuierlich erschienen. Die Autoren sind junge Leute im Alter zwischen 23–34 Jahren oder sogar Gleichaltrige (Generation 1816: Bogović, Kukuljević, Šulek). Viele befinden sich am Anfang ihrer schriftstellerischen Laufbahn und die meisten Texte sind ihre Erstveröffentlichungen.

Ihrem Charakter nach – wie schon erwähnt – lassen sich diese Beiträge in drei Textsorten gruppieren: in literarische, populärwissenschaftliche und journalistische Texte. Die erste, zugleich auch die zahlenmäßig größte Gruppe bilden literarische Texte. Bei ihnen handelt es sich nicht nur um Originaltexte der Illyristen (gedichtet in deutscher Sprache), sondern auch um literarische Übersetzungen aus dem Kroatischen und aus dem »Oberillyrischen« (wie die Illyristen die slowenische Sprache nannten). Ein Gelegenheitsgedicht von Pavao Štoos ist sogar zweisprachig, in der kroatischen und der deutschen Sprache, veröffentlicht worden. Dies kann als ein Zeugnis der neuen sprachlichen Situation betrachtet werden, in der die kroatische Sprache als ein Faktum im öffentlichen Leben nicht mehr zu umgehen ist.

Die Gründe, warum »Croatia« als deutschsprachige Zeitschrift die Übersetzungen von Werken kroatischer Dichter veröffentlicht hat, sind darin zu suchen, daß die in kroatischer Sprache publizierten literarischen Texte der Illyristen – zumeist erscheinen sie in der Zeitschrift »Danica ilirska« – beim Lesepublikum sehr beliebt waren, daß aber ein Großteil der gebildeten Leser der kroatischen Sprache kaum mächtig war. Aus demselben Grund, nämlich wegen mangelnder Sprachkenntnisse, dichteten auch einheimische Autoren (Bogović, Preradović) in deutscher Sprache. Zu erwähnen ist auch, daß diese *frühen* Texte der illyrischen Schriftsteller bei der Untersuchung ihres gesamten Schaffens hilfreich sein können.

Die Absicht, die die illyristischen populärwissenschaftlichen und journalistischen Texte in der »Croatia« verfolgten, war die Aufklärung der Leser, sowohl in Fragen des praktischen als auch in Fragen des geistigen Lebens. In erster Linie ging es dabei um die Bildung und Stärkung des kroatischen Nationalbewußtseins, weil solche Beiträge, wie es an einer

Stelle im Probeheft der »Croatia« heißt, den Leser »im Geiste echt patriotischer, d.h. kroatischer Gesinnung«[4] beeinflussen sollten.

1. Literarische Beiträge

Die zahlenmäßig stärksten Beiträge der Illyristen in der »Croatia« sind die literarischen. Hierbei handelt es sich ausschließlich um Gedichte, die als *Originaldichtungen* als *Übersetzungen* oder in *zweisprachiger Veröffentlichung* erschienen sind.

Die *Originaldichtungen in der deutschen Sprache* umfassen die Erstveröffentlichungen zweier junger Autoren, die sich später zu führenden kroatischen Dichtern der illyrischen Bewegung entwickelten. Es sind Mirko Bogović und Petar Preradović. Als ihre Texte in der »Croatia« veröffentlicht wurden, war der erste 25 und der zweite 23 Jahre alt.

Bogović hat in der »Croatia« vier Originaldichtungen in deutscher Sprache veröffentlicht – ein patriotisches Gedicht unter dem Titel *Der blinde Sänger* (Jg. III, 1841, Nr. 30, S. 117) und drei Liebesgedichte – *Wo ist die Ruhe?* (Jg. III, 1841, Nr. 31, S. 121), *Die Metamorphose* (Jg. III, 1841, Nr. 32, S. 125) und *An J...* (Jg. III, 1841, Nr. 46, S. 181). Das dritte Gedicht ist ein Sonett, das die Liebessehnsucht nach seiner künftigen Frau Julijana Lentulajeva zum Thema hat. Zur Illustration sei hier das Gedicht *Die Metamorphose* angeführt.

Ich war ein steinern Memnosbild,
Von inn und außen schroff und wild.
Mich traf dein Blick – ich bin erwacht!
Er hat mir Licht und Leben gebracht.
Dein Blick – ein jäher Wetterstrahl,
Der mir die Rüge des Herzens stahl! –
Was war dabei wohl mein Gewinn?
Ein Herz voll Liebe und Lebenssinn.
Und nun? – Das Schicksal ist gerecht! –
Durch dich ein Gott und doch dein Knecht.
Zu leiden hat mich – wer hätt's gedacht!
Zu beiden o Mädchen, dein Kuß gemacht!!

(Jg. III, 1841, Nr. 32, S. 125)

Das Gedicht *Der blinde Sänger* ist im volkstümlichen Ton geschrieben und besingt die heldenreiche Vergangenheit der Slawen, wobei in der

[4] Vgl. »Croatia«, Jg. IV, 1842, Nr. 104 (im Weiteren kurz zitiert in Klammern).

Fußnote zum Gedicht das Wort ‚Slawe' als »etymologisch von ‚Slava', d. i. ‚Ruhm' abgeleitet« (Jg. III, 1841, Nr. 30, S. 117) erklärt wird. Diese Gedichte von Bogović sind nach Lauer[5] Bogovićs Erstveröffentlichungen schlechthin.

Petar Preradović, der seine ersten Gedichte in deutscher Sprache schrieb, veröffentlichte in der »Croatia« nur ein Gedicht unter dem Titel *Das Uskoken-Mädchen* (Jg. III, 1841, Nr. 96, S. 385). Nach Barac[6] ist es das einzige Gedicht in deutscher Sprache, das zu Preradovićs Lebzeiten gedruckt wurde.

Preradovićs Gedicht enthält 24 Zweizeiler, in denen er die Geschichte eines Uskokenmädchens erzählt, das nach dem Tod ihres Geliebten den Freitod wählt. Neben dem Namen des Verfassers steht die Bezeichnung des Entstehungsortes – es ist Mailand, wo Preradović als Leutnant seinen Militärdienst leistete.

Beide Autoren sind auch in der *Deutsch-Österreichischen Literaturgeschichte* von Nagl/Zeidler/Castle[7] als Mitarbeiter der »Croatia« genannt worden. Von Bogović ist sogar eine Strophe aus seinem Gedicht *Der blinde Sänger* abgedruckt, mit der denkwürdigen Veränderung des letzten Wortes, das im Original *Slawenweis'* lautet, aber in dem Abdruck in der *Deutsch-Österreichischen Literaturgeschichte* als *Heldenweis'* wiedergegeben wurde. Das Wort *Slawenweis'* schien dem Verfasser des Textes Velimir Deželić (oder dem Redakteur Castle?) offensichtlich aus politischen Gründen ungelegen.

In der »Croatia« wurden auch *Übersetzungen aus dem Kroatischen*, bzw. aus dem »Illyrischen« veröffentlicht. Das erste Gedicht, das von einem Illyristen in der »Croatia« erschien, war das Gedicht *Das Schiff* (1/1839, Nr. 11, S. 341.) von Ljudevit Vukotinović, welches das gleiche Thema wie das Gedicht *Das Uskokenmädchen* von Preradović hat – das Schicksal eines Mädchens, das ihrem Geliebten folgend den Freitod wählt. Das Gedicht wurde der »Danica ilirska« (4/1838, Nr. 15, S. 57) entnommen, und von Rudolf Fröhlich übersetzt. Rudolf Fröhlich (1819–1852) war ein begeisterter Anhänger der illyrischen Bewegung aus Vinkovci, der durch Kompilationen von illyrisch-deutschen Wörterbüchern bekannt wurde.

Das zweite Gedicht von Ljudevit Vukotinović, das in der »Croatia« in Übersetzung erschien, ist das Liebesgedicht *Das Häuschen für die Schwarzäugige. Aus dem Ilirischen des Ljud. Vukotinović* (3/1841, Nr. 28, S. 109.). Der

[5] Vgl. Reinhard Lauer: *Neke karakteristike recepcije njemačke književnosti u Hrvatskoj*. »Croatica«, 3 /1972, S. 65–74.

[6] Vgl. Antun Barac: *S. Vraz. P. Preradović*, Zagreb 1965, S. 194.

[7] Vgl. *Deutsch-Österreichische Literaturgeschichte*. Hg. v. Nagl/Zeidler/Castle, Bd. 3, Wien 1914, S. 1076.

Übersetzer wurde mit L. bezeichnet. Es ist jedoch anzunehmen, daß Vukotinović selbst der Übersetzer war. Das Original erschien in der »Danica ilirska« (3/1837, Nr. 5, S. 5) vier Jahre zuvor unter dem Titel *Stanak za cernooku.* Beim Vergleich beider Fassungen fällt auf, daß das Original um eine Strophe länger als die Übersetzung ist.

Die meisten Beiträge der Illyristen in der »Croatia« galten jedoch den *Übersetzungen von Volksliedern*, weil man unter dem Einfluß der deutschen romantischen Literatur glaubte, in ihnen den unverfälschten Geist des Volkes vorzufinden. Alle Volkslieder entstammen der zu dieser Zeit beliebtesten und populärsten Volksliedersammlung, die Stanko Vraz, einer der bedeutendsten Autoren unter den Illyristen, gesammelt hatte. Die Sammlung heißt *Narodne pesni ilirske, koje se pevaju po Štajerskoj, Kranjskoj, Koruškoj, i zapadnoj strani Ugarske*.[8] In der »Croatia« wird diese Sammlung als *Sammlung oberilirischer Volkslieder von Stanko Vraz* zitiert. Unter der Bezeichnung »oberillyrisch« ist die slowenische Sprache zu verstehen, was der Auffassung der kroatischen Wiedergeburtsbewegung entspricht, die »die illyrische Sprache« zum Integrationsfaktor aller Südslawen erklärte. Die Bezeichnung »oberillyrisch« entspringt der Bestrebung der Illyristen, unter einem einheitlichen Namen alle Sprachen des südslawischen Raumes zu erfassen.

Die erste Übersetzung eines slowenisches Volksliedes in der »Croatia« stammt von Karl Sabina. Karl Sabina (1811–1877) war ein tschechischer Schriftsteller, der zu dieser Zeit die slawische Seite in der von Glaser begründeten Zeitschrift »Ost und West« redigierte und der auch Mitarbeiter von »Danica ilirska« war. Er übersetzte das Gedicht *Slobodnost*,[9] das in der »Croatia« (2/1840, Nr. 22, S. 85) unter dem Titel *Freiheit. Ilirisches Volkslied von Stanko Vraz* gedruckt wurde.

Alle anderen Übersetzungen von Volksliedern in »Croatia« stammen von Mirko Bogović. Über seine übersetzerische Tätigkeit gibt es in der Literatur unterschiedliche Auffassungen. Velimir Deželić ist der Meinung, daß sich Bogovićs Übersetzungen in der »Croatia« durch »eine wunderschöne Sprache und einen wunderschönen Geist des Originals auszeichnen« und »es sei ein großer Schaden, daß sich Bogović später mit dem Übersetzen von einheimischen Dichtern nicht mehr befaßte, er hätte den Deutschen eine wunderschöne Anthologie kroatischer Dichter schenken können«.[10]

Vladimir Kesterčanek meint dagegen, daß Bogovićs Übersetzungen in der »Croatia« »schwach seien, ohne irgendeinen dichterischen Wert, so-

[8] *Narodne pesni ilirske, koje se pevaju po Štajerskoj, Kranjskoj, Koruškoj, i zapadnoj strani Ugarske.* Skupio i na svet izdao Stanko Vraz, Razdelak I, Zagreb 1839.

[9] *Slobodnost.* In: *Narodne pesni ilirske,* Zagreb 1839, S. 131–132.

[10] Vgl. Anm. 2, S. 52.

zusagen, lauter Prosa«, und daß »Bogović keinen Sinn für die Schönheit und Figuren des Volksliedes gehabt hatte, er übersetzt mal zu genau, mal zu frei, ohne darauf zu achten, in guter deutscher Sprache das treue Bild des Originals wiederzugeben«.[11]

Auch Đuro Šurmin teilt die Meinung, daß sich Bogović beim Übersetzen von Volksliedern »einübte«, aber er betont, daß Bogovićs Originaldichtungen in deutscher Sprache viel besser seien als die kroatischen.[12]

Đuro Deželić glaubt aber, daß sich Bogović einfach nicht getraut habe, kroatisch zu dichten, und sich deshalb mit dem Übersetzen von Volksliedern befaßt habe.[13]

In der »Croatia« veröffentlichte Bogović folgende Übersetzungen von Volksliedern:

Die zwei Gräber. Nach dem Ilirischen des Daw. Terstenjak. Aus der Sammlung oberilirischer Volkslieder von Stanko Vraz. Übersetzt von Em. Bogović, Jg. III, 1841, Nr. 42, S. 165. Das Original unter dem Titel *Dva groba* ist in Vraz' Sammlung (ferner als VS bezeichnet) auf Seite 123 zu finden.

Der Jüngling in der Donau schwimmend. Nach dem Ilirischen des Daw. Terstenjak. Aus der Sammlung oberilirischer Volkslieder von Stanko Vraz. Übersetzt von Em. Bogović, Jg. III, 1841, Nr. 52, S. 206 – *Junak Dunaj plava*, VS, S. 97.

Der Ritt zum Liebchen (Oberilirisches Volkslied). Jg. III, 1841, Nr. 75, S. 30 – *Jezd k Ljubici*, VS, S.181–182.

Der Rath (Oberilirisches Volkslied). Jg. III, 1841, Nr. 77, S. 309 – *Svet*, VS, S. 133.

Der Guckguck (Oberilirisches Volkslied). Jg. III, 1841, Nr. 79, S. 317 – *Kukovica*, (VS, S.187)

Die Gottverlobte (Oberilirisches Volkslied). Jg. III, 1841 Nr. 85, S. 341 – *Bogu zaročena*, VS, S. 63–64.

Der Bruder und die Schwester (Oberilirisches Volkslied). Jg. III, 1841, Nr. 90, S. 361 – *Bratec ino sestra*, VS, S. 98.

Der todwunde Held (Oberilirisches Volkslied). Jg. III, 1841, Nr. 95, S. 381 – *Boleni junak*, VS S. 91.

Die Königin von Polen (Oberilirisches Volkslied). Jg. III, 1841, Nr. 97, S. 389 – *Poljska kraljica,* VS, S. 43, (*Davorie*).

[11] Vgl. Vladimir Kesterčanek: *Njemačke pjesme Mirka Bogovića.* „Nastavni vjesnik", Bd. 7. Zagreb 1908, S. 551–552.

[12] Vgl. Đuro Šurmin: *Hrvatski preporod, Od godine 1836. do 1843. II dio*, Zagreb, 1904, S. 270.

[13] Vgl. Đuro Deželić: *Životopis Mirka Bogovića.* Zagreb 1962, S. 10.

Nur die Liebe ist aufrichtig (Oberilirisches Volkslied). Jg. III, 1841, Nr. 98, S. 393 – *Samo ljubezen je resična* (mitgeteilt von Rudolfo Gödel, VS, S. 108).

Schön Jana (Oberilirisches Volkslied). Jg. III, 1841 Nr. 99, S. 397 – *Lepa Jana* (mitgeteilt von Trezika Križaničova, VS, S. 96).

Marko und die Türken (Oberilirisches Volkslied). Jg. IV. 1842, Nr. 18 – *Marko in Turki* (iz okolice Radgonske/ aus der Umgebung von Radkersburg, mitgeteilt von M. Prelog, *Davorie,* VS. S. 3).

In der »Croatia« ist auch eine *zweisprachige Veröffentlichung* zu finden. Es handelt sich um ein Gelegenheitsgedicht von Pavao Štoos (1806–1862) in kroatischer Sprache und dessen Übersetzung in die deutsche Sprache von Antonio F. Draxler (*Kolo Zagrebačkih građanskih strelacah prigodom otvorenja Strelačke dvorane, dana 7ga Rujna 1841 – Kreis der Agramer Bürger-Schützen. Bei Gelegenheit der Eröffnung der bürgerl. Schießstätte am 7. September 1841*). Das Gedicht erschien parallel auf derselben Seite mit seiner deutschen Übersetzung und wurde mit der folgenden Anmerkung des Übersetzers versehen:

> Wir geben hier die freie Übertragung eines ilirischen Gelegenheits-Gedichtes, das uns durch seinen sinnigen Grundgedanken ganz besonders angesprochen. Gegen eine Vergleichung mit dem Original müßte sich der Übersetzer auch dann verwahren, selbst wenn er, was hier nicht der Fall, der ilirischen Sprache völlig mächtig wäre. Ließe sich auch die concise Form des Gedankens wortgetreu wiedergeben, so gehört es doch zu den Unmöglichkeiten, den tönenden Reim des melodischen Slawen-Idioms in der rauheren Germanensprache nachzubilden. Übrigens läßt sich der Titel »Kolo« durch das deutsche »Kreis« nicht genügend wiedergeben, da jenes bekanntlich außer »Kreis« (im weitesten Sinne des Wortes) auch den ilirischen Nationaltanz, ja in dem Ruf: »U kolo!« so viel als »Eintracht« bedeutet. (Jg. IV, 1842, Nr. 24)

2. Populärwissenschaftliche Beiträge

Die populärwissenschaftlichen Beiträge, die die Illyristen in der »Croatia« veröffentlicht haben, behandeln Themen aus dem Bereich der vaterländischen Geschichte, Philologie und Wirtschaft. Hierbei soll betont werden, daß die populärwissenschaftliche Qualität dieser Beiträge nicht aus heutiger Sicht zu beurteilen ist, weil die Illyristen mit solchen Texten die Leser nicht nur belehren, sondern auch für die Ideen des illyrischen Programms gewinnen wollten.

Da die Geschichte im Mittelpunkt des Interesses der Illyristen stand, waren populärwissenschaftliche Texte zum Thema Geschichte am häu-

figsten. Vier Autoren veröffentlichten geschichtliche Beiträge in der »Croatia«: Ivan Kukuljević-Sakcinski, Bogoslav Šulek, Mirko Bogović und Ljudevit Vukotinović.

Die meisten geschichtlichen Beiträge waren längeren Umfangs und wurden fortsetzungsweise in der »Croatia« gedruckt. Den umfangreichsten Text dieser Art schrieb Ivan Kukuljević-Sakcinski unter dem Titel *Heroismus ilirischer Frauen: Aus der Geschichte Groß-Iliriens* (Jg. IV. Nr. 21–22, 24–27). Kukuljević-Sakcinski erzählt in sechs Fortsetzungen die glorreiche Geschichte der Slawen nach und beschreibt darin die heroischen Taten der illyrischen Frauen, wobei er gelegentlich geschichtliche Fakten für den tagespolitischen Bedarf zu aktualisieren versucht.

Von etwas geringerem Umfang als der Text Kukuljevićs ist derjenige von Bogoslav Šulek. Er erschien in vier Fortsetzungen unter dem Titel *Nikola Jurišić, der Held von Güns. Biographische Skizze von Bohuslav. Mit litographiertem Portrait* (Jg. III, 1841, Nr. 54, S. 218–219; Nr. 55, S. 221–222; Nr. 56, S. 225–227; Nr 57, S. 231). Im Text werden die Heldentaten des kroatischen Feldherrn Nikola Jurišić beschrieben, der drei Wochen lang die belagerte Stadt Güns (Köszeg) verteidigt hatte und damit den weiteren Vordrang der Türken nach Wien verhinderte.

Šuleks Text ist reich an Kommentaren zu nationalgeschichtlichen Fragen. Nach Šuleks Ansicht liegt »die Hauptursache der sinkenden slawischen Nationalität« (Nr. 54, S. 218.) in der Unkenntnis ihrer Geschichte. Daher soll die Erforschung der nationalen Geschichte die wichtigste Aufgabe aller Patrioten sein. Šulek warnt jedoch auch vor der Gefahr der übertriebenen Voreingenommenheit bei solchen Forschungsvorhaben, indem er schreibt: »Allerdings darf dieses Gefühl nicht seine Gränzen überschreiten; auch die Schattenseite unserer Nation soll uns nicht entgehen, sonst würde dieses National-Ehrgefühl in das eingebildete eines verrufenen National-Stolzes ausarten.« (Nr. 54, S. 218)

Šulek greift auch diejenigen an, die behaupten, die illyrische Sprache sei »eine nagelneue Erfindung einiger erhitzter Köpfe und keineswegs die Nationalsprache der Kroaten« (Nr. 56, S. 227) und stellt fest, daß die Kroaten schon vor 300 Jahren illyrisch gesprochen haben.

Es sind noch zwei kleinere geschichtliche Beiträge zu erwähnen – ein Text von Ljudevit Vukotinović unter dem Titel *Die Königsburg Kalnik im Kreutzer Comitat (Königreich Kroatien)* (Jg. III, 1841, Nr. 98, S. 393–395; Nr. 99, S. 397–398) – in dem er die Geschichte des Kalniker Schlosses nacherzählt – und ein Fragment von Mirko Bogović, betitelt *Skizze aus der Geschichte des Interregnums nach dem Erlöschen der Arpadischen Linie mit Ludwig II.* (1841, Jg. III, 1841, Nr. 30, S. 117–119).

In der »Croatia« wurden auch mehrere Beiträge aus dem Bereich der Philologie veröffentlicht, doch meistens ohne Angabe des Autors, so daß es heute schwer ist, die Autorschaft festzustellen. Der einzige unterschrie-

bene Beitrag aus dem Bereich der Philologie stammt von Ljudevit Vukotinović, dem eifrigsten unter allen illyristischen Mitarbeitern der »Croatia«. In seinem Artikel *Die Skizzen über das Slawenthum. Die Sprache der Südslawen* (1841, Jg. III, Nr. 43, S. 169; Nr. 45, S. 177) setzt er sich tatkräftig für die illyrische, bzw. kroatische Sprache ein. Er versucht sogar den Beweis zu erbringen, daß die kroatische Sprache weicher als die deutsche sei, indem er das Vaterunser in der deutschen und der kroatischen Sprache zitiert und die Tatsache hervorhebt, daß im illyrischen Gebet nicht ein einziges »r« zu finden ist, während im Deutschen dieser Laut achtzehnmal vorkommt. Nach Vukotinović ist die kroatische Sprache »an Reichtum der Ausdrücke, an deren Biegsamkeit, Weichheit, Volltönigkeit und Schönheit« (1841, Jg. III, Nr. 43, S. 170) anderen Sprachen weit überlegen.

Aktuelle wirtschaftliche Fragen stehen ebenfalls im Mittelpunkt des Interesses der Illyristen. Einer der ersten programmatischen Texte der illyrischen Bewegung *Disertacija iliti razgovor*[14] von Janko Drašković aus dem Jahr 1832, gedacht als Anleitung für Deputierte des Königreichs Kroatien und Slawonien im ungarischen Reichstag, setzt sich unter anderem auch für die Entwicklung der einheimischen Wirtschaft ein.

In diesem Sinne wurden auch zwei wirtschaftliche Beiträge in der »Croatia« veröffentlicht. Der Verfasser beider Texte ist Franjo Šporer (1806–1865), ein angesehener Forstwirtschaftler, dessen erster Beitrag unter dem Titel *Ansichten über Industrie, Landescultur und Merkantil-Verhältnisse in den südost-slavischen Provinzen der Österreichischen Monarchie, mit Bezug auf Eisenbahnen und Schiffahrt-Verbindung*[15] als Originaltext in der »Croatia« am 10. Juni 1840 veröffentlicht wurde. Vier Monate später wurde derselbe Text in etwas gekürzter Form in »Danica ilirska« in kroatischer Übersetzung *Misli o industrii, obradjivanju zemlje i tergovačkih odnošenjih južnoslavjanskih deržavah carstva austrianskoga s ogledom na savez željeznih kolomijah i plovenje lađih od Sporera*[16] gedruckt, mit der Anmerkung, daß der Text der »Croatia« entnommen ist. Die Tatsache, daß die kroatische Zeitschrift den deutschen Text so schnell übernommen hat, ist ein Beweis dafür, daß solche Themen zu dieser Zeit besonders gefragt waren.

Der zweite Beitrag von Šporer erschien in der »Croatia« gegen Ende des Jahres 1840 in fünf Fortsetzungen unter dem Titel *Ein Wort aus dem Walde und für die Wälder meines theueren Vaterlandes*.[17] Šporer ist der Mei-

[14] *Disertacija iliti razgovor...*, Karlovac 1832.

[15] »Croatia«, 1840, Jg. II, Nr. 4, S. 13–14; Nr. 5, S. 17–18; Nr. 8, S. 31; Nr. 9, S. 34–35; Nr. 11, S. 43; Nr. 13, S. 51; Nr. 14, S. 54–55.

[16] »Danica ilirska«, 1840, Jg. I, Nr.41, S. 162–163; Nr.42, S.165–167;Nr. 43, S.169–171;Nr. 44, S. 174–175;Nr. 45, S. 177–178.

[17] »Croatia«, 1840, Jg. II, Nr. 47, S.185–187; Nr. 6, S. 21–22; Nr. 7, S. 26–27; Nr. 13, S. 50–51; Nr. 21, S. 81–82.

nung, daß Industrie, Landwirtschaft, Handel und Verkehr in Kroatien und Slawonien einer »viel zu geringen Beachtung gewürdigt worden sind« (1840, Jg. II, Nr. 4, S. 13), obwohl die Bedingungen dank natürlich vorhandenen Beständen von all dem, was zur wirtschaftlichen Produktion benötigt wird, gegeben sind. Šporer versäumt auch nicht die Gelegenheit, zahlreiche Vorschläge zur Besserung der aktuellen Zustände in den genannten Bereichen zu machen. Die beiden erwähnten Texte sind überhaupt erste Veröffentlichungen Šporers.

3. Journalistische Beiträge

Die journalistischen Beiträge in der »Croatia« erschienen fast ausschließlich anonym, und heute ist es schwer den Verfasser zu erkunden. Eine Ausnahme bilden darunter zwei Illyristen. Es sind Ljudevit Vukotinović, der seine Artikel mit vollem Namen unterschrieb und dazu noch seinen Aufenthaltsort Kreutz (Križevci) angab, und Bogoslav Šulek, der seine Texte mit dem Pseudonym Bohuslav signierte.

Der Beitrag von Ljudevit Vukotinović heißt *Offenes Sendschreiben eines Iliriers aus Croatien, an Hrn. Dr. M. Zimmermann, Verfaßer des Werkes: »Das Kaiserthum Österreich«*[18] und stellt eine Reaktion Vukotinovićs auf das geschichtliche Werk eines deutschen Verfassers dar, der darin falsche Tatsachen über Kroatien angegeben hat.

Vukotinović analysiert in fünf Fortsetzungen ausführlich alle Textstellen, wo falsche Angaben vorkommen, und macht giftige Vorwürfe hinsichtlich der schlechten Informiertheit und Voreingenommenheit des Verfassers. Unter anderem schreibt er folgendes:

> Indem ich diese Zeilen schreibe, sende ich meinen herzlichsten Gruß an den sehr ehrenfesten und überhaupt hochgelehrten Hrn. Dr. M. Zimmermann. Er wird sich vermuthlich darüber sehr wundern, daß ihm so ein mord- und todtschlagsüchtiger wilder Kroate seinen Gruß sendet. Immerhin Hr. Dr. Zimmermann hat sich um mein Vaterland verdient gemacht, ich muß Ihn dafür begrüßen, muß Ihm danken. [...] Dieser hochberühmte Schriftsteller hatte die Güte auch von Croatien zu schreiben. Was und auf welche Art Er schrieb will ich dem geneigten Leser zeigen, ich muß nur in Kürze bemerken, daß Hr. Dr. Zimmermann seine Feder ebenso in Haß und Galle taucht wenn Er von Slawen schreibt, wie Er sie in Schmeichelei und Parteilichkeit taucht, wenn er von Deutschen schreibt. – Die große und ausgebreitete slawische Nation trägt das Bewußtseyn ihrer Größe in sich und was sie vermag, welcher geistigen und körperlichen Fähigkeiten sie

[18] »Croatia«, 1841, Jg. II, Nr. 15, S. 59; Nr. 16, S. 63; Nr. 17, S. 66–67; Nr. 19, S. 74–75; Nr. 20, S. 77–78.

> besitze, zeigt das jetzige Zeitalter, das kommende wird es noch klarer zeigen. [...] Der Croate blickt freudig in die Zukunft und freuet sich des rosigen Schimmers, den sie ihm aufgehend beut. Dr. Zimmermann ist zu bedauern, denn Er weiß nichts von dem, was des Menschen Brust im 19. Jahrhundert bewegt! (1841, Jg. II, Nr. 15, S. 59; Nr. 17, S. 67)

Der erste journalistische Beitrag von Bogoslav Šulek erschien in der »Croatia« am 18. Mai 1841 unter dem Titel *Ilirische Literatur* (1841, Jg. III, Nr. 40, S. 157). Das ist zugleich der erste Text, den Šulek in Kroatien[19] veröffentlicht hat. Mit diesem Text nimmt Šulek an der Werbekampagne der Illyristen um das *Deutsch-Illyrische Wörterbuch* von Mažuranić und Užarević teil. Er schreibt über das erwähnte Wörterbuch folgendes:

> Es wird alle deutschen Wörter und Redensarten, die in dergleichen Wörterbüchern vorkommen, mit ilirischer Erklärung enthalten, demnach wird es gegen 40,000, sage vierzig tausend ilirische Wörter in sich fassen, und dieß keine neugeschmiedete, nur ihren Urhebern verständliche, sondern blos solche Wörter, die in den älteren Werken zerstreut verzeichnet sind, oder doch in dem Munde des Volkes fortleben. – Erwägen wir, das die gebildete englische Sprache ungefähr 2000 Wörter, und die magyarische (nach Dankovsky) gar nur etwa 5000 Stammwörter besitzt, so können wir es den Iliriern nicht verargen, wenn sie ihrer geschmeidigen Sprache so innig anhängen, und dieselbe mit den gebildetsten europäischen Sprachen in gleichen Rang stellen. – Dieß ist aber auch die triftigste Widerlegung jener unwissenden Skribler, die gleich dem Blinden von Farben urtheilend von dem Mangel, Armuth und Unbehülflichkeit der ilirischen Sprache faseln. – Willkommen muß daher jedem Vaterlandsfreunde dieses neue Product der ilirischen Literatur seyn, und zwar desto mehr, je wahrscheinlicher es ist, daß der Zeitpunkt nicht sehr fern seyn dürfte, wo die ilirische Sprache die Geschäftsprache wird; und jeder muß sich zum Danke verpflichtet fühlen, sowohl den Verfassern als auch dem Herausgeber, der sich hiedurch eine neue Perle in seine Verdienstkrone einflechten wird. – Möchte nur auch der ilirisch-deutsche Teil bald nachfolgen, wodurch die Ilirier die Schätze, welche in ihrer wahrhaft schönen Sprache geschrieben sind, ihren übrigen Volksbrüdern und überhaupt der ganzen gelehrten Welt zugänglich machen. (1841, Jg. III, Nr. 40, S. 157)

Šuleks journalistische Beiträge *Ilirische Litteratur* (1841, Jg. III, Nr. 56, S. 227), *Feuilleton, Local-Chronik* (1841, Jg. III, Nr. 56, S. 228) und *Ilirisches Theater in Warasdin* (1841, Jg. III, Nr. 59, S. 239) sind kleineren Umfangs. In diesen Texten wird über aktuelle Ereignisse aus dem Literatur- und Theaterleben von Agram und Warasdin berichtet.

[19] Šulek, der gebürtige Slowake, kam nach Kroatien im September 1839.

Aus allem hier Gesagten kann man zusammenfassend schließen: Die Zeitschrift »Croatia«, an einem genau definierten Leserprofil interessiert, ist ein sehr willkommenes Medium gewesen, um die Gedanken der Illyristen auch in denjenigen Gesellschaftskreisen zu verbreiten, die aus Gründen mangelnder oder mangelhafter Kenntnisse den Tendenzen der nationalen Wiedergeburt fern bleiben müßten.

Zagreber Germanistische Beiträge 6(1997), 199–202

AUF DER SPUR DER VERGESSENEN

Uwe Schütte: *Auf der Spur der Vergessenen. Gerhard Roth und seine Archive des Schweigens*. Böhlau, Wien–Köln–Weimar 1997 (=Literatur und Leben, Bd. 50).

Dragutin HORVAT
(Universität Zagreb)

Der Germanist, der im vergangenen Jahrzehnt mit einiger Regelmäßigkeit wissenschaftliche Publikationen zur österreichischen Literatur verfolgt hat, muß zur Einsicht gekommen sein, daß jene Aussage – aus wessen Munde sie auch immer stammen mag –, nach der die österreichischen Autoren außerhalb Österreichs verlegt werden und das Relevante über sie außerhalb Österreichs gesagt und gedruckt wird, wenigstens in ihrem zweiten Teil nicht mehr so ganz der Wahrheit entsprechen will. Immer öfter findet man nämlich in germanistischen Referatenorganen Publikationen zum soeben genannten Thema verzeichnet, die auf ihrer Titelseite einen traditionsreichen Verlagsnamen aufweisen, als dessen Sitz, neben zwei bundesdeutschen Städten (Köln und Weimar), auch die Kapitale der Alpenrepublik angegeben wird. Diese literatur- und kulturgeschichtliche Denkwürdigkeit namens Böhlau-Verlag, oder genauer gesagt sein 'Wiener Drittel', bietet in seinem Programm immer wieder Titel, deren Wichtigkeit für die Erforschung von Gestern und Heute der österreichischen Literatur über jeden Zweifel erhaben ist. Ein solcher Titel ist die soeben erschienene, dreihundertvierzig Seiten starke Studie *Auf der Spur der Vergessenen* von Uwe Schütte, die bis jetzt umfangreichste Arbeit zu Gerhard Roths siebenbändigem Zyklus *Die Archive des Schweigens*.

Obwohl zur jüngeren Generation der Germanisten gehörend, ist Schütte in der Roth-Forschung kein unbekannter Name. Neben mehreren Artikeln zu einzelnen Werken Roths, verdanken wir Schütte auch die bisher verläßlichste, kommentierte Bibliographie zum Schaffen dieses Autors. Erschienen ist sie 1995, als Anhang zum Gerhard Roth gewidmeten 128. Band von Heinz Ludwig Arnolds Literaturzeitschrift »Text+Kritik«.

Das Buch, das Schütte im Vorwort bescheidenerweise als eine Einführung in Roths Zyklus ankündigt, ist eigentlich ein Interpretationsvorschläge machen-

Zagreber Germanistische Beiträge 6(1997), 199–202

der und Orientierungshilfe (an-) bietender Führer durch das komplexe Gewebe der *Archive*, welcher Führer schon nach ein paar gelesenen Seiten vorerst nur eine – allerdings sehr wichtige – Tatsache unter Beweis zu stellen vermag. Der, der hier, in diesem Führer, Interpretationsvorschläge macht und Orientierungshilfe (an-)bietet, kennt sich nicht nur in dem siebenbändigem Prosalabyrinth Roths sondern auch in seinem Gesamtwerk aufs beste und aufs genaueste aus.

Dies beweist Schütte bereits mit der Wahl seiner interpretatorischen Angänge, welche der gattungs- und texttypologischen Heterogenität der *Archive* Rechnung trägt. In seinem Anliegen, die »Pathografie der Geschichte und Geistesverfassung seines Heimatlandes [zu] untersuchen« (S. 15) scheut Roth nämlich nicht das Kombinieren, das Nebeneinanderstellen und Gegeneinanderausspielen von Fiktionalem und Nichtfiktionalem, von fabulierender Epik und wahrheitsgetreue Authentizität wahrender Berichterstattung. So sind *Die Archive des Schweigens* zu ihrem einen Teil (*Der stille Ozean, Landläufiger Tod* und *Am Abgrund*, d.h. der zweite, der dritte und der vierte Band des Zyklus) reine fiktionale Erzählprosa, während ihr anderer Teil (*Im tiefen Österreich. Bildtextband, Die Geschichte der Dunkelheit. Ein Bericht* und *Eine Reise in das Innere von Wien. Essays*, d.h. Band 1, 6 und 7 des Zyklus) der dokumentarischen Nonfiktion als dem Strukturierungsgebot verpflichtet ist. Die Mittelstellung kommt dem Band 5 zu. *Der Untersuchungsrichter. Die Geschichte eines Entwurfs*, das Fiktionale mit dem Nichtfiktionalen zu einer Einheit verflechtend, sorgt dafür, »daß der Zyklus insgesamt ein ausgewogenes Gleichgewicht zwischen Fiktion und Dokument erreicht« (S. 19).

Schütte versucht einem solch komplexen texttypologischen Gebilde deutungsmäßig gerecht zu werden in einer Weise, die das methodisch Variable bevorzugt. Diesen Angang hält er für den einzig möglichen Weg, um *Die Archive des Schweigens* von »interpretatorischer Beliebigkeit« zu bewahren, welche allzu oft in »tautologische Selbstbespiegelung einer Theorie» (S. 11) auszuarten droht. Er benutzt »verschiedene Literaturtheorien und theoretische Texte von Literaten – neben den Erkenntnissen von Disziplinen wie Psychiatrie, Anthropologie, Philosophie, Soziologie oder Historiographie – als Hilfsmittel der exegetischen Tätigkeit«, wodurch »der integrative Charakter des Zyklus auf der Metaebene durch den Versuch einer Verknüpfung des verstehen- und erklärenwollenden Diskurses der Literaturwissenschaft mit den Diskursen anderer Disziplinen gespiegelt« (S. 11) wird.

So bemüht sich Schütte in den vier Teilen seiner Studie um die Auslegung der Innertextlichkeit der *Archive*, darüber hinaus aber auch um die Erforschung ihres außertextlichen Umfeldes.

Im ersten Teil geht Schütte auf die ersten zwei Bände der *Archive des Schweigens* ein, welche Bände, jeder mit anderen Mittel, ja jeder in einem anderen Medium, das Leben in der *wildfremden Gegend* (so der Titel) der südsteirischen Provinz dokumentieren. Das eine Mal ist es das Dokumentarische im wahrsten Sinne des Wortes, das uns im Bildband *Im tiefen Österreich* in Form der von Roth gesammelten oder von ihm selber gemachten, in beiden Fällen aber mit seinem Kommentar versehenen Photographien des Alltags auf dem Lande begegnet. Das andere Mal, im Fall des Romans *Der Stille Ozean*, geht es dagegen um das fiktionale Dokument, das, durch den Bildband zusätzliche Konturierung und Kontrastierung gewinnend, »unausgesprochene pathologische Denk- und Verhaltensmuster (zum Vorschein bringt), welche die Voraussetzungen für die widerstandslose Durchsetzung des Nationalsozialismus bereitstellten und noch heute virulent sind« (S. 78).

Der zweite Teil der Studie beschäftigt sich mit dem *Landläufigen Tod*, der »nicht[s]

weniger [versucht], als die Ausdrucksmöglichkeiten der Gattung Roman, wenn nicht gar der Literatur selbst, zu sprengen« (S. 81). Nach Schütte ist *Landläufiger Tod* der Kerntext der *Archive*, weil »in ihm das übergreifende Konstruktionsprinzip und die Poetik des Zyklus sozusagen im kleinen enthalten ist: Eher dem unvollendet gebliebenen, gigantischen Erzählprojekt Musils als den ingenieursmäßig geplanten, ‚totalen' Romanen Doderers verwandt, wirkt er von außen wie ein typischer Großroman und ist in Wirklichkeit doch nur ein heterogenes Sammelsurium kleiner und kleinster, im Grunde autonomer Einheiten.« (S. 84) Am Beispiel des *Landläufigen Todes* versucht dann Schütte Roths Vorgangsweise bei der Strukturierung seines texttypologisch bipolaren Zyklus zu veranschaulichen. Dabei hebt er die Tatsache hervor, daß sich Gerhard Roth, der »seine schriftstellerische Arbeit [...], in Anlehnung an die Terminologie Foucaults, wiederholt mit der Tätikeit eines Archäologen verglichen [hat], weniger für das Augenfällige interessiert, als vielmehr für die latenten Ursachen und (natur)historischen Grundlagen der offenbaren Phänomene, welche nur in den wenigsten Fällen an der Oberfläche abzulesen sind und erst durch das Eindringen in Tiefenschichten, durch den Blick auf das Vergangene erfaßt werden können« (S. 112/113). Demzufolge konzentriert sich Schütte in seinen Untersuchungen der *Archive* »auf die anthropologischen Konstanten, die Phänomene der Gegenwart aus Determinanten der entfernten Vergangenheit erklären und so in einem neuen Licht erscheinen lassen« (S.113).

Der darauf folgende, dritte Teil der Studie, betitelt *Erzählerische Auswege*, setzt sich auseinander mit dem fiktionalen Thematisieren der Hauptstadt (Wien) als dem Zentrum der Macht und des sie aufrechterhaltenden Justizsystems im vierten und fünften Band der *Archive* (*Am Abgrund* und *Der Untersuchungsrichter).* Der Ortswechsel der Handlung, die aus der Provinz in die Hauptstadt verlegt wird, entspricht der Intention Roths, »im Zyklus ein Psychogram von ganz Österreich zu entwerfen« (S. 206). Mit dieser Intention geht jedoch einher auch die Notwendigkeit der Überprüfung von Erzählstrategien bzw. vom Erzählen an sich.

Was im *Untersuchungsrichter,* in der *Geschichte eines Entwurfs*, vielfach präsent ist als das Autoreferentielle, als das Protokollieren der »ästhetischen Probleme im Entstehungsprozeß der Erzählung, die Unzufriedenheit mit der Entwicklung des Manuskripts, Roths kritische, oft ins Destruktive abrutschende psychische und physische Verfassung während der Niederschrift« (S. 230), dies führt zum Aufgeben des Fiktionalitätsprinzips in den letzten zwei Teilen der *Archive*. Ihnen ist der vierte, abschließende Teil von Schüttes Studie gewidmet. *Die Geschichte der Dunkelheit*, die den Lebensbericht des jüdischen Reemigranten Karl Berger mit der Geschichte des Wiener Judentums verbindet, und die neun Beiträge des Bandes *Eine Reise in das Innere von Wien*, über historisch bedeutende Wiener Gebäude und Orte, münden mit ihrem Dokumenthaften gleichsam in das Authentisch-Dokumentarische des ersten Bandes, und suggerieren so eine kreisförmige Geschlossenheit des Zyklus, dessen »Polyphonie der Sprach- und Stilformen ein Ausdruck des Protestes [ist] gegen die einebnenden Bestrebungen der bürgerlichen Gesellschaft, die im Interesse der Etablierung ihrer Normen alles Nonkonforme marginalisiert, systematisiert, verdrängt, vernichtet« (S. 21). Zugleich aber sind *Die Archive des Schweigens* auch »ein beeindruckendes Dokument des Widerstands gegen das Vergessen der Vergangenheit, gegen die subtilen Disziplinarstrukturen, welche die Gesellschaft durchdrin-

gen, gegen den Wahnsinn, den wir als Normalität zu akzeptieren und zu leben gezwungen sind« (S. 326).

Ein verschlüsseltes Dokument ist es, zu dem Schüttes Studie in sehr überzeugender Weise viele mögliche Schlüssel anbietet.

Zagreber Germanistische Beiträge 6(1997), 203–205

IN SACHEN ÖSTERREICHISCHE LITERATUR

Joseph P. Strelka: *Mitte, Maß und Mitgefühl. Werke und Autoren der österreichischen Literaturlandschaft.* Böhlau, Wien–Köln–Weimar 1997
(=Literatur und Leben, Bd. 49)

Dragutin HORVAT
(Universität Zagreb)

Ein Blick in die Bibliographie des amerikanisch-österreichischen (oder österreichisch-amerikanischen) Germanisten Joseph P(eter) Strelka genügt, um feststellen zu können, daß der in Wiener Neustadt geborene Professor für deutsche und vergleichende Literaturwissenschaft an der State University of New York at Albany in seinen Arbeiten immer und immer wieder, das eine Mal direkt, das andere Mal auf Umwegen, ein und dasselbe wissenschaftliche Ziel ansteuert. Angefangen etwa mit Texten aus den frühen sechziger Jahren bzw. mit dem Buch *Brücke zu vielen Ufern* (Wien 1966) und endend mit den Sammelbänden von Autoren- und Epochenporträts *Zwischen Wirklichkeit und Traum* (Francke Verlag, Tübingen und Basel 1994) und *Mitte, Maß und Mitgefühl*, welchen letzteren der renommierte Wiener Böhlau Verlag vor einigen Monaten auf den Büchermarkt gebracht hat, ist es das Thema, oder sollen wir sagen die (noch immer offene) Frage nach dem Wesen der österreichischen Literatur, ja nach der Existenz dieser Literatur als einer selbständigen Entität innerhalb der Gesamtheit der deutschsprachigen Wortkunst, die Strelka von verschiedenen Gesichtspunkten anzugehen und auszuleuchten versucht. Dabei nimmt er oft das Risiko in Kauf, seiner Umgangsweise mit literarischen Texten oder seiner Vorgangsweise bei deren Analyse wegen einerseits des positivistischen Biographismus anderseits der Simplifizierung von Beziehungen zwischen Literatur und (politischer) Öffentlichkeit bezichtigt zu werden. Solche Bezichtigungen erweisen sich jedoch beim aufmerksamen Lesen seiner stilistisch brillant geschriebener Studien als vollkommen grundlos. Denn Strelka versteht es, ob nun über das politische Umfeld eines literarischen Phänomens berichtend oder das persönliche Los eines Literaten schildernd, stets den literarischen Text als Ausgangs- und Bezugspunkt seiner Ausführungen im Auge zu behalten, ihn in seiner Ambiguität

des intimen Bekenntnisses und subjektiven Welterlebnisses des Autors und der allzeit aktualisierbaren allgemein menschlichen Daseinserfahrung dem Leser vorzuführen.

Dieser Vorgangsweise bleibt Strelka auch in seinem neuesten Buch treu. *Mitte, Maß und Mitgefühl* enthält dreizehn Einzelstudien zu bekannten, weniger bekannten und vollkommen unbekannten Autoren und Werken der österreichischen Literatur des neunzehnten und zwanzigsten Jahrhunderts, welchen Studien durch die einleitende vierzehnte der notwendige literatur-, kultur- und zeitgeschichtliche Rahmen gegeben wird. *Die Sonderstellung der österreichischen innerhalb der gesamtdeutschsprachigen Literatur,* so der Titel der Rahmenstudie, geht ein auf die Parallelanalyse zweier nach Meinung des Autors paradigmatischer Texte der deutschsprachigen Literatur des 19. Jahrhunderts. Indem er Adalbert Stifters Roman *Der Nachsommer* und Theodor Fontanes Roman *Der Stechlin* unter Einschluß ihres jeweiligen kultur- und zivilisationsgeschichtlichen Hintergrunds gegenüberstellt, ja gewissermaßen gegeneinander ausspielt, kommt Strelka zu charakteristischen Merkmalen des literarischen Österreichertums, zu den drei Begriffen, die – nicht nur aus Gründen des alliterierenden Wohlklangs – die Titelseite des Buches zieren. Mitte, Maß und Mitgefühl, dies sind nach Strelka die drei Aspekte der österreichischen geistigen Tradition, in der das Spezifische der österreichischen Literatur verankert ist. Es ist eine von Ambivalenz geprägte Tradition: »Einerseits [drückt sie sich] in einer relativierenden Auflösungstendenz des Ich zu einer Ich-Metamorphose hin aus, die zu einem freien Phantasieflug und zu einem Schweben in musikalischen Sphären führt, anderseits in einem skeptisch-kritischen Blick für alle Subtilitäten des Privaten und Persönlichen. In Höhenregionen großer Dichtung verkörpert sich das Österreichische in einem problematischen und tragischen Menschentum, das im Kampf mit den Disharmonien der irdischen Sphäre um eine Harmonie höherer Ordnung ringt.« (S.23)

Die Bekenntnis und die Zugehörigkeit der Autoren aus Bukowina zu einem so verstandenen Österreichertum dokumentiert die zweite Studie des Buches. *Die bukowinaösterreichische Literatur von 1849 bis zur Gegenwart*, die prägnant geschriebene Geschichte einer Kultur- und Literaturoase im Osten (Mittel-)Europas zeigt, daß das lyrische Schaffen von Paul Celan nur ein (keinesfalls einsamer) Gipfel einer rund zwei Jahrhunderte langen Dichtungstradition bildet, die nicht nur wegen ihrer durch das Multiethnische und Multikulturelle bedingte Eigentümlichkeit eines genaueren literaturwissenschaftlichen (Ein-)Blickes würdig wäre. Strelka selber geht da mit eigenem Beispiel voran in der Studie *Der altösterreichische Erzähler zwischen Ost und West*: über die frühe, an die Bukowina gebundene, vom Gedanken der ethnischen und religiösen Toleranz geprägte Schaffensphase des jüdischen Erzählers Karl Emil Franzos.

Auf das literarisch ausgeformte Religiöse geht noch eine Studie des Buches ein. Die Darstellung der *Buddhistische*[*n*] *Religiosität in der österreichischen Literatur von 1848 bis 1955* zeigt, daß die Züge des Buddhismus, zuerst vermittelt durch die philosophischen Postulate Arthur Schopenhauers (bei Ebner-Eschenbach und Ferdinand von Saar) und später, um die Jahrhundertwende und danach, auf direktem Weg, durch Kenntnis buddhistischer Schriften Eingang finden in das Schaffen von Hofmannsthal, Rilke, Kafka, Musil, Broch und Werfel, um hier nur einige unter den von Strelka angesprochenen Autoren zu nennen. Seinen eifrigsten Verfechter, Vertreter und Vermittler findet der Buddhismus jedoch in der Person des zu Unrecht noch immer zu wenig Anerkennung findenden Lyrikers und Übersetzers Ernst Schönwiese, dem Strelka dann auch eine gesonderte Studie widmet.

Streng das Strukturierungsgebot der literaturgeschichtlichen Chronologie befolgend, liefert *Mitte, Maß und Mitgefühl* noch zwei Beiträge zur Erforschung des neunzehnten Jahrhunderts in der österreichischen Literatur. Der erste von ihnen, *Ein österreichischer Exilroman des Jahres 1842*, behandelt ein kaum bekanntes Werk, das, gekonnt das geschichtlich Authentische mit der literarischen Fiktion verknüpfend, ein kritisches Bild Österreichs der Vormärzzeit entwirft. Darin ist sein Verfasser, Franz Ernst Pipitz, der ehemalige Benediktiner Mönch und spätere Privatdozent für Geschichte an der Hochschule in Zürich, wo auch sein Roman *Jakobiner in Wien* – aus Vorsichtsgründen anonym – erschienen ist, seinem viel bekannteren Zeit- und Gesinnungsgenossen Charles Sealsfield/Karl Postl an die Seite zu stellen, auf dessen *Kajütenbuch* Strelka im zweiten Beitrag, betitelt *‚Kishogues Fluch': Zur Sprachkunst und Romankomposition von Sealsfields Kajütenbuch,* zu sprechen kommt.

Das ‚goldene Zeitalter' der österreichischen Literatur und seine Protagonisten stellt der Autor in fünf Studien dar. Der Text *Zur Wiener Dichtung um 1900* schildert am Beispiel von Werken Hofmannsthals, Schnitzlers, Altenbergs und Beer-Hofmanns den der Literatur Jung-Wiens immanenten Begriff der ‚Entgrenzung', der »im Grunde auf eine Ich-Entgrenzung [verweist] und auf eine Art von Dichtung, die sich nicht begnügt, ein naturalistisches Spiegelbild der äußeren Lebenserscheinungen zu geben, sondern die gerade das Gegenteil davon bezweckt, nämlich über die Grenzen sinnlich und verstandesmäßig erfaßbaren Weltschau hinauszugehen« (S. 103). Auf Wien bezieht sich auch der Text *Rilke und Österreich.* In ihm wird zum einen die Abneigung des großen Lyrikers gegen das platte, banale Wienerische dokumentiert, zum anderen aber die Sympathiebekundung für den Geist und die Kultur (Alt-)Österreichs aufgezeigt, die seinen Opus durchdringt. *Musik und Musikalität in Franz Werfels Exilgedichten* und *Der Einfluß des Schweizer Exils auf Robert Musils Werk* sind zwei weitere Beiträge zum Thema der österreichische Autoren und ihrer außerhalb des Heimatlandes entstanden Werke. Die letzte aus dieser Gruppe von Studien untersucht den Zusammenhang von *Dichtung und Philosophie bei Hermann Broch*.

Die abschließenden zwei Kapitel behandeln das Hier und Heute der österreichischen Literatur und ihrer geschichtlich-gesellschaftlichen Determinanten. Das erste, *Drei Kritiker suchen einen Autor*, mit dem Untertitel *Panorama der österreichischen Literatur von 1968 bis 1993 in Romanform*, bespricht den literatursatirischen Roman *Hexeneinmaleins* des Wiener Literaturkritikers und Essayisten Hans Heinz Hahnl und das zweite, betitelt *Der moderne große Roman und Matthias Mander*, untersucht das erzählerische Werk dieses Autors, der in der Nachfolge Robert Musils und Hermann Brochs den Versuch unternimmt, mit den Mitteln der epischen Großform der, wie es an einer Stelle seines Romans *Der Kasuar* heißt, »in Logik gerahmten Absurdität« der Wirklichkeit entgegenzutreten.

Zusammenfassend kann man sagen: Strelkas *Mitte, Maß und Mitgefühl* ist ein Buch, das viele gute Eigenschaften besitzt. Unter anderem auch die, daß es, Antworten auf die literarhistorischen Fragen gebend, die neuen, noch zu stellenden und zu beantwortenden Fragen aufzeigt.

Zagreber Germanistische Beiträge 6(1997), 207–211

'BIN EIN TRAURIGER DICHTER TEUTONISCHER ZUNGE'

HELMUT BÖTTIGERS SPURENSUCHE AN DEN ORTEN PAUL CELANS

Helmut Böttiger: *Orte Paul Celans*, Paul Zsolnay Verlag, Wien 1996.

Uwe SCHÜTTE
(University of East Anglia – Norwich)

Dichter
Je größer das Leid
desto größer der Dichter
Umso härter die Arbeit
Umso tiefer der Sinn

So lautet ein nicht zuletzt autoreferentielles Gedicht des 1991 in Gugging bei Wien verstorbenen, schizophrenen Lyrikers Ernst Herbeck. An unglückseligen Dichterschicksalen ist die deutschsprachige Literatur wahrlich nicht arm. Ein zwar trauriger Umstand, dem sie aber auch in nicht wenigen Fällen ihren Reichtum verdankt. Daß es weniger die großbürgerlichen Dichterfürsten als vielmehr die Unbehausten, Randständigen und Verrückten sind, denen wir gültige Werke verdanken, ist eine für alle Literaturen geltende Faustregel, die durch den naheliegenden Hinweis auf Goethe nur unzureichend entkräftet wird.

Für die deutschsprachige Literatur nach 1945 trifft das von Herbeck Postulierte wohl auf niemanden prägnanter zu als den jüdischen Holzhändlerssohn Paul Antschel aus der Bukowina. Die Ermordung seiner Eltern in der faschistischen Todesmaschine und das Fortbestehen des Antisemitismus in Deutschland und Österreich in der Nachkriegszeit waren das Skandalon, das das Leben des Juden Antschel zeitlebens überschattete.

Als Dichter Paul Celan litt er zudem unter der feindseligen Haltung von Kritikern, die sich kaum ihrer SS-Uniformen entledigt hatten, unter dem Unverständnis von Kollegen in der Gruppe 47, die 1952 bei einem Treffen in Niendorf an der Ostsee in ihrer »Landsersprache« so hemmungslos wie ignorant über seine Lyrik urteilten, unter dem fehlgeleiteten Eifer von Lehrern, die seine *Todesfuge* »lesebuchreif droschen«, unter der Fahrlässigkeit liebloser Verleger, die druckfehlerübersähte Gedichtbände publizierten, unter unsinnigen Plagiatsvorwürfen eifersüchtiger Dichterswitwen. Vor allem aber kämpfte Celan damit, daß die Sprache seiner Dichtung zugleich die der Mörder war. Der immer ausgeprägtere Rückzug ins Hermetische wurde so zu seinem einzigen Ausweg.

Nach seinem Tod bemächtigte sich dann die Literaturwissenschaft seines Werks als eines Paradefalls für ihre textimmanenten Exegesen, produzierte – der jeweils modischen Methodik folgend – Deutung um Deutung, Interpretation um Interpretation, immer aber unter völligem oder weitgehendem Ausschluß des biografischen Hintergrunds. Die erratische Schönheit der Celan'schen Gedichte wurde so freilich um keinen Deut zugänglicher.

George Steiner bemerkte einmal, daß alles über Celan Geschriebene Unsinn sei. Das ist so polemisch wie zutreffend. Denn Celans Dichtungen zeichnen sich gerade dadurch aus, daß sie sich einer definitiven Exegese entziehen. Jede Deutung, sei sie nun hermeneutischer, strukturalistischer, dekonstruktivistischer oder sonstiger Provenienz, kann durch ihre methodischen Limitationen immer nur einen Teilaspekt der polyvalenten Gedichte erfassen. Peter Szondi schloß seine *Celan–Studien* (Frankfurt/M. 1972) mit dem Ergebnis ab, daß es bei der Beschäftigung mit der Lyrik seines Freundes »nicht darum geht, sich für eine der verschiedenen Bedeutungen zu entscheiden, sondern zu begreifen, daß sie nicht *geschieden* sind, sondern eins.«

Celans extremistisches Projekt der Errichtung eines autonomen sprachlichen Systems neben dem, was wir als heuristisch als 'Welt' oder 'Realität' bezeichnen, einem literarischen System, in dem die Wörter die gewohnten semantischen Eigenschaften abstreifen, so daß gleichsam ihre magischen Qualitäten zum Vorschein kommen können, muß der so oder so auf dem *logos* fußenden Literaturwissenschaft notwendigerweise inkommensurabel bleiben. Seine Lyrik, die keinen 'Sinn' enthält – zumindest nicht gemäß der landläufigen Auffassung –, ist der Germanistik eine permanente Provokation, der sie sich nicht entziehen kann. Celans Gedichte brauchen die Literaturwissenschaft nicht, die Literaturwissenschaft aber braucht sie, denn ihre Aufgabe ist das Hervorbringen von Interpretationen. Als Celan einmal um eine eigene, also gleichsam autoritative Deutung eines Gedichtes gebeten wurde, antwortete er: »Lesen Sie! Immerzu nur lesen, das Verständnis kommt von selbst.«

Der Fragesteller, Israel Chalfen, kam dieser Aufforderung zu eigenständiger Beschäftigung mit den primären Texten nach. Das Resultat der Lektüren Chalfens war bezeichnenderweise keine Studie der Lyrik Celans sondern die 1979 erschienene Biografie seiner Jugend. Chalfen hatte erkannt, daß bei Celan Leben und Werk auf das engste miteinander verwoben sind. Die Kenntnis der Lebensgeschichte, insbesondere was die Umstände seiner Herkunft und die Verletzungen durch den Faschismus betrifft, liefert zwar keinen universellen Dietrich zur Aufschlüsselung der *Gedichte*, wohl aber den unabdingbaren Hintergrund zum Verständnis seiner *Dichtung*.

Der offenkundige Angriffspunkt, die Achillesferse der hermetischen Lyrik Celans ist ja ihre scheinbare Beliebigkeit. Konservative Kritiker attackierten die Gedichte als surrealistische Schreibübung oder artistische Spielerei. Celan reagierte auf solche *misreadings* zutiefst verletzt, hilflos und verstört. Dem Fehlschluß, daß bereits die Imitation des Celan'schen Tons zu literarischen Kunstwerken führt, unterliegen ja auch seine zahllosen Epigonen, deren Poeme sich auf den Tischen der Verlagslektoren stapeln. Paul Celans kryptische Dichtung aber beglaubigt und bringt sich hervor aus der wechselseitigen Beeinflußung von erlittenen Verletzungen und radikalisierter Sprache. Sie kann nur in dieser Dialektik begriffen werden, weshalb auch jeder rein hermeneutischer oder rein biografistischer Verstehensversuch notwendigerweise in die Irre führen muß.

Diese längeren Vorbemerkungen haben Altbekanntes repetiert, waren aber notwendig, um den Stellenwert einer jüngst erschienenen biografischen Arbeit zu Celan deutlich zu machen: Helmut

Böttigers Spurensuche an den *Orten Paul Celans*. Wie der Titel nahelegt, gilt Böttigers Interesse weniger den ohnehin spärlichen Daten der Lebensgeschichte, als vielmehr den äußeren und inneren Orten, an denen Celan und seine Dichtung behaust waren. Ihren Ausgang nimmt Böttigers Unternehmen bezeichnenderweise am Ende, nämlich an Celans Grab auf dem Cimetière de Thiais, einem gänzlich unspektakulären, tristen Friedhof nahe der Einflugschneise Orlys. Nicht weit von Celan liegt dort ein weiterer *poète autrichien* begraben – der gleichfalls aus den jüdisch geprägten Randbereich des Habsburgerreichs über eine Vielzahl von zumeist unglücklichen Umwegen ins Pariser Exil getriebene Joseph Roth. Starb Celan nach der Verzweiflungstat seines Sprungs vom Pont Mirabeau, so suchte Roth sein Ende auf weniger abrupte aber ebenso systematische Weise im Alkohol. Es sind nicht zuletzt solch untergründige, sich aus den Korrespondenzen dieser auf den ersten Blick durchaus unterschiedlichen Dichterschicksale ergebenden Einsichten, die den Erkenntniswert der Studie Böttigers ausmachen.

Dem Einfluß des beengten kulturellen Klimas der deutschschreibenden Dichter der Bukowina – der 'kleinen Literatur' Czernowitz' sozusagen – auf den jungen Lyriker Celan ist schon öfters nachgegangen worden. Böttiger aber unterzog sich der Mühe, in diese gleichsam sagenhafte Gegend zu reisen. Er erlebte Schikanen, Korruption, Spekulantentum und Mafiawirtschaft im mittlerweile zur Ukraine gehörenden und Tscherniwizi heißenden Czernowitz. Befand es sich früher am vergessenen Rand der österreichischen Monarchie, ist es heute ein weiterhin bedeutungsloser Ort an der Peripherie des desintegrierenden ehemaligen Sowjetreiches. Böttiger findet das Stadtbild weitgehend unverändert vor. Er macht das erhalten gebliebene Wohnhaus und Gymnasium Celans ausfindig, sucht aber auch die letzten noch lebenden Repräsentanten der untergehenden deutschsprachig–jüdischen Kultur in der Bukowina auf: den 1912 geborenen Dichter Josef Burg, der jiddische Fabeln in der Tradition von Itzig Manger und Eliser Steinbargs schreibt, oder die neunzigjährige Lydia Harnik, die Czernowitz zeit ihres Lebens nicht verlassen hat und heute Schulkindern Privatstunden in den Fremdsprachen Englisch, Französisch und Deutsch erteilt.

In Bukarest, der nächsten Station in Celans Lebenslauf, verbrachte der Dichter glückliche Monate und war den verschiedensten Einflüssen ausgesetzt: Surrealismus, zeitgenössische französische Literatur, kommunistische Schriften. Freunde berichten, daß er damals oft ausgelassen war und revolutionäre Lieder aus dem Spanischen Bürgerkrieg, aber auch alte deutsche Landknechtslieder vortrug. In der rumänischen Kapitale haben die paranoiden Umgestaltungspläne Ceauşescus ihre unübersehbaren Spuren im Stadtbild hinterlassen. Böttiger muß feststellen, daß im Keller des Verlags, in dem Celan einst arbeitete, sich heute ein Lokal mit 'Pianno Jazz' befindet, es aber immer noch erratische Relikte der alten Zeit gibt, wie den achtzigjährigen Gellu Naum, den einzigen dort noch lebenden Surrealisten der ersten Stunde.

Celans kurze Zeit in Wien, von Dezember 1947 bis Juli 1948, gehört zu den interessantesten und geheimnisvollsten Perioden seiner Biografie, kreuzte sich doch dort sein Weg mit Ingeborg Bachmann. Sie führten, so der gemeinsame Freund Milo Dor, »eine Liebesbeziehung auf Entfernung«. Verbürgte Zeugnisse darüber gibt es nicht, wohl aber poetische Korrespondenzen. Diese verschränkten Korrespondenzen in der Lyrik beider, aber auch die Transformationen der Celanschen Vita, 20 Jahre nach der ersten Begegnung, in Bachmanns *Malina*, werden von Böttiger in bestechender Manier rekonstruiert. Den poetischen Raum, der durch die Allusionen und Verschiebungen konstituiert wird, erkundet Böttiger auf behutsame Weise, ohne je in planen

Biografismus zu verfallen. Es ist der vielleicht ephemerste der Orte Paul Celans.

Paris, der nächste und zugleich letzte Exilort Celans, schien ihm endlich die so lange gesuchte Heimstatt zu schenken. Anders als in Deutschland – wo Wildfremde ihn Ende der fünfziger Jahre in Geschäften mit den Worten »Ei guck mal, jetzt sieht man auch schon wieder die Juden« begrüßten – stand seine jüdische Identität in Frankreich nicht so stark im Vordergrund. Die 1952 erfolgte Heirat mit der aus dem katholischen Hochadel stammenden Gisèle de Lestrange und die Anstellung an der angesehenen Ecole Normale Supérieure wirkten wie eine Bestätigung der endlich erreichten Konsolidierung des Lebenslaufes. Tatsächlich jedoch wird Paris zum Ort, in dem die so lange mitgeschleppte psychische Wunde schließlich aufbricht.

Zwar lebte Celan fern vom selbstgerechten, das Fortbestehen faschistischer Traditionen verleugnenden Kulturkonservatismus der Adenauer-Ära, doch zwang ihn sein Beruf zu gelegentlichen Deutschland-Besuchen. »Von jeder Reise in die Bundesrepublik kehrte Celan beschädigt zurück«, erinnert sich Günter Grass, der von 1956–1959 in Paris lebte und mit Celan befreundet war. Nicht ohne Auswirkungen auf seine psychische Verfassung waren auch die publizistischen Angriffe von reaktionären Kritikern wie Günter Blöcker, Hans Egon Holthusen u.a. Celan versuchte sich gegen die ignoranten, oft niederträchtigen Attacken zu wehren, stand ihnen aber letztlich hilflos gegenüber.

»Täglich kommt mir Gemeinheit ins Haus, täglich, glauben Sie's mir. Was steht uns Juden noch bevor?«, schrieb er 1960 an Nelly Sachs. Böttiger führt anhand der Korrespondenz mit Nelly Sachs vor, auf welch unheimliche Weise sich der Lebensweg der um 30 Jahre älteren Großbürgerstochter aus Berlin mit dem Celans verbindet und parallelisiert. Die Entstehung der Verfolgungsängste, welche beide zu wiederholten psychiatrischen Behandlung zwingen, entpuppen sich angesichts der vergangenen und gegenwärtigen antisemitischen Erfahrungen als nur allzu nachvollziehbare Reaktionen. In Zürich besucht Böttiger den Lyriker Franz Wurm, dessen Vita ebenfalls eine zentrale Kongruenz zu derjenigen Celans aufweist: Nur sechs Jahre jünger als Celan und in Prag aufgewachsen, entkommt er als Jugendlicher nach England, verliert aber die Eltern und fast alle anderen Familienmitglieder. Mit dem Leidensgenossen Wurm verband Celan eine von allen Spannungen und Verdachtsmomenten freie Freundschaft. Zwischen ihnen, so Wurm, habe sich »diese merkwürdige, gemeinsame Wellenlänge ergeben. Denn wir haben manchmal, auch telefonisch, wirklich wortlos miteinander verkehrt.«

Wurm berichtet, daß Celan ihm gegenüber auch während seiner letzten Lebensjahre bei seinen Besuchen in Zürich oft ausgelassen und lösgelöst war, erinnert sich aber auch daran, daß Celan einmal zu einer Runde stieß, in der sich eine tschechische Bekannte Wurms befand. Nachdem er eine Weile wortlos dasaß, stand er unvermittelt auf und ging zur Tür. »Er hat nur gesagt, ich solle aufpassen bei dieser Frau. Das sei eine gefährliche Person.« Sein Verdacht gegen die Frau machte Celan einen Aufenthalt bei Wurm unmöglich; er verließ Zürich mit dem ersten Zug. Zwei Jahre später stellte sich heraus, daß sie eine Agentin des tschechischen Geheimdienstes war und bereits einigen Menschen Schaden zugefügt hatte. In welchem Licht Celans Sprung in die Seine angesichts des durch diesen Vorfall bestätigten Sensoriums betrachtet werden muß, bedarf keines Kommentars.

Paul Celan ist tot. Gegen falsche Vereinnahmung und verquere Deutung verteidigen kann er sich nun noch weniger als zu Lebzeiten. Auch seine Gedichte – Zeugnisse des Erlittenen und Erleideten, Dokumente der Suche nach einer nicht korrumpierten Sprache am Rande des

Schweigens – vermögen sich nicht gegen die durch Austreibung der biografischen Dimension erfolgende Degradierung zu beliebigem Interpretationsfutter in germanistischen Seminaren zu wehren. Ein Paradigma für diesen Mißbrauch führt Böttiger in Form des Freiburger Germanisten Gerhart Baumann vor, der 1986 einen mittlerweile vergriffenen Erinnerungsband an Celan veröffentlichte. Die Schilderung eines im Februar 1995 von Baumann gehaltenen Vortrags im Hörsaal 1015 der Freiburger Universität decouvriert musterhaft die Skrupellosigkeit, mit der der reale Hintergrund der Dichtung ausgeklammert wird, sowie die eitle Selbstgefälligkeit, mit der die Lyrik als Ausgangsmaterial zur Demonstration der eigenen rhetorischen Fähigkeiten dient.

Elias Canetti hat sich in seinen Aufzeichnungen einmal gefragt, »ob es unter denen, die ihr gemächliches, sicheres, schnurgerades akademisches Leben auf das eines Dichters bauen, der in Elend und Verzweiflung gelebt hat, *einen* gibt, der sich schämt?« Baumann und die Mehrzahl seiner Kollegen gehören sicher nicht dazu. Böttigers Buch, diese so eklektische wie stimmige Mischung aus Biografie, Reisebericht, Reportage, Interpretation und Essay, konnte nur abseits der verbeamteten Universitätsgermanistik entstehen und ist mehr als jedes andere Stück der – so muß man gerade hier sagen – ´Sekundärliteratur' zu Celan geeignet, die Dependenzen zwischen Person und Werk, als auch die Strategien zu deren Verundeutlichung zu verstehen. Die Schönheit der Gedichte Paul Celans vermag Böttiger allerdings nicht zu erhellen. Das kann nur jeder für sich selbst versuchen.

Zagreber Germanistische Beiträge 6(1997), 213–218

HOFMANNSTHAL ZWISCHEN HISTORISMUS UND MODERNE

Marijan BOBINAC
(Universität Zagreb)

Jacques Le Rider: *Hugo von Hofmannsthal. Historismus und Moderne in der Literatur der Jahrhundertwende.* Aus dem Französischen von Leopold Federmair. Böhlau Verlag, Wien–Köln–Weimar 1997 (= NHS 6).

Neue wichtige Akzente in der Erforschung des Verhältnisses zwischen Tradition und Innovation in der Literatur des Wiener *fin de siècle* setzt das vorliegende Buch von Jacques Le Rider, dem Germanistikprofessor an der Université de Paris VIII und dem international anerkannten Experten für die österreichische Literatur- und Kulturgeschichte. Sein Buch, dessen französische Originalausgabe 1995 erschienen ist, thematisiert die Opposition zwischen Historismus und Moderne am Beispiel Hugo von Hofmannsthals: es ist eher eine Sammlung von literatur- und kulturwissenschaftlichen Studien über einzelne Aspekte als eine komplette Darstellung des Phänomens. Und dennoch gelingt es dem Autor nicht nur größere Zusammenhänge herzustellen; er beschreitet gleichzeitig – wie es im Klappentext zur deutschsprachigen Ausgabe mit Recht hervorgehoben wird - »neue Wege in der etablierten Hofmannsthal-Forschung, indem er Hofmannsthal vor dem Hintergrund der Moderne-Postmoderne-Diskussion der letzten Jahre liest und interessante Parallelen zwischen dem Historismus und der Postmoderne zieht«.

Die angedeutete Akzentsetzung wird im einleitenden Kapitel (»Schwäche des Historismus und Erfindung einer Tradition«) ausführlich dargelegt. Indem Le Rider der zwar bekannten, aber durch eine zunehmende Hervorhebung des Innovativen relativ wenig beachteten Verbindung zwischen den Wiener Modernisten und dem Historismus nachgeht, weist er auf ein eigentümliches Nebeneinander von Archaismus und Tradition auf der einen und Modernisierung auf der anderen Seite hin, welches sich in sehr interessanten Formen gerade bei den führenden Vertretern der Wiener Moder-

ne, bei Hofmannsthal, Klimt, Loos und Karl Kraus, beobachten läßt. Dabei verweist Le Rider insbesondere auf die betont klassisch-humanistische Ausbildung, deren Einfluß auf die Wiener Modernisten viel stärker als bei vergleichbaren Künstlern in anderen westeuropäischen Metropolen festgestellt werden kann. Ein weiteres Spezifikum der Wiener Moderne erblickt er auch darin, daß sich ihre Vertreter in keine frontalen Konflikte mit dem habsburgischen Establishment – in Berlin waren die Modernisten bekanntlich von vornherein mit der wilhelminischen Bürokratie konfrontiert – verwickelten und daß ihnen häufig großzügige staatliche Subventionen zuteil wurden. Auch avantgardistische Bestrebungen sind in Wien weniger vertreten als anderswo – mit einem Worte: »Die Wiener Modernisten anerkennen die Autorität der Alten.« (S. 14)

Indem sie sich als Neuerer verstehen, sehen sie sich zugleich als Fortsetzer der großen klassischen Tradition. Hofmannsthal nimmt unter diesen Autoren einen außerordentlichen Platz ein. Die Affinität zur Tradition bedeutet selbstverständlich nicht ihre unkritische Bejahung. Die Verflechtung von »Eklektizismus« und »Originalität« bei Hofmannsthal – wovon der Dichter bereits 1893 in einer Aufzeichnung redet – wird von Le Rider mit der Formel »konservative Moderne« (S. 26) umschrieben. Dabei hat hier »konservativ« nichts mit »Konservatismus« zu tun; Hofmannsthal geht es vielmehr darum, »die Tradition wiederzubeleben, um sie bewahren zu können« (S. 27). Die Wurzeln dieses widersprüchlichen Tatbestandes sind im Wiener Historismus oder, wie man ihn manchmal auch nennt, der Epoche der »Ringstraßenzeit«, der »Makartzeit« zu suchen; das wesentliche Merkmal dieser Epoche sieht Le Rider in »eine[r] Krise der Traditionen, ein[em] Mangel an geschichtlicher Kontinuität« (S. 31) und in ihrem Versuch, historische Traditionen zu rekonstruieren. Im Unterschied zum deutschen Historismus, der vor allem nationale, ja nationalistische Züge annimmt, gebärdet sich der Wiener Historismus universalistisch und gründet sich auf supranationalen Elementen und auf einer liberalen Kultur, die zu einem Großteil vom jüdischen Bürgertum getragen wird. Und obwohl dieses eigentümliche Konglomerat durch die Fragilität der habsburgischen Nationalidentität und durch das Aufkommen der Massenparteien in Krise gerät, behält es seine Gültigkeit für Wiener Modernisten bis zur Auflösung der Monarchie.

In dieser Umwelt aufgewachsen, »gesättigt von historistischer Kultur, aber auch Anhänger Nietzsches – so sucht Hofmannsthal seinen eigenen Weg unter den Modernen« (S. 40). Er übernimmt zwar ein großes Repertoire an avantgardistischen Neuerungen – im Drama etwa Kurzform, Lyrisierung, Ablehnung der 'Aktion', Synthese der Künste –, bewahrt aber immer das notwendige Maß an Spannung und Handlung und schneidet nie die Verbindung zum Publikum ab. Indem es ihm also um die Verwirklichung einer »klassischen Moderne« geht, sucht er das historistische »Epigonentum« im Namen eines nietzscheanischen Imperativs der Wiederbelebung der Kultur zu überwinden, ein *aggiornamento* der Tradition zu erzielen. Der 'geschwächte' Historismus führt hier paradoxerweise zur 'Erfindung einer neuen Tradition': als »eines der Symptome der Dekadenz, die zur 'Disgregation' des Sinns, des Textes, des Satzes führt, zur Sammlung von Kuriositäten und Nippsachen aus dem unerschöpflichen Supermarkt der Geschichte« (S. 55). Dies erfolgt durch zahlreiche Zitate, durch die »Lust am Hypertext«, durch intertextuelle Bezüge, zugleich aber auch durch die »Subversion der Historie«. Im Bewußtsein der Widersprüchlichkeit dieses Verfahrens, unternimmt Hofmannsthal eine doppelte Fluchtbewegung – vor dem Historismus und vor den ästhetischen und sozialen Codes. Dieser Fluchtbewegung

geht Le Rider an einigen signifikanten – fiktionalen wie auch nichtfiktionalen – Texten des Wiener Autors nach, wobei er das dominant poststrukturalistische Verfahren seiner Analyse durch sozialgeschichtliche und psychoanalytische Einsichten zu vertiefen sucht.

Den ersten Essay widmet Le Rider der *Reitergeschichte*. Im Mittelpunkt steht dabei die Gratwanderung Hofmannsthals zwischen Epigonentum und Modernität; seine künstlerische Leistung besteht hier in »einer frühzeitigen 'Postmoderne'«, im »eingestandenen oder ironischen Zitieren« (S. 62), was zum Prinzip des Schöpfertums gemacht wird. Diese Auffassung des Originalitätsbegriffs ist laut Le Rider durchaus mit jener im Chandos-Brief vergleichbar: das Fremde der Tradition vermischt sich mit dem Eigenen eines literarischen Schaffens. Das ist die Ursache einer tiefen Krise – beim Autor wie auch bei seinen fiktiven Figuren. Wie der Absender des Briefes an Francis Bacon von einer tiefen Identitätskrise erfaßt ist, so leidet unter ihr auch der Held der *Reitergeschichte*, der österreichische Wachtmeister Lerch, der vom anfänglichen Gefühl der Einheit einer immer stärkeren Spaltung seines Ichs erliegt und zum Schluß in einem Plünderungsversuch von seinem zynischen Vorgesetzten erschossen wird.

Le Rider wertet hier auch den Umstand auf, daß die Geschichte vor dem Hintergrund der gewaltsamen Rückeroberung Norditaliens 1848 spielt. Dadurch erhält die Identitätskrise des Unteroffiziers, der gegen seine Rolle aufbegehrt und seine Persönlichkeit entdeckt, auch eine politische Note. Auf eine verschlüsselte Weise wird von Hofmannsthal das Unbehagen der österreichischen Liberalen an den repressiven gegenrevolutionären Kriegen des Habsburger Staates zum Ausdruck gebracht. Dies ist ein wesentlicher Bestandteil jenes Zwischenspiels von Erinnern und Vergessen, auf welches Le Rider auch in weiteren Segmenten der *Reitergeschichte* hinweist: »das Verhältnis des *poeta ductus* zur literarischen Tradition, […] des Individuums zu seiner eigenen Identität […], vielleicht auch das Verhältnis zwischen literarischer Sprache und rhetorischer Konvention« (S. 92f.).

Um diese Fragen geht es auch in der Analyse des berühmten Chandos-Briefes. In Le Riders Augen ist die übliche Interpretation dieses »erfundenen Briefes«, wonach die Chandos-Krise mit jener Hofmannsthals (Schaffenskrise und Bruch mit der Jugendzeit) gleichgesetzt wird, zu eng, ja widersprüchlich. Denn: wie kann man diese Lesart des Textes, wonach Hofmansthal eine tiefe Krise der Dichtersprache erlebt, mit der Tatsache verknüpfen, daß der Text in einer souverän beherrschten Sprache geschrieben ist? Oder, anders gewendet, wie ist das kritische Sprachbewußtsein der Moderne mit der klassischen Form, mit dem Genre der Epistel, in Einklang zu bringen? Hofmannsthal überlagert hier nämlich mehrere historische Bezüge (die Horazsche Epistel, die elisabethanische Epoche) und unterläuft dadurch »den historistischen Zwang zur historischen Wahrheit«; dies führt wiederum zu einer »Polysemie, die das Geheimnis des Textes erzeugt und zum Gegenstand endlosen und vielfältigen Interpretierens macht« (S. 107). Da Hofmannsthal die Schriften Bacons gut kannte, kannte er auch dessen sprachkritische Reflexionen, dessen Einsatz für die 'Reinigung' der Sprache, die für ihn gar nichts krisenhaftes hatte. Deswegen ist – hebt Le Rider hervor – »eine allzu 'dramatische' Lektüre des Chandos-Briefes zu korrigieren. Es wäre falsch, von einem 'Sprachverlust' und einer als Katastrophe durchlebten Krise zu sprechen.« (S. 108) Der Verlust der Illusionen, der beim Absender des Briefes mit dem Verlust der Konsistenz von Wörtern verbunden ist, kann demzufolge als Wiedergewinnung der Klarheit interpretiert werden. Ebenso falsch wäre es, meint Le Rider, zu glau-

ben, der Chandos-Brief endet »vor einem 'sprachkritischen' Hintergrund, im Gegenteil, er kündigt eine neue Kreativität an« (S. 126); die Krise des Lord Chandos bedeutet vielmehr den Bruch mit seinem bisherigen 'Narzißmus', sie ist zwar resignativ, aber bedeutet zugleich eine Rückkehr zur Normalität, sie führt zu einer Unmittelbarkeit der Erfahrung, zu einer ethischen und intellektuellen Kreativität.

Das Zwischenspiel von Historismus und Moderne wird im folgenden an zwei fiktionalen Texten Hofmannsthals dargestellt, die im Bewußtsein des breiten Lesepublikums nicht so präsent sind wie *Reitergeschichte* oder *Ein Brief*. Aber auch sie – es handelt sich um das Romanfragment *Andreas* und *Die Wege und die Begegnungen* – haben verschiedene, zum Teil widersprüchliche Interpretationen erfahren: ein Umstand, der die Kenner der höchst raffinierten erzählerischen Verfahrensweisen Hofmannsthals nicht verwundern kann. Im *Andreas*-Fragment, das die alte Gattung des Bildungsromans thematisiert, gerät die gattungsimmanente Charakteristik des erzieherischen Anliegens in eine scharfe Kollision mit der Identitätskrise der Titelgestalt, die an jene Lerchs oder Chandos' erinnert. Doch nicht nur der fragile junge Wiener, der sich auf eine Bildungsreise nach Venedig begibt, ist von einer Krise erschüttert. Seine Umwelt – sowohl in der Heimatstadt als auch in der dekadenten Adriametropole, wie schon vorher auf einer Zwischenstation in der kärntnerischen Bergidylle – ist zutiefst desintegriert, auch die handelnden Personen sind fast ausnahmslos gespalten und bleiben weitgehend rätselhaft. Im *Andreas*, wie das schon auch an der *Reitergeschichte* und am Chandos-Brief dargestellt wurde, wimmelt es von Zitaten und Anspielungen, so daß auch hier Hofmannsthals Kunst der Collage die Verschmelzung auch disparatester Bezüge, einen der wichtigsten Züge des Historismus, evoziert. Gegen seine eigene Absicht – mit einer »Ästhetik des Unfertigen […], die dem Leser die Sorge um die Rekonstruktion des großen Gebäudes überläßt« (S. 130) – unterminiert Hofmannsthal das Ideal des organischen Kunstwerks. Der Held, dem ebenfalls keine sprachliche Kommunikation gelingen will, verliert sich im venezianischen Labyrinth und wird somit zu keiner vollkommenen Persönlichkeit. So eröffnet Hofmannsthal wider Willen eine »radikal moderne Ästhetik, […] eine Montage von Texten, die in Wahrheit nur eine Demontage ist, eine Konstruktion, die in sich die Spuren der Zerstörung trägt« (S. 156).

Im gattungsmäßig schwer definierbaren Text *Die Wege und die Begegnungen* geht es ebenso um eine Montage von Zitaten aus unterschiedlichsten Quellen, die allerdings nicht als solche bewußt gemacht werden. Im Gegenteil, sie werden 'vergessen', vom einleitend verschwiegenen Bibel-Zitat, das Hofmannsthal in der Überarbeitung eines französischen Zeitgenossen übernimmt, bis zu Cervantes, Shakespeare, Dostojewski und vielen anderen Autoren: »das intertextuelle Gebäude des *poeta ductus* kann jeden Augenblick einstürzen« (S. 170). Doch hier, wie schon im Chandos-Brief, ermöglicht der Zerfall in Teile eine Erleichterung, eine neue Erkenntnis des Ganzen. Damit sind auch die Kategorien des Vergessens und des Erinnerns verbunden: die Fähigkeit des Vergessens ermöglicht erst das Erinnern. Le Rider weist in diesem Zusammenhang auf das Erinnern des Körpers und des Unbewußten, aber auch der jüdischen Identität hin, welche gerade in *Die Wege und die Begebenheiten*, durch die biblische Gestalt Agurs, große Bedeutung erlangt.

Die Dimension des Unterbewußten verweist auf Hofmannsthals großen Wiener Zeitgenossen, Sigmund Freud, dessen theoretische Ansichten in der Argumentation Le Riders eine große Rolle spielen. Im nächsten Kapitel wird Freud selbst zum Gegenstand der Analyse: In

der Gegenüberstellung der drei 'Wallfahrten' auf die Akropolis, welche der französische Historist Renan, Freud und Hofmannsthal in den Jahren vor und nach 1900 unternommen haben, sucht Le Rider weitere Einsichten in das Verhältnis zwischen Historismus und Modernität zu bekommen. Die Aufzeichnungen des französischen Gelehrten, die er bei seiner Griechenlandreise gemacht hat, zeugen von der Ideologie der 'historistischen Generation', vom Glauben an Wissenschaft und Fortschritt, von der Rückkehr zur klassischen Antike, vom rationalistischen Liberalismus; auch eine gewisse Ambivalenz Renans dem Judentum gegenüber entgeht Le Rider nicht, eine Ambivalenz, die er in vorherigen Kapiteln bei Hofmannsthal festgestellt hat. Freuds Aufzeichnungen von seiner Reise nach Athen sind jedoch viel tiefer vom ambivalenten Judentum geprägt; darin tritt zutage auch »eine irreduzible Differenz zwischen jüdischer Identität und assimilierender (klassisch-antiker und deutscher) Kultur« (S. 186). Während der Vater der Psychoanalyse noch voller Bewunderung für antike Monumente und Lokalitäten ist, kommen in Hofmannsthals Reiseeindrücken völlig andere Überlegungen zum Ausdruck. Den Ruinen kann der Modernist keinen Sinn verleihen: die mythisch-klassische Antike in der historischen Überlieferung ist ihm nur noch eine Fabel, die in der häßlichen Realität völlig widerlegt wird. Aber auch hier wird eine neue Perspektive eröffnet. Nicht nach dem akademischen Neoklassizismus und Historismus soll sich der moderne Künstler richten, meint Hofmannsthal, er soll vielmehr »eine Durchseelung des Leiblichen« beanspruchen. Erst auf diese Weise kann ihm die antike Kunst – wie es in einem frühen Text des Dichters heißt – das Gefühl einer lebendigen, nichthistorischen Berührung mit der künstlerischen Schönheit verschaffen.

Von der Bildhauerei geht Le Rider auf die Beziehung des Wiener Autors zur Malerei über; Hofmannsthal war mit der Geschichte der Malerei sehr gut vertraut und hat aus ihr, besonders in seinen frühen Arbeiten, zitiert, genauso wie er das auch aus klassischen und modernen literarischen Texten. Diese Zitate können, meint Le Rider, »als Manifestation von Hofmannsthals Historismus« (S. 201) betrachtet werden. Wie es in der Krise der Dichtersprache um die Suche nach einer anderen, kargen Ausdrucksweise ging, so soll auch die Überwindung des Historismus in der Malerei über die Emanzipation der Farbe erfolgen, wobei der »beschreibenden« Malerei gegenüber der »erzählenden« der Vorzug gegeben wird. Die dadurch »wiedergefundene Unschuld des Auges ist dem Vergessen analog, das es der Erinnerung ermöglicht, sich von der Überfülle an historistischem Wissen zu befreien, um von neuem kreativ zu werden« (S. 219).

Sein Buch schließt Le Rider mit zwei Studien über Hofmannsthals politische Positionen im Ersten Weltkrieg und in der darauffolgenden Zeit ab. In dieser Periode entfernt sich Hofmannsthal von der Position eines 'unpolitischen Ästheten', der – wie auch andere Wiener Modernisten – die Habsburgische Monarchie anzuschwärzen pflegte. Nun wird er allmählich zum Verfechter der »österreichischen Idee eines mitteleuropäischen Reiches« sowie einer »konservativen Revolution«; gerade diesen beiden politisch-philosophischen Komplexen sind die Schlußkapitel gewidmet.

Le Rider zählt zu den Kennern der mitteleuropäischen Problematik, er hat vor einigen Jahren selbst ein Buch zu diesem Thema geschrieben (auf deutsch: *Mitteleuropa. Auf den Spuren eines Begriffes*, Wien 1994). Den verschwommenen Begriff »Mitteleuropa« sucht er als eine Reihe von politischen und ideologischen Projekten zu beschreiben, die immer dann auftauchen, »wenn die deutschsprachigen Länder eine Krise […] ihrer geopolitischen Identität durch-

machen« (S. 232), vom Dreißigjährigen Krieg bis in die jüngste Gegenwart. Grundsätzlich unterscheidet Le Rider dabei zwei Konzeptionen: eine relativ neue, pangermanische, der es vor allem um den deutschen 'Drang nach Osten' geht, und eine viel ältere, die an die Tradition des Heiligen Römischen Reichs anknüpft und am häufigsten »als Mythos oder Utopie einer wiederhergestellten Harmonie in Mitteleuropa« (S. 233) begründet wird.

Mit seiner offenen Parteinahme für einen supranationalen Habsburgerstaat gehört Hofmannsthal zu den prominenten Vertretern der zweiten, 'austriakischen' Konzeption. Eine nicht unwesentliche Rolle spielt hier laut Le Rider auch die 'vergessene', manchmal auch 'verborgene' jüdische Identität, die Hofmannsthal nicht nur mit Leopold von Andrian, sondern paradoxerweise auch mit Joseph Roth teilt.

Während sich Hofmannsthal bis zum Zusammenbruch der Monarchie aktiv für die Erhaltung und Neubegründung dieses Staatsgebildes einsetzt und dabei neben der mitteleuropäisch-österreichischen auch die europäische Idee nie aus dem Blick verliert, spürt man in seinen Schriften aus der Zeit nach 1919, daß er »den Boden unter den Füßen verliert« (S. 247). Dies äußert sich auch darin, daß sich Hofmannsthals Konservativismus auch einer Kulturkritik nähert, die man »im Kontext des europäischen Faschismus« (S. 249) sehen kann. In diesem Sinne wurde die berühmte Formel von der »konservativen Revolution«, die er in einem Text aus dem Jahre 1927 erwähnt und die zur gleichen Zeit von rechtsradikalen Intellektuellen viel strapaziert wurde. Le Rider stellt aber fest, daß beim Wiener Dichter das wichtigste Erkennungszeichen der deutschen 'konservativen Revolutionäre' fehlt, nämlich Schmähungen gegen Frankreich und die Französische Revolution. Bei Hofmannsthal geht es hingegen um »eine kulturelle und politische Restauration des Heiligen Reiches« (S. 251), die als einzige eine Ordnung für Mitteleuropa garantieren kann. Im Rahmen dieser Utopie soll auch eine »Form« wiedergebracht werden – »Sprachform, Lebensform, Formen der Kunst und Literatur (gegen die Moderne, die als formlos empfunden wird)« (S. 252). Wie sich die genannten politischen Überlegungen Hofmannsthals in seinem literarischen Schaffen, in der Umfunktionierung des Historismus und in der Erfindung einer neuen Tradition, widerspiegeln, zeigt Le Rider abschließend an den szenischen Texten *Rosenkavalier*, *Der Schwierige* und *Der Turm*.

Zagreber Germanistische Beiträge 6(1997), 219–220

EINE NEUE KROATISCHE GRAMMATIK DER DEUTSCHEN SPRACHE

Inja SKENDER
(Universität Zagreb)

Zrinjka Glovacki-Bernardi:
Osnove njemačke gramatike.
Školska knjiga, Zagreb 1995.

Die neueste kroatische Grammatik der deutschen Sprache von Zrinjka Glovacki-Bernardi ist ein empfehlenswertes Lehrwerk, in dem die deutsche Grammatik auf eine neue und moderne Weise dargestellt wird. Sie beruht nämlich auf einer gelungenen Verbindung der traditionellen Grammatik mit den Grundlagen der Textlinguistik. Dieses wichtigste Merkmal wird schon aus der inhaltlichen Gliederung deutlich.

Die Grammatik besteht aus vier Hauptteilen: *Laut und Buchstabe*, *Text*, *Satz* und *Wort*. Schon im zweiten Teil unterscheidet sich dieses Werk von den bisher verfaßten kroatischen Grammatiken der deutschen Sprache, in denen der Aussprache und der Orthographie die Morphologie und die Syntax folgen und in denen vom Text überhaupt nicht die Rede ist. Mit der Einführung des Textes als einer wichtigen linguistischen Kategorie wird die Grammatik im Kontext betrachtet. Dadurch wird hervorgehoben, daß auch der Text zur Grammatik gehört. Durch die Vorstellung verschiedener Textsorten (Nachricht, Wetterbericht, Kochrezept usw.) wird die Grammatik auch populär und attraktiv dargestellt.

Der dritte Teil ist dem Satz gewidmet. Der Benutzer dieser Grammatik erfährt zuerst – noch vor der Behandlung der Wortarten – etwas über die Satzglieder, was von der Wichtigkeit des Satzes zeugt. Da sich die meisten Sprecher einer Sprache meistens in Sätzen ausdrücken, ist es sehr wichtig, den Lerner einer Sprache in einer Grammatik mit den verschiedensten Beispielsätzen der jeweiligen Sprache zu konfrontieren. Auf diese Weise wird die Grammatik nicht mehr als eine isolierte Dimension der Sprache erlebt, die mit der »normalen« Sprache nichts zu tun hat. Der große Vorteil dieser Grammatik besteht darin, daß alle Sätze und Texte authentisch sind und aus verschiedenen Quellen stammen. Die in den traditionellen Grammatiken benutzten Beispiele sind meistens vereinfacht

und nur zur besseren Erklärung der grammatischen Regeln konstruiert.

Nach dem Kapitel über die Satzarten gibt es ein besonderes Kapitel über die Valenz, die oft eine bedeutende Fehlerquelle ist und der beim Erlernen des Deutschen sehr große Aufmerksamkeit geschenkt werden sollte. Im darauffolgenden Kapitel wird auch der Begriff des Satzrahmens eingeführt, der als der größte Unterschied im Bau des deutschen und kroatischen Satzes fungiert. Die zusammengesetzten Sätze werden auch sehr eingehend behandelt, und zwar aufgrund gut gewählter Beispiele.

Im Teil über das Wort werden alle Wortarten detailliert dargestellt. Beim Verb kann man die ganzen Paradigmen finden, was für den Lerner vom größten Nutzen ist. Das Substantiv wird zusammen mit dem Artikel behandelt, was den Lerner darauf hinweist, daß das Substantiv im Deutschen ohne Artikel meistens nicht zu gebrauchen ist. Die Adjektivdeklination ist ebenfalls sehr gut erklärt und dargestellt. Es ist besonders zu unterstreichen, daß ein Kapitel den Partikeln gewidmet ist. Die Partikeln werden in traditionellen Grammatiken sehr oft vernachlässigt oder übersehen, obwohl sie in der deutschen Sprache eine sehr wichtige Rolle spielen.

Am Ende der Grammatik von Glovacki-Bernardi ist noch eine Liste der starken und unregelmäßigen Verben, eine Liste der Verben mit unterschiedlicher Valenz im Deutschen und Kroatischen und ein Verzeichnis der Fachtermini zu finden.

Dieses Lehrwerk ist auf Kroatisch geschrieben, es ist aber durch ständiges Verbinden der deutschen und kroatischen Sprache gekennzeichnet. Alle grammatischen Termini und alle Beispiele werden in beiden Sprachen dargeboten, was für den Lerner sehr nützlich und praktisch ist. In den traditionellen Grammatiken sind die grammatischen Termini meistens einsprachig angegeben, was manchmal auch zu einem terminologischen Durcheinander führte. Durch diese Verbindung der Fremd- und Muttersprache wird der Muttersprache eine angemessene Rolle im Erlernen einer Fremdsprache zugeteilt. Auf diese Weise werden Deutsch und Kroatisch verglichen, Gemeinsamkeiten und Unterschiede werden hervorgehoben, wobei auch den Lernern bewußtgemacht wird, daß ohne Grundkenntnisse der Grammatik der Muttersprache auch das Erlernen der Grammatik einer Fremdsprache nicht möglich ist.

Diese Grammatik ist eine sehr gute Auffrischung unter den Lehrwerken für die deutsche Sprache auf dem kroatischen Markt. Sie ist besonders für diejenigen Lerner geeignet, die schon über grundlegende Deutschkenntnisse verfügen, die diese Kenntnisse jedoch systematisieren oder ergänzen möchten. Es handelt sich um ein empfehlenswertes Lehrwerk, das einerseits auf eine sehr überschaubare Weise die deutsche Grammatik darstellt und das andererseits die deutsche und kroatische Sprache durch die vorbildliche kontrastive Analyse eng miteinander verbindet.